Gedichte in Auswahl

Friedrich Schiller, Franz K. Hartert, Albrecht Dieterich


IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN
SIGILLVM · COLLEGII · COLVMBIAE · NOVI · EBORACI





Schillers Gedichte

in Auswahl.

Gemeinfaßlich erläutert

für

Schule und Haus

von

Franz K. Hartert.

Dritte Auflage

durchgesehen

von

Dr. Albrecht Dieterich.

Kassel 1891.

Georg H. Wigand.

Druck von W. Hopf in Melsungen.

Vorwort.

> Denn bei den alten lieben Toten
> Braucht man Erklärung, will man Noten;
> Die neuen glaubt man blank zu verstehen;
> Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehen.
>
> Goethe.

Harterts „Auswahl von Schillers Gedichten gemeinfaßlich erläutert für Schule und Haus“, die fast alle Gedichte enthält, welche für die Jugend und weitere Kreise, wie sie sich der Verfasser dachte, in Betracht kommen konnten, hat sich eines so nachhaltigen Beifalls zu erfreuen gehabt, daß, obwohl das Werk seit Jahren vergriffen, die Nachfrage danach doch nicht verstummt ist. Man hat die Erklärungen Harterts für Schulen, besonders für höhere Bürgerschulen, Realschulen, Töchterschulen und Privatanstalten, namentlich aber auch für Volksschullehrer, die zum Verständnis Schillers einen Kommentar suchen, ganz vortrefflich gefunden. Darum hat sich denn der Herr Verleger entschlossen, eine neue Ausgabe des bewährten Werkchens zu veranstalten.

Die Grundsätze, die bei der Erläuterung der Dichtungen maßgebend waren, hat der Verfasser in den Vorreden der frühern Ausgaben dahin erklärt, „daß vor allem das sachliche Verständnis eines Gedichtes erforderderlich sei, um den vollen Genuß desselben zu ermöglichen.“

„Zu diesem Zweck,“ sagt Hartert, „glaubte ich mich darauf beschränken zu können, außer den an den Text sich anschließenden Anmerkungen, zunächst in einer Einleitung den Gedanken und den Inhalt des Gedichtes im Ganzen darzustellen und dann, in der Inhaltsangabe der einzelnen Strophen-

die in diesem Bande streng durchgeführt ist, die Ausführung dieser Gedanken im einzelnen nachzuweisen."

„Eine solch einfache prosaische Wiedergabe eines Gedichtes hat Schiller selbst für zweckmäßig erklärt. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß sein Gedicht „das Ideal und das Leben" falsch verstanden wurde und wünschte, daß ein Kundiger einige Worte zur Widerlegung der schiefen Ansichten ins Publikum hineinsprechen möchte. Bei dieser Gelegenheit sagte er ausdrücklich (in einem Brief vom 29. November 1795): „„es würde nichts schaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Prosa ausgesprochen würde.""

Aber das Werkchen soll für sich selber sprechen, oder vielmehr: es hat schon für sich selber gesprochen. Deshalb mußte diese neue Auflage ganz das Hartertsche Werk bleiben, welches seine Brauchbarkeit schon bewiesen hat. Nur konnten hier und da eingehendere Ausführungen, die das Verständnis der Gedichte nicht erfordert, gekürzt und ähnliche unwesentliche Änderungen vorgenommen werden; immer aber blieb zu bedenken, daß der Verfasser aus langer Erfahrung das Bedürfnis der Kreise, für welche er schrieb, wohl gekannt hat. Nur wenige Gedichte sind neu hinzugenommen, um möglichst keins, das man in einer solchen Sammlung erklärt wünschen kann, vermissen zu lassen. Die Reihenfolge ist nach der Schüler-Ausgabe der Schillerschen Gedichte geordnet. Auch die Orthographie ist in die jetzt geltende Rechtschreibung umgeändert.

Möge die neue Ausgabe den alten Freunden des Buches beweisen, daß dasselbe in seiner neuen Gestalt die alten Vorzüge bewahrt hat, und möge es ausgehen, ihm neue Freunde zu werben, damit es ein rechtes Hilfsbüchlein werde zum Verständnis unseres Schiller in Schule und Haus.

Dr. Albrecht Dieterich.

Hektors Abschied.

I. Einleitung.

Zur Einleitung in die Gedichte: Hektors Abschied, das Siegesfest und Kassandra ist es nötig, des trojanischen Krieges kurz zu gedenken; denn die Gestalten, die in diesen Gedichten auftreten, sind sämtlich aus jenen großen Epen des Altertums entlehnt, welche den Krieg um Troja besingen.

Paris, der Sohn des Königs Priamus von Troja, hatte des Menelaus, des Königs von Sparta, Gattin Helena entführt. Um Rache zu nehmen, zogen Menelaus und sein Bruder Agamemnon, König von Argos und Mycenä, mit vielen griechischen Fürsten aus und belagerten Troja zehn Jahre lang. Das letzte Jahr dieses großen Kampfes ist in der Ilias des Homer besungen. Die tapfersten Helden der Griechen, außer Agamemnon, dem Oberbefehlshaber des ganzen Heeres, und Menelaus waren Achilles und sein Freund Patroklus, Ajas von Salamis und Aias der Lokrer, Teukros, Nestor, Diomedes und Odysseus. Der gewaltigste Held im Trojanerheere dagegen war Hektor, der Bruder des Paris.

Was den Griechen nicht durch Waffengewalt gelang, erreichten sie endlich durch List. Auf den Rat des Odysseus bauten sie ein ungeheures hölzernes Roß, in dessen hohlem Bauche sich die tapfersten Griechen verbargen. Darauf steckten sie ihr Lager in Brand und segelten nach der nahen Insel Tenedos. Alsbald strömten die Trojaner in das verlassene Lager und staunten hier das ungeheure Roß an. Unter demselben ward ein Grieche, Namens Sinon, hervorgezogen, dem es gelang die Trojaner völlig zu täuschen. Er erzählte, die Griechen hätten dies Roß zum Geschenk für die Athene gebaut und zwar deshalb so groß, damit die Trojaner es nicht in die Stadt bringen und sich dadurch den Schutz der Göttin verschaffen könnten. Er selbst habe geopfert werden sollen und sei geflohen, in der Hoffnung, bei den Trojanern Mitleid zu finden.

Man schenkte ihm Glauben, und als nun gar der Priester Laokoon, der vergebens vor der verderblichen Schlauheit der Griechen gewarnt hatte, mit seinen beiden Knaben von zwei

Schlangen umstrickt ward, welche der beleidigte Neptun dem Meere entsteigen ließ, wurde ein Teil der Mauern eingerissen und das Roß unter lautem Jubel in die Stadt gezogen. Alles überließ sich hier der Freude. Umsonst warnte Kassandra, die Priesterin des Apollo, vor dem nahenden Geschick. Nachts öffnete Sinon den Bauch des Pferdes und gab den Griechen ein Zeichen. Sie kehrten zurück, stürmten durch die offene Mauer herein, warfen Feuerbrände in die Häuser und begannen ein furchtbares Blutbad.

Dies Ende Trojas ist gleichfalls von Schiller in seiner ausgezeichneten Uebersetzung des zweiten Buchs der Aeneïde Vergils erzählt.

Das Gedicht „Hektors Abschied" gehört zu den ersten Gedichten Schillers. Es findet sich in den „Räubern" (Akt 2 Scene 2) wo Amalie, nachdem sie die Hoffnung ausgesprochen hat, der Traum der Liebe werde auch im Grabe noch fortgeträumt werden, es singt. Freilich hatte es dort in seiner ersten Gestalt noch nicht die Vollendung der Form, welche es später durch die Hand des Dichters erhielt.

Es ist eine Nachbildung des Abschiedes Hektors von Andromache, wie er in Homers Ilias erzählt wird. Nur hat ihn Schiller in die Zeit nach dem Tode des Patroklus verlegt. —

Das Gedicht hat die Form eines Gesprächs, in welchem zweimal Andromache in je einer Strophe und zweimal Hektor in gleichfalls je einer Strophe redend eingeführt werden.

II. Erklärungen im einzelnen.

Strophe 1. Andromache. [1])

Will sich Hektor[2]) ewig[3]) von mir wenden,
Wo Achill[4]) mit den unnahbarn Händen[5])
Dem Patroklus[6]) schrecklich Opfer[7]) bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen[8]) lehren
Speere werfen und die Götter ehren,[9])
Wenn der finstre Orkus[10]) dich verschlingt.

1) Andromache, ist die Gemahlin Hektors und Tochter Eëtions, Königs von Theben. Sie wird von Homer als eine der edelsten Frauen geschildert, die von der zartesten, treusten Liebe gegen ihren Gatten erfüllt war und seinen Tod tief betrauerte. — Nach der Eroberung Trojas führte Neoptolemos, der Sohn des Achilles, sie mit sich nach Epirus.

2) Hektor war der älteste Sohn des Königs Priamus und der Hekabe oder Hecuba. Er war Führer der Trojaner, da Priamus schon zu alt war, um mitzukämpfen. 3) Ewig, so viel als „auf ewig".

4) Wo Achill. Wir ergänzen vor diesem Vers das Wort „jetzt". Will sich Hektor für immer von mir trennen jetzt, wo Achill u. s. w. Weil gerade jetzt Achill seinen Freund Patroklus rächen will, den Hektor getötet hatte, fürchtet Andromache ihren Gemahl nicht wiederzusehen.

Achill. Achilles war der Sohn des Peleus und der Meergöttin Thetis. Er übertraf alle übrigen Helden der Griechen an Tapferkeit, Schönheit und Schnelligkeit. Ihm war vom Schicksal die Wahl gelassen zwischen einem frühen, ruhmvollen Tod und einem unberühmten Ende in hohem Alter. Er wählte das erstere Lebenslos.

5) Mit den unnahbarn Händen, mit den Händen, denen man sich nicht nahen darf, ohne ihre Kraft zu erfahren und vom Schwert Achills getroffen zu werden.

6) Patroklus war der treue und geliebte Freund und Lebensgefährte des Achilles.

7) Schrecklich Opfer bringt. Achill hatte sich lange vom Kampfe zurückgehalten, weil er sich mit Agamemnon entzweit hatte. Als er aber den Tod seines Freundes vernahm, den Hektor erschlagen hatte, zog er aus, ihn zu rächen.

Zwar den Hektor fand er anfangs nicht; um so mehr wütete er aber unter den andern Feinden. Seine Rosse stampften über Schilde und Leichname dahin. Die Axe seiner Wagenräder troff von Blut und bis zum Sitze spritzten die Tropfen. Selbst bis in die Wogen des Skamander verfolgte er die Fliehenden, das Wasser rötete sich von Blut und seine Hände wurden starr von der Mordarbeit.

Das waren die Opfer, die Achill dem Freunde brachte. —

8) Wer wird künftig deinen Kleinen lehren u. s. w. Das Söhnchen des Hektor hieß Astyanax und von ihm spricht die sorgende Mutter. Die Griechen stürzten ihn bei der Einnahme von Troja von der Mauer.

9) Speere werfen und die Götter ehren. In diesen Worten liegt der Inbegriff der leiblichen und geistigen Erziehung damaliger Zeit.

10) Wenn der finstre Orkus Dich verschlingt. Orkus nannten die Griechen die Unterwelt, in welche alle Toten als wesenlose Schatten hinab mußten. Alle Trojaner waren hinter die schützenden Mauern der Stadt geflohen, nur Hektor war außerhalb geblieben. Unwillkürlich erzitterte auch er, als er Achill heranschreiten sah, dessen Waffen wie die aufgehende Sonne erglänzten und er hielt ihm nicht Stand. Aber als beide dreimal um die Stadt gestürmt waren, wandte er sich und rief: „Nicht länger entfliehe ich Dir, Pelide, mein Herz treibt mich, Dir

fest entgegen zu stehen, daß ich Dich töte oder falle.“ Vergeblich forderte er dann seinen Feind zu dem Vertrage auf, daß der Sieger den Leichnam den Volksgenossen herausgeben solle. Achill schleuderte zuerst die Lanze. Doch Hektor beugte sich und sie flog über ihn hinweg. Hektors Speer dagegen prallte am Schild des Achilles machtlos ab. Da zog er das Schwert, um wenigstens ruhmvoll zu fallen und stürmte auf den Peliden ein. Der aber erspähte in der Rüstung Hektors da, wo das Schlüsselbein Achsel und Hals verbindet, eine Blöße und traf die Stelle so mächtig, daß die Lanzenspitze zum Genick herausdrang. Sterbend flehte Hektor noch einmal, seinen Leichnam nicht Hunden und Vögeln preis zu geben. Aber Achill rief ihm Zorneswort zu, und schleifte den Toten hinter seinem Wagen im Staube her.

Strophe 2. Hektor.

Teures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.[1])
Kämpfend für den heilgen Herd der Götter[2])
Fall ich, und des Vaterlandes Retter,
Steig ich nieder zu dem stygschen Fluß.[3])

1) Pergamus, auch Pergamum oder Pergama, hieß die auf einer Anhöhe liegende Burg der Stadt Troja, auf der sich der Tempel der Pallas Athene, sowie die Paläste des Priamus, des Hektor und Paris befanden. Mit dieser Burg steht und fällt die ganze Stadt.

2) Der heil'ge Herd der Götter; hier sind die Hausgötter, die Penaten gemeint. Der Herd ist ihr Altar und darum eine heilige Stätte. Für den heiligen Herd heißt also für Haus und Familie kämpfen.

3) Der stygsche Fluß ist der Fluß Styx, welcher der Sage nach die Unterwelt umfließt.

Strophe 3. Andromache.

Nimmer lausch ich[1]) deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,[2])
Priams großer Heldenstamm[3]) verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,[4])
Der Cocytus[5]) durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe[6]) stirbt.

1) Nimmer lausch' ich. Nimmer horche ich auf Dein Kommen, welches mir der bekannte Schall Deiner Waffen verkündete.

2) Dein Eisen, dein Schwert — denn wenn Du gefallen bist, liegt es unbenutzt.

3) **Priams großer Heldenstamm verdirbt.** Ist eine Klage um die Zukunft.

4) **Du wirst hingeh'n, wo kein Tag mehr scheinet,** ein milderer umschreibender Ausdruck, für: du wirst sterben, du wirst in die Unterwelt kommen, wohin kein Licht der Sonne dringt.

5) **Cocytus,** ein sagenhafter Fluß der Unterwelt; der Name heißt: Fluß des Jammers.

6) **Lethe.** Aus dem Flusse Lethe tranken die Seelen der Abgeschiedenen in der Unterwelt Vergessenheit ihres irdischen Daseins.

Strophe 4. Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern!
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht!

Nach Schiller tröstet Hektor die trauernde Gattin mit der Versicherung seiner nie, auch in der Unterwelt nicht endenden Liebe. Dies Motiv ist der Bestimmung, die das Gedicht ursprünglich im Munde der Amalie hatte, ganz entsprechend. — Nach Homer (obgleich auch dieser den Hektor beim Abschied von inniger Wehmut erfüllt sein läßt) tröstet er die Gattin mit dem Hinweis auf den unvermeidlichen Beschluß des Schicksals, dem sich der Mensch unterwerfen müsse, und richtet sich selbst und das trauernde Weib auf durch das Bewußtsein der Pflichterfüllung. Die Stelle lautet: Homer Ilias, Buch VI:

— — — „Und ihr Mann, voll inniger Wehmut
Streichelte sie mit der Hand und redete also beginnend:
Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen;
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Hades,
Doch dem Verhängnis entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel oder gering, nachdem er einmal gezeugt ward.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl und gebiete den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein; der Krieg gebühret den Männern
Allen, und mir am meisten, die Ilias Veste bewohnen."

Die Größe der Welt.

I. Einleitung.

Es ist die Betrachtung der Größe der Welt, welche Schiller so unvergleichlich schön in unserm Gedichte darstellt, gerade dadurch für den Menschen so erhebend, daß sie seinen Blick aus

den begrenzten Schranken, in denen sein Leben dahinfließt, in eine unendliche, grenzenlose Weite lenkt, indem sie ihn und die Erde als ein verschwindendes Stäubchen im Weltenraume erscheinen läßt, ihn aber doch zugleich daran erinnert, daß er mit seinem Geiste die dieses Weltall beherrschenden Gesetze durchdringt und mit seinen Gedanken die unendliche Welt durchfliegt.

Daß es ähnliche Anschauungen sind, die Schiller durch „die Größe der Welt" in uns wecken will, sehen wir aus den Worten: „der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu den Füßen des Menschen und der größere Ocean über ihm, entreißen den Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens."

II. Erklärung.

1. Die[1]) der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug[2]),
Durch die schwebende Welt[3]) flieg ich des Windes Flug,[4])
Bis am Strande[5])
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf,[5]) wo kein Hauch mehr weht,[6])
Und der Markstein der Schöpfung steht.[7]) —

Inhalt. Die „kühne Seglerin Phantasie" schickt sich an, den Weltraum zu durcheilen bis zu den Grenzen alles Erschaffenen.

1) Vers 1 und 2 enthalten eine Umkehrung der gewöhnlichen Wortstellung. „Durch die schwebende Welt, die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug, flieg ich des Windes Flug. — Der Relativsatz im ersten Vers bezieht sich also auf das Wort „Welt" im zweiten Vers."

2) Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug. Der Geist Gottes schuf die Welt mit einem Male, mit einem Schlage, „schlug" sie aus dem Chaos (wie Moses das Wasser aus dem Felsen). (Vgl. Psalm 33, 6: „der Himmel ist durch das Wort des Herrn gemacht und alles sein Heer durch den Geist seines Mundes.") Chaos ist der leere, unermeßliche Weltraum, der zuerst vorhanden war, oder die verworrene Masse, aus welcher die Welt gestaltet ward. Der Geist Gottes schwebte über den Wassern (Gen. 1); die Wasser sind das Chaos, das „Wüste und Leere".

3) Durch die schwebende Welt, durch die im unendlichen Raum hangende Welt. Die ganze Welt samt den zahllosen Weltkörpern wird im freien Raume schwebend gedacht.

4) Flieg ich des Windes Flug, flieg ich so rasch, wie der Flug des Windes. Da später die Geschwindigkeit des Lichtes angenommen wird, so sei bemerkt, daß die

Schnelligkeit des Sturmwindes auf 120 Fuß in der Sekunde berechnet ist.

5) Bis am Strande u. s. w. Es liegt diesem Bild eine eingebildete Fahrt durch das Weltall zu Grunde: Strand, Wogen, Anker werfen u. s. w. wird sich dabei gedacht. Aus dem Bilde fällt der Ausdruck: „Flieg ich des Windes Flug," wenn er auch als windschnelles Segeln durch das Meer des Alls gefaßt werden kann.

6) Wo kein Hauch mehr weht, wo kein lebendes Wesen mehr atmet, selbst keine Luft sich mehr regt.

7) Und der Markstein u. s. w. Mark heißt die Grenze eines Landes, dann aber auch ein Grenzbezirk, ein Grenzland; Ostmark, Mark Brandenburg und dergl. Markstein, ein Stein, der die Grenze bezeichnet, also ein Grenzstein. Bis zur Grenze der Welt soll die Fahrt gehen. Im Laufe des Folgenden stellt sich dann heraus, daß das All keine Grenze hat.

2. Sterne sah ich bereits[1]) jugendlich auferstehn,[2])
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament[3]) zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;[4])
Irrend[5]) suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon sternenleer.

Inhalt. Auf seiner Fahrt durch den Weltenraum gelangt der Wanderer auch zu sternenleeren Räumen.

1) Bereits, soweit war ich schon gekommen, daß ich u.s.w.

2) Jugendlich auferstehn. Es scheint hier die Annahme zu Grunde zu liegen, daß noch immer Weltkörper und Sterne in der Bildung begriffen sind. Doch können wir auch an die Vorstellung denken, als gäbe es einen entfernten Punkt im Weltenraum, an dem die Sterne ihren Lauf beginnen, um von da aus ihre tausendjährige Bahn durch den Himmelsraum zu durchlaufen. Jugendlich werden diejenigen genannt, welche als neu unter den übrigen längst auf der Bahn begriffenen Sternen gedacht sind.

3) Firmament: das Himmelsgewölbe, die „Veste des Himmels."

4) Sah sie spielen u. s. w. — Newton entdeckte zuerst, daß die Grundursache der Bewegung der Himmelskörper in der zwischen ihnen stattfindenden Anziehung beruhe, die er Schwere nannte. Er zeigte, daß die Größe dieser Anziehung abnimmt, je weiter die Körper von einander entfernt sind. Unter dem Spielen nach den lockenden Zielen ist demnach zu verstehen, daß die Gestirne von den großen Hauptplaneten oder diese von der Sonne angezogen werden.

5) Irrend; weil sich dem Auge nicht einmal mehr die Gestirne, welche dem Seefahrer den Weg weisen, darboten.

3. Anzufeuern den Flug[1]) weiter zum Reiche des Nichts,[2])
Steur ich mutiger[3]) fort, nehme den Flug des Lichts,[4])
Neblicht trüber[5])
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme,[6]) Fluten im Bach,[7])
Strudeln[8]) dem Sonnenwandrer[9]) nach.

Inhalt. Um schneller weiter zu kommen, nimmt der Wanderer nun die Geschwindigkeit des Lichtes an, aber auch da zeigt sich keine Grenze. An zahllosen Weltsystemen vorübergeeilt, sieht er noch zahllose vor sich.

1) Anzufeuern den Flug u. s. w. Der Nebensatz in Vers 1 hängt ab von dem Hauptsatz in Vers 2: „mutiger steur ich fort, nehme" u. s. w.

2) Das Reich des Nichts beginnt, wo die erschaffene Welt endet.

3) Mutiger. Mut ist nötig, weil die Fernen, in welche der Geist einzudringen strebt, ihm unbekannt sind.

4) Nehme den Flug des Lichts. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Lichtstrahlen von einem leuchtenden Körper nach allen Richtungen ausgehen, ist ungeheuer, indem das Licht in einer Sekunde 42000 geogr. Meilen zurücklegt und daher in 8 Minuten und 13 Sekunden von der Sonne zur Erde gelangt.

5) Neblicht trüber u. s. w. Hier ist zu ergänzen: neblicht trüber fliegen Himmel an mir vorüber. — Durch die ungeheure Geschwindigkeit oder auch die Entfernung, in welcher sie sich bewegen, erscheinen dem Wandrer die Weltkörper jetzt nur undeutlich.

6) Weltsysteme. Während man früher der Ansicht war, die Sonne bewege sich nicht, ist es jetzt durch Beobachtungen festgestellt, daß auch sie eine Bahn beschreibt. „Weitere Blicke in die Fixsternwelt gewähren die Ueberzeugung, daß dieselbe aus einer ungeheuern Zahl von Weltordnungen besteht, die teils dem unsrer Sonne ähnlich sind, teils nur aus zwei Sternen bestehen." — Wenn wir bedenken, daß die nächsten Fixsterne wenigstens 200000 Halbmesser der Erdbahn von uns entfernt sind, ein Weg, für den das Licht drei Jahre braucht, um ihn zurückzulegen, so ist angenommen, daß dasselbe wenigstens 25000 Jahre bedarf, um von den entferntesten Nebelflecken in unser Auge zu gelangen, was folglich eine Entfernung von 33000 Billionen Meilen giebt.

7) Fluten im Bach, d. i. Weltordnungen so zahllos, so unerschöpflich, wie die Fluten eines Bachs.

8) Strudeln soll wohl die Fülle der vor dem Auge des vorüberfliegenden Wanderers sich drängenden und treibenden Welten bezeichnen.

9) Sonnenwandrer. Er wandert an Sonnen vorüber zu immer neuen Sonnen.

4. Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an! Waller,[1]) was suchst Du hier?“
„„Zum Gestade
Seiner Welt[2]) meine Pfade!
Segle[3]) hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht!““

Inhalt. Dem Sonnenwandrer begegnet ein anderer Wanderer, der in der nämlichen Absicht unterwegs ist, die Größe der Welt zu erforschen.

1) Waller. Wallen ist ein dichterischer Ausdruck für gehen, ähnlichen Sinnes wie pilgern (Wallfahrt). — Der erste Wandrer fragt, der zweite antwortet.

2) Zu „seiner Welt“ ist zu ergänzen: zielen.

3) Vor „Segle“ ist zu ergänzen: „ich“.

5. „Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“[1])
„„Steh![2]) du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir![3]) —
Senke nieder,
Adlergedank',[4]) dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie.““[5])

Inhalt. Beide Wandrer erkennen die Unmöglichkeit, das Ende des Weltenraums zu erreichen, da sie, von entgegengesetzten Punkten ausgegangen, doch beide in gleicher Weise vom Ziel entfernt sind.

1) Vers 1: Worte des ersten Wandrers.

2) Vers 2: Worte des zweiten Wandrers.

3) Pilger auch hinter mir. Dazu ist aus dem vorigen Satz zu ergänzen: Unendlichkeit.

4) Adlergedank': Gedanke, der du die Schwingen des Adlers hattest. —

Die Schlacht.

I. Einleitung.

Im Jahr 1781 veranstaltete Schiller mit mehreren Freunden eine Anthologie von Gedichten, welche im Jahre 1782 im Druck erschien. Sie hatte auf dem Titelblatt die scherzhafte Angabe:

„Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko.“ Die meisten Schillerschen Gedichte, die sich darin finden, zeugen davon, daß es Jugendarbeiten sind, in denen das gigantische Ringen seines Geistes noch wild und ungeläutert gährt. Da ist noch nicht die Klarheit und Ruhe, die später uns so wohlthuend anspricht, nicht die Formvollendung, die wir am Meister bewundern. Eins der besten Gedichte dieser Sammlung, das von den erwähnten Fehlern fast frei ist und deshalb auch von Schiller in die Gedichtsammlung aufgenommen wurde, ist „die Schlacht“. Sie ist ein einfaches und lebensvolles Gemälde, dessen Eindruck gewaltig ist, wie der Vorgang, den es darstellt. Der lebendigen Schilderung, deren Anschaulichkeit durch den Wechsel des Rhythmus noch erhöht wird, war es ganz entsprechend, wenn Schiller dem Gedichte anfangs die Ueberschrift gegeben hatte: in einer Bataille, von einem Offizier. Mit Recht bemerkt Karl Grün: das Gegeneinandertreten der Heere, die Verwüstung des Kampfes, die Erinnerung eines Fallenden an die Angelegenheiten seines Herzens, der Sieg und Rückblick auf die Gebliebenen, alles ist vortrefflich, die Diktion nicht überladen und doch sehr imposant. — Der Inhalt im einzelnen wird sich aus der nachstehenden Erklärung ergeben. Die Einteilung ist folgende:

1) Einleitung. Strophe 1.
2) Das Anrücken des Feindes. Strophe 2.
3) Der Beginn der Schlacht. Strophe 3.
4) Das Wogen des Kampfes. Strophe 4 und 5.
5) Sieg und Schluß. Strophe 6.

II. Erklärung im einzelnen.

1. Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,[1])
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.[2])
Zum wilden, eisernen Würfelspiel[3])
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz;
Vorüber an hohlen Totengesichtern[4])
Niederjagt die Front[5]) der Major:
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre[6]) Kommando,
Lautlos steht die Front.

Inhalt. Das Heer rückt in Schlachtordnung dem Feind entgegen und macht dann Halt, um ihn in fester Aufstellung zu erwarten.

1) Der Vergleichungspunkt zwischen dem anrückenden Heere und einer Wetterwolke liegt in dem düstern, drohenden und schweigenden der dunkeln Gewitterwolken.

2) Der Marsch: der Marsch der Truppen, die marschierenden Regimenter.

3) Der bevorstehende Kampf wird mit einem Würfelspiel verglichen; um das Kriegsglück wird gewürfelt, aber nicht mit Würfeln, sondern mit Blut und Eisen.

4) Hohle Totengesichter: vor banger Erwartung und Aufregung totenbleiche Gesichter. Man hat es öfter getadelt, daß statt Kampfeslust Furcht sich zeigt. Allein es braucht nicht Feigheit zu sein, welche die Gesichter hohl und bleich macht, und die Erfahrung bestätigt, daß vor dem wirklichen Beginn der Schlacht auch die Mutigsten im Gedanken an die Wichtigkeit des Augenblicks beben. Erst, wenn der Kampf wirklich begonnen hat, wird dieses Beben von Kampfbegierde verdrängt, wie es der Schluß der Strophe 3 deutlich beschreibt.

5) Front: die vorderste Linie der Regimenter. Statt aller übrigen Anführer wird nur der Major genannt. Das Wort soll nicht etwa den obersten Befehlshaber bezeichnen, sondern denjenigen Offizier der die Truppen ins Gefecht führt.

6) Starr, hier für: starr machend, völligen Stillstand herbeiführend.

2. „Prächtig im glühenden Morgenrot
Was blitzt dort her vom Gebirge?[1])
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?“[2])
„„Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit Euch, Weib und Kinder!““
„Lustig![3]) hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;[4])
Wie braust es fort im schönen, wilden Takt!
Und braust durch Mark und Bein!“
„„Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!““[5])

Inhalt. Der Feind rückt mit fliegenden Fahnen heran. Noch ein Gedanke an Weib und Kind, dann wird ein lustiges Lied angestimmt, in das sich die belebende Musik der Trommeln und Pfeifen mischt.

1) Es ist das Blitzen der Bajonnete und Helme gemeint.

2) Es ist dies die Frage eines Befehlshabers an seine Leute, auf welche eine ausdrückliche Antwort im folgenden Verse gegeben ist.

3) Lustig! ist als ein Zuruf zu denken, mit dem der eine

den andern aufrichtet. Nur lustig; man singt ja dort! Trommelwirbel u. s. w. mag sich auf das diesseitige Heer beziehen.

5) Unter Gliedern sind hier die einzelnen Reihen und Abteilungen des Heeres zu verstehen. Auch in Strophe 6 paßt das Wort eher in diesem Sinn, als in der Bedeutung: Gliedmaßen des Körpers.

5) Es ist dieser Ausruf nicht, wie geschehen ist, als ein Ausdruck der Todesfurcht anzusehen. Dann wäre die Kriegsmusik im Widerspruch mit dem Vorhergehenden wirkungslos gewesen. Die Musik hat vielmehr die Herzen so erhoben, daß sie nun im tröstlichen Gedanken an den Schutz Gottes und an ein einstiges Wiedersehen freudiger schlagen.

3. Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,[1])
Dumpf brüllt der Donner schon dort,[2])
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,[3])
Die Losung[4]) braust von Heer zu Heer —
„Laß brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon atmet die Brust."
Der Tod ist los, schon wogt sich der Kampf,
Eisern im wolkigten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Inhalt. Der Geschützdonner beginnt auf beiden Seiten. Kugeln schlagen schon hier und dort in die Reihen ein.

1) Wetterleuchten — Wetterleucht = Wetterleuchten, so viel als blitzen, ohne Begleitung von Donner. Es wird namentlich von dem Wiederschein der Blitze eines entfernten Gewitters am Rande des Gesichtskreises gebraucht.

2) Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß zuerst das Leuchten des Geschützfeuers gesehen wird und daß man dann erst den Donner hört, weil das Licht schneller ist als der Schall.

3) Die Verse 1 und 2 reden vom feindlichen Kanonendonner, hier aber ist das Feuer der diesseitigen Truppen gemeint. — Die Wimper zuckt, weil das Auge geblendet wird vom Feuer der nahen Schüsse.

4) Losung heißt ein verabredetes Zeichen, wie z. B. Feuer, Schüsse, durch die man etwas anzeigt (Losungsfeuer, Losungsschüsse, französisch: Signale). — Hier jedoch ist der Geschützdonner gemeint, der den Beginn der Schlacht ankündet. So Regnier: le bruyant signal du canon vole d'une armée à l'autre. Im Sinne von Losungswort, Feldgeschrei (franz. Parole) kann es hier nicht stehen, weil die Parole nicht weiter braust, sondern leise gegeben wird.

4. Nah umarmen die Heere sich;[1])
Fertig![2]) heult's von P'loton zu P'loton;

Auf die Kniee geworfen[3])
Feuern die vordern, viele stehen nicht mehr auf;
Lücken reißt die streifende Kartätsche,[4])
Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann,[5])
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.
Die Sonne löscht aus, heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —[6])
„Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!“

Inhalt. Die Heere rücken kämpfend nah an einander. Das Kleingewehrfeuer beginnt; Kartätschen schlagen ein; die Schlacht ist im vollen Gange.

1) Dieser Ausdruck, den die Kritiker tadeln, ist nichtsdestoweniger schön und bezeichnend. Ein jedes Heer hat ja in seinen beiden Flügeln gleichsam zwei Arme, mit denen es den Feind zu umschlingen und zu erdrücken sucht.

2) Fertig! ist das Commandowort, nach dem sich der Soldat zum feuern bereit halten soll. — Ein Peloton (ein franz. Wort, gelesen: Ploton) ist ein Zug, gewöhnlich von 50 Soldaten. Pelotonfeuer = Rottenfeuer.

3) Auf die Kniee geworfen feuern die vordern, damit die dahinter Stehenden über sie hinwegfeuern können. —

4) Kartätsche ist eine mit Kugeln gefüllte größere Kugel, die, aus einer Kanone geschossen, zerspringt und ihren Inhalt vernichtend umherschleudert.

5) Die Lücken, die in der vordersten Reihe durch die Gefallenen entstehen, werden alsbald durch die Nachrückenden der zweiten Linie ausgefüllt. — Der Hintermann tritt hier auf den Leichnam seines Vormannes, dem eine Kugel den Kopf abgerissen hat. — Auf Vormanns Rumpfe statt Rumpf ist eine veraltete Dativbildung.

6) Der Pulverdampf verdunkelt die Sonne und lagert sich so dicht über die Erde, daß er eine förmliche Nacht herbeiführt. Schwarz brütet, soll heißen, daß nicht die Nacht, sondern nur die durch den Pulverdampf erzeugte Finsternis gemeint ist, wie Strophe 6 beweist, wo es heißt: der Tag bricht siegend durch die Nacht.

5. Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen.
„Und auch Du Franz?“ — „„Grüße mein Lottchen, Freund!
Wilder immer wütet der Streit;
„Grüßen will ich — Gott! Kameraden, seht![1])
Hinter uns wie die Kartätsche springt!—
Grüßen will ich Dein Lottchen, Freund!

Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
Regnet, stürz' ich Verlass'ner[2]) hinein."
Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstrer brület auf dem Heer die Nacht,
„Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!"

Inhalt. Die Schlacht tobt fort. Es wird eine Abschiedsscene zweier Freunde inmitten des Kampfes geschildert.

1) Mit den Worten: „Gott, Kameraden seht" u. s. w. — unterbricht sich der Freund, der die Grüße des Gefallenen an die Geliebte bestellen soll, und erst als der Schrecken der platzenden Kartätsche vorüber ist, fährt er zu dem Gefallenen fort: „grüßen will ich" u. s. w.

2) Verlass'ner: der nun allein, ohne den gefallenen Freund, kämpfen muß.

6. Horch! was strampft[1]) im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,[2])
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt. —
Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht![3])
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
„Lebt wohl, Ihr gebliebenen Brüder:
In einer andern Welt wieder!"

Inhalt. Ein Dragonerangriff entscheidet den Sieg, indem er die feindlichen Geschütze zum Schweigen bringt. Der Feind weicht, und Siegesmusik verkündet das Ende der Schlacht.

1) Siehe Flüchtling Strophe 3 Anm. 2.
2) Sie bringen den Befehl zum Vorrücken der Kavallerie.
3) Bildlich zu nehmen. Der Pulverdampf zerstreut sich.

Der Flüchtling.

Einleitung.

Das Gedicht, welches 1781 in der Anthologie erschien, hatte dort die Ueberschrift „Morgenphantasie", die ohne Zweifel passender und für die Empfindung, aus der es hervorging, bezeichnender

ist als die spätere. Doch mochte sie dem Dichter später zu allgemein und unbestimmt scheinen.

Der Gegensatz des lachenden leuchtenden Morgens und der traurigen trüben Stimmung eines heimatlosen Menschen ist der Gedanke des Gedichtes. Der erste Teil schildert den Morgen mit seinem erwachenden Leben; der zweite den Flüchtling in seiner Todeserwartnng und Todessehnsucht.

Erster Teil.

1. Frisch atmet des Morgens lebendiger Hauch;
   Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Ritze
   Das junge Licht und äugelt[1]) aus dem Strauch;
   In goldnen Flammenblitzen
   Der Berge Wolkenspitzen.
   Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied[2])
   Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
   Die schon in labender Wonne
   Jugendlich schön in Auroras Umarmungen glüht.[3])

1) Dasselbe Bild bei Goethe „Willkommen und Abschied“: „Wo Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah.“

2) Man beachte die Naturmalerei in dem Verse, „der selbst wie Lerchengesang klingt.“

3) Aurora, die Morgenröte umstrahlt die eben aufsteigende, daher noch jugendliche Sonne.

2. Sei Licht, mir gesegnet!
   Dein Strahlenguß regnet
   Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
   Wie silberfarb flittern
   Die Wiesen, wie zittern
   Tausend Sonnen im perlenden Tau!
   In säuselnder Kühle
   Beginnen die Spiele
   Der jungen Natur.
   Die Zephyre kosen
   Und schmeicheln um Rosen,
   Und Düfte beströmen die lachende Flur.

3. Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
   Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen[2])
   Die Rosse, die Farren;
   Die Wagen erknarren
   Ins ächzende Thal[3]),
   Die Waldungen leben,
   Und Adler und Falken und Habichte schweben
   Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

1) Jeder leuchtende Tautropfen ist gleichsam selbst eine kleine Sonne.

2) Schiller schrieb „strampfen", nicht „stampfen", vgl. Hiob 39, 21: „Es (das Roß) strampffet auf den Boden."

3) Das Thal ächzt gewissermaßen unter den schweren Wagen vgl. in der „Unüberwindlichen Flotte": „Das Weltmeer wimmert unter ihr" (der Flotte).

Zweiter Teil.

Den Frieden zu finden.
Wohin soll ich wenden[1])
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenrot, und röte
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
Säusle nieder, Abendrot, und flöte[2])
Sanft in Schlummer die erstorbne Welt;
Morgen — ach! du rötest
Eine Totenflur,
Ach! und du, o Abendrot, umflötest
Meinen langen Schlummer nur.

1) „Wenden" statt „mich wenden", vergl. in der Freundschaft „in umarmenden Systemen" statt „sich umarmenden Systemen."

2) Flöten von der Abendröte: übertragen von dem Tone auf das Licht. Die Bezeichnungen im Gebiete des Schalls und Lichtes gehen oft in einander über. „Ton" von Farben, „heller" Klang von Tönen und mehr dergl.

Graf Eberhard der Greiner von Württemberg.

Kriegslied.

I. Einleitung.

Zu den Jugendgedichten Schillers gehört auch das Lied Eberhard der Greiner, welches der Dichter selbst als Kriegslied bezeichnete. Es bedarf nicht der Nachweisung, wie mancher-

lei sprachliche Mängel sich in diesem Gedicht finden, das aus dem Jahre 1782 stammt. Zum Teil lassen sich die zahlreichen sprachlichen Kühnheiten damit entschuldigen, daß das Lied im Tone der Volkspoesie gehalten ist, welche sich derartige Freiheiten öfters erlaubt. Dagegen ist an dem Liede ein frischer, kecker Ton, rascher Fortschritt der Handlung und große Lebendigkeit zu loben. —

Graf Eberhard II. von Württemberg, genannt der Greiner*) oder der Rauschebart, regierte von 1344—1392. Die damalige Zeit war eine äußerst bewegte. Die Städte und Bauern suchten sich unabhängiger von der Fürstengewalt zu machen, die niedern Adligen von ihren mächtigen Lehnsherren. In Schwaben sah es um so schlimmer aus, als die Herzöge von Schwaben ausgestorben waren und die Grafen von Württemberg, die mächtigsten Großen des Landes, von Kaiser Karl IV. die Landeshoheit erhalten hatten. Eberhard hatte daher gegen die reichen Ritterverbindungen der Schlegler-, St. Georgs-, Wilhelms-, Schild- und Löwenritter, und auch gegen die übermütigen Städte zu kämpfen. War er auch nicht frei zu sprechen von dem Vorwurf der Härte und Habsucht, so wird ihm doch von der Geschichte das Lob zuerkannt, daß er das Recht der Niedern, und freien Bauern achtete und schützte und seine Tapferkeit bis in ein hohes Alter jugendfrisch bewahrte.

Unser Kriegslied besingt seine Mannhaftigkeit und wenn daneben sein Sohn Ulrich auftritt, so ist doch die Einheit des Gedichtes dadurch gewahrt, daß gerade der Tod dieses seines einzigen Sohnes Ulrich die ganze Kraft und Heldennatur Eberhards offenbar werden läßt.

Es wird in dem Liede zuerst der Schlacht bei Reutlingen gedacht, die am 14. Mai 1377 geschlagen worden war. Die schwäbischen Reichsstädte hatten seit 1376 den Krieg gegen Eberhard von neuem begonnen. Während er selbst vor Ulm stand, sollte sein Sohn Ulrich die Stadt Reutlingen züchtigen. Er wurde jedoch von den Reutlingern, die einen Ausfall machten, zurückgeschlagen und als er, von seinen Wunden geheilt, nach Stuttgart zu seinem Vater kam, schnitt dieser zum Zeichen seiner Unzufriedenheit, das Tischtuch zwischen sich und dem Sohne entzwei. Ulrich brannte darauf, die empfangene Scharte auszuwetzen. Elf Jahre nachher bot sich endlich die Gelegenheit dazu. Es hatten sich damals die Reichsstädte in großer Zahl miteinander verbündet und

*) Greinen: Das Gesicht zum Lachen oder Weinen verziehen: uneigentlich murren, zanken. Daher ein Greiner: ein mürrischer, unfreundlicher Mensch. Es mochte dies wohl ein Beiname sein, den ihm seine Feinde gegeben hatten.

neunundzwanzig derselben fielen in das württembergische Gebiet ein. In der Schlacht, zu der es darauf bei Döffingen, am 23. August 1388 kam, sah Eberhard seinen Sohn Ulrich fallen; aber er vergoß keine Thräne und trieb seine Völker weiterzukämpfen. Erst nach gewonnenem Sieg verbrachte er die Nacht bei der Leiche seines Sohnes und gab seinem Schmerz um den Gefallenen Raum.

II. Erklärung im einzelnen.

1. Einleitung. Strophe 1. u. 2.

1. Ihr, ihr dort außen in der Welt
   Die Nasen eingespannt![1])
   Auch manchen Mann, auch manchen Held,
   Im Frieden gut und stark im Feld,
   Gebar das Schwabenland.

2. Prahlt nur mit Karl[2]) und Eduard,
   Mit Friedrich, Ludewig!
   Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
   Ist uns der Graf, der Eberhard,
   Ein Wettersturm im Krieg.

Inhalt. Was andern Völkern ihre gefeierten Fürsten sind das ist uns Schwaben Graf Eberhard.

1) Wir haben uns das Lied zu denken, als von den Kriegsleuten des Grafen Eberhard gesungen. — „Die draußen in der Welt" geht im Gegensatz zu dem kleinen Schwabenlande auf andere mächtige und große Völker. — Die Nasen „einspannen" soll heißen: einziehen, zurückziehen, im Sinne: hebt Eure Nasen nicht zu hoch, seid nicht zu stolz auf Euern Ruhm.*)

2) Bestimmte Personen, auf welche diese Fürstennamen bezogen werden könnten, sind nicht anzugeben. Es soll nur im allgemeinen heißen: prahlt nur mit Euern stolzen Fürstennamen!

2. Schlacht bei Reutlingen. Strophe 3—6.

3. Und auch sein Bub,[1]) der Ulerich,
   War gern, wos eisern klang;
   Des Grafen Bub, der Ulerich,
   Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
   Wenns drauf und drunter sprang.[2])

4. Die Reutlinger, auf unsern Glanz
   Erbittert, kochten Gift,
   Und buhlten um den Siegeskranz
   Und wagten manchen Schwertertanz
   Und gürteten die Hüft. —

---

* So auch Regnier: Holà, vous autres, de par le monde, ne levez pas le nez si haut!

5. Er griff sie an, und siegte nicht,
Und kam gepanscht[3]) nach Haus;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen raus.

6. Das wurmt ihm: „Ha! ihr Schurken wart!“
Und trugs in seinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart![4])
Auswetzen wollt er diese Schart
Mit manchem Städtlerschopf.[5])

Inhalt. Des Grafen Sohn ist tapfer, wie sein Vater. Dennoch wird er bei Reutlingen besiegt und deshalb von seinem Vater schief angesehen. Das ärgert ihn, und er schwört den Feinden Rache.

1) Nach den Ausdrücken: „sein Bub“ und Strophe 5: „der junge Kriegsmann“ hat der Dichter wohl Eberhards Sohn Ulrich für jünger gehalten, als er damals war. Ulrich hatte in damaliger Zeit schon einen Sohn, den spätern Eberhard III., dem am Tage der Schlacht bei Döffingen, also freilich elf Jahre später, dessen Gemahlin Antonie, Prinzessin von Mailand, einen Sohn gebar.

2) Wenn es drunter und drüber ging im Handgemenge.

3) Panschen: oberdeutsch für schlagen (mit der flachen Hand) und ist verwandt mit patschen.

4) Er schwört es beim Barte seines Vaters.

5) Schopf: eigentl. der Haarbüschel auf dem Scheitel des Menschen. Sehr gewöhnlich wird das Wort, wie hier, für Kopf gebraucht.

3. Schlacht bei Döffingen. Strophe 7—10.

7. Und Fehd entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller gings dem Junker auf,[1])
Und hurrah! heiß gings an.

8. Und unsers Heeres Losungswort
War die verlorne Schlacht;
Das riß uns wie die Windsbraut[2]) fort,
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

9. Der junge Graf voll Löwengrimm,
Schwung seinen Heldenstab,[3])
Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

10. Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sank schwer auf sein Genick.
Schnell um ihn her der Helden Trieb;[4])
Umsonst! umsonst! erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick.

Inhalt. Bei Döffingen kam es von neuem zur Schlacht mit den Städtern. In der Erinnerung an die früher erlittene Niederlage kämpften Ulrichs Leute um so erbitterter, und allen voran Graf Ulrich selbst. Doch ein Säbelhieb traf ihn und er fiel.

1) Es wird dem Grafen wieder heller, froher zu Mut, als er hört, daß es zur Schlacht geht.

2) Windsbraut. Der Ausdruck kommt aus alter Sage und ist eigentlich die Braut des als Person gedachten Sturmwindes.

3) Mit dem Heldenstab ist sein Schwert gemeint, das er gleich einem Feldherrnstab voranschwingt. Bei dem folgenden Vers 4 ist „waren" und bei Vers 5 „war" zu ergänzen.

4) Der Helden Trieb läßt sich in doppelter Bedeutung fassen. Einmal kann Trieb stehen für das, was getrieben wird, wie man sagt: ein Trieb Ochsen, Schafe. Dann wäre der Sinn: der Helden Schaar. — Oder Trieb steht im Sinne von „treibender Kraft", sinnverwandt mit Drang. Dann hieße es: der Helden Drang ihm zu helfen.

4. Eberhards Mannhaftigkeit. Strophe 11—14.

11. Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund.[1])
Hoch führt der Graf die Reiter an:
„Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
Marsch! Kinder! in den Feind!"

12. Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie all.
Rasch über Leichen gings daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

13. Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang,
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glück.

14. Doch unser Graf, was thät er itzt?
Vor ihm der tote Sohn.
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug auf seinen Sohn.

Inhalt. Nach dem Tode Ulrichs zeigt sich erst die ganze Heldengröße Eberhards. Er mahnt seine Leute sich nicht durch

den Tod seines Sohnes erschrecken zu lassen und treibt sie weiter in den Kampf. Der Sieg wird gewonnen. Mit Siegesmusik geht es heim. Und da erst weiht Eberhard, einsam in seinem Zelt sitzend, seinem Sohn die Thränen der Trauer.

1) Selbst der Feind betrauert den tapfern Helden, den der Tod hingerafft hat; denn daran, daß der Feind über sein eignes Mißgeschick und seine eigenen Verluste weinte, läßt sich nach dem Zusammenhang nicht denken; wenn schon das Weinen der Feinde um ihren Vernichter mitten im Getümmel der Schlacht eine etwas sehr dichterische Vorstellung ist.

5. Schluß. Lob Eberhards. Strophe 15 u. 16.

15. Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner rast in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern.

16. Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Inhalt. Die unerschrockene Tapferkeit Eberhards, ist es, welche den Kriegsknechten Bewunderung abzwingt und sie stolz sein läßt auf ihren Grafen.

An die Freude.

I. Einleitung.

Das Lied an die Freude gehört zu den frühern Gedichten Schillers. Er veröffentlichte es im Jahre 1785 in der Zeitschrift Thalia, und bezeichnete es später in einem Brief an Körner (21. Oct. 1800) als durchaus fehlerhaft, gesteht ihm aber ein gewisses Feuer der Empfindung zu, durch welche es sich empfehle. Und dieser Vorzug ist auch die Ursache, weshalb sich das Lied einer so großen Beliebtheit erfreut. Es herrscht, wie Gustav Schwab treffend ausspricht, eine Begeisterung darin, die sich jedem, er mag noch so kritisch gestimmt sein, mitteilt. Daher kam es denn auch, daß dieser „ewig teure Rundgesang“ in Leipzig und Dresden gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, sinnigen oder

phantastisch aufgeregten Mitternachtsgesellschaft machte, wo der Champagner sich gern mit der trunkenen Begeisterung des Gedichtes mischte. Die Fehler des Liedes, die ihm von zahlreichen Kritikern, unter andern schon von Bürger und Jean Paul vorgeworfen wurden, sind dieselben, welche den Gedichten Schillers aus dieser frühen Periode eigen sind: Ueberschwenglichkeit der Sprache, Häufung ungleichartiger Bilder und dadurch hervorgerufener Mangel an Klarheit.

Ueber die Veranlassung zu dem Gedicht giebt es verschiedene Vermutungen. Gewiß ist, daß es in Gohlis, einem Dörfchen in der Nähe Leipzigs, zu einer Zeit gedichtet wurde, in der Schiller eben manche innige, ihn hochbeglückende Freundschaftsbande geschlossen hatte.

Heinrich Düntzer nimmt an, es sei ursprünglich bestimmt gewesen, bei der Hochzeit Körners gesungen zu werden. Hinrichs erzählt (Bd. I, 34) als Sage folgende Veranlassung. Schiller hörte auf einem Morgenspaziergang durch das Rosenthal in der Nähe der Pleiße leise Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbentkleidet in den Fluß springen wollte, und Gott um Verzeihung für diese Sünde anflehte. Bestürzt durch den Anblick eines Zeugen erwiderte er auf Schillers Fragen: „Zwei Wege sind mir freigelassen, mein Leben zu enden; entweder muß ich eines schmählichen Hungertodes sterben oder aus freiem Entschluß eine schnellere und minder qualvolle Todesart wählen.“ Er erzählte ihm dann, daß er ein Studiosus der Theologie sei und seit einem halben Jahre nur trocken Brod gegessen habe. Schiller gab, was er an Geld bei sich trug, und nahm ihm das Versprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung seines Entschlusses zu denken. Einige Tage darauf fand der Dichter als Hochzeitsgast einer angesehenen Familie Gelegenheit, den Vorfall auf eine ergreifende Weise zu erzählen und erntete von den Anwesenden eine so reichliche Spende für den Unglücklichen, daß dieser in den Stand gesetzt wurde, seine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieser That soll Schiller sein Lied gesungen haben.

II. Gedanke und Inhalt.

Es ist das Lied an die Freude, wie das Siegesfest, mit dem es auch der Form nach übereinstimmt, bestimmt zu einem Gesellschaftslied, einem Rundgesang im Freundeskreise. Mit Ausnahme des Räuberliedes ist es das einzige, was wahrhaft sangbar ist und mehrfach, unter andern auch von Zeller und Zumsteeg komponiert wurde. Nachdem ein einzelner die

ersten acht Verse jeder Strophe vorgesungen hat, stimmt der Chor in den Schlußsatz ein. In diesem Schlußsatz wird der Stimmung eine sich steigernde, höhere, religiöse Beziehung gegeben. — Die Freude, deren Ausdruck das Lied ist und deren Feuer es entzünden soll, wird darin als die alles vereinigende, alles beglückende, alles durchdringende und belebende Kraft dargestellt, die zu den edelsten Entschlüssen und Vorsätzen begeistert. In den ersten drei Strophen werden zunächst die Quellen der Freude geschildert, dann wird gezeigt, wie sie die Triebfeder der ganzen Welt, die alles bewegende Kraft ist, und die letzte Strophe spricht das Gelübde aus, daß sie ihre edeln Wirkungen auch bei den versammelten Freunden nicht verfehlen soll.

III. Erklärung im einzelnen.

1. Die Quellen der Freude. Strophe 1—3.

1. Freude, schöner Götterfunken,[1])
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.[2])
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode[3]) streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.[4])

Chor.

Seid umschlungen, Millionen![5])
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Inhalt. Das trauliche Zusammensein im Freundeskreise ist zuerst eine Quelle der Freude, deren Erguß durch keine Schranken gehemmt wird. Chor: In dieser seligen Freude ahnen es die Freunde, daß Gott die Liebe ist.

1) Götterfunke: ein Funke, eine Flamme, welche die Götter angefacht haben. Tochter aus Elysium: die Freude ist eine Himmelstochter, sie stammt aus seligen Gefilden. Elysium nennt Homer ein schönes Gefilde am Westende der Erde, wo die Menschen mühelos in Seligkeit leben. Dort ist kein Schnee, kein Wintersturm und kein Regen, sondern ewig wehet leiser Zephyr herüber vom Ozean, die Menschen zu erquicken, ausgezeichnete Helden gelangen dahin ohne zu sterben.

2) Unter diesem Heiligtume können wir nur den Freundeskreis verstehen, welcher versammelt ist. — Feuertrunken: trunken vom Feuer der Freude.

3) Die Mode. Die herkömmlichen Formen des gesellschaftlichen Lebens rufen durch den Unterschied der Geburt und

des Standes schroffe Schranken unter den Menschen hervor; die Freude hebt alles Trennende auf, und von ihr beseelt, fühlen sich alle Menschen als Brüder.

4) Die Freude ist gedacht wie ein Engel, wie eine Göttin, die vorüberschwebt und nur für kurze Zeit bei den Menschen weilt.

5) Natürlich muß man sich denken, daß die Freunde bei diesen Worten sich umarmen und dabei in überschwenglicher Liebe der ganzen Welt gedenken.

2. Wem der große Wurf gelungen,[1])
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja wer auch nur *eine* Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wers nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.[2])

Chor.
Was den großen Ring[3]) bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Inhalt. Während die erste Strophe mehr an die Freundschaft der Versammelten denken läßt, wird in der zweiten die Freundschaft überhaupt als Quelle der Freude gepriesen. Jeder hat Teil an der Freude, der Anteil an Liebe und Freundschaft hat. *Chor.* Alle Erdenbewohner müssen der Liebe huldigen, denn sie führt zu Gott.

1) Das Glück der Freundschaft wird mit einem glücklichen Wurf im Würfelspiel verglichen.

2) Wer nie sein Herz der Liebe öffnen konnte, der trauere im Anblick unsrer Freude, die ihm verschlossen bleibt.

3) *Der große Ring*: der Erdkreis, die Erde. — *Sympathie*: eigentlich Mitgefühl, hier steht das Wort statt Liebe.

3. Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.[1])
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub[2]) steht vor Gott.

Chor.
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Inhalt. Nicht allein die Liebe auch die Natur wird zur Quelle der Freude. Wie aus der Freundschaft, so strömt sie auch aus dem Wein. Sie erquickt alle lebenden Wesen vom Geringsten bis zu dem Höchsten. Chor. Wir ahnen in Gott den Urquell aller Freude.

1) Alle sammeln, ihr nachgehend und sie suchend, die Rosen, die sie verschwenderisch verstreut.

2) Cherub ist der Name hoher Engel, welche das Lob Gottes verkünden. Im Wurm und Cherub sind die niedrigsten und erhabensten Wesen bezeichnet, die alle gleichen Anteil an der Freude haben. Des Cherubs Freude ist der Anblick Gottes.

2. Wirkungen der Freude. Strophe 4—7.

4. Freude heißt die starke Feder[1])
   In der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt die Räder
   In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
   Sonnen aus dem Firmament,
Sphären[2]) rollt sie in den Räumen,
   Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
   Durch des Himmels prächt'gen Plan,
   Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen![3])

Inhalt. Was wir Schönes sehen in der weiten Schöpfung, von der blühenden Blume bis zu den leuchtenden Fixsternen, alles ist hervorgerufen durch die Freude. Chor: Auch wir wollen uns der alles bewegenden Kraft der Freude nicht verschließen!

1) Feder für Triebfeder, treibende Kraft in dem Getriebe der Welt, wie die Feder in der Uhr das Räderwerk in Bewegung setzt und treibt.

2) Sphäre. Eine Sphäre heißt eine Kugel. Man versteht darunter teils einen Globus, eine Weltkugel, ein Gestirn, teils überhaupt weitumfassende Räume. — Die des Sehers Rohr nicht kennt: die so fern sind, daß auch der Blick durch das Fernrohr sie nicht erreicht.

3) Anklang an den 6. Vers des 19. Psalms: und die Sonne gehet heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich, wie ein Held, zu laufen den Weg.

5. Aus der Wahrheit Feuerspiegel[1])
Lächelt sie den Forscher an;
Zu der Tugend steilem Hügel[2])
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,[3])
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.
Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Inhalt. Nicht allein die natürliche Schöpfung, auch die moralische Welt erfährt die Wirkungen der Freude. Sie belohnt den Forscher, sie giebt dem Dulder Kraft, sie ist das Ziel, welches dem Glauben und der Hoffnung winkt. Chor: Duldet mutig, der Lohn wird Euch werden!

1) Feuerspiegel erklärt Götzinger: „ist ein Hohlspiegel; er vereinigt alle gesonderten Strahlen auf einen Punkt, und so ist die Wahrheit, das Licht, das aus der Vereinigung aller Forschungen und Erkenntnisse hervorgeht.“ Viehoff sagt: „Das Erkennen der Wahrheit ist gleichsam das Erblicken unserer eignen Gedanken in den Erscheinungen, wie in einem hellen, lichtvollen Spiegel.“ Dillschneider: „der Spiegel, woraus die Wahrheit, wie eine Sonne, widerstrahlt.“ Heinrich Düntzer: „der Wahrheit wird ein glänzender, feuriger Spiegel zugeschrieben, nichts weiter will Feuerspiegel sagen; der Glanz der Wahrheit wird auf den Spiegel übertragen.“ — Die letzte Erklärung ist die einfachste und darum die beste. Die Wahrheit mit ihrem blendenden Glanze erscheint dem Forscher wie ein feuriger Spiegel, und in ihrem Anblick ergreift ihn eine Freude, die alle seine Mühen belohnt und ihn zum Weiterforschen anspornt.*)

2) Der Gläubige hat gleichsam einen Berg, der Entsagung und Selbstverleugnung, zu ersteigen, von dessen Gipfel ihm die Siegesfahne der Ueberwindung freudeverheißend entgegenwinkt.

3) Der Trauernde, der um seine Lieben weint, schaut im Geiste, wie die Särge beim Auferstehungsrufe aufspringen und ein freudevolles Wiedersehn im Chor der Engel ihn erwartet.

(Man könnte auch erklären, daß der Auferstehende durch den Riß seines zerspringenden Sarges die Freude schon schaut im Chor der Engel).

---

*) So auch Regnier: de l'éclatant miroir de la verité la Joie sourit au génie scrutateur.

6. Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ists ihnen gleich zu sein.[1])
Gram und Armut soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verziehn;
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Schuldbuch[2]) sei vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.[3])

Inhalt. Die Freude über die erfahrene Güte Gottes treibt zum Danke und dieses Dankgefühl soll sich dadurch zeigen, daß auch wir allenthalben Freude verbreiten und Gnade und Versöhnung üben. Chor. Wir wollen vergeben, so wird Gott uns vergeben.

1) Die Freude. die uns Gott zu Teil werden läßt, können wir ihm nicht vergelten; aber streben können wir, unsre Nebenmenschen zu beglücken.

2) Unser Schuldbuch, in welches wir die Schulden, die Beleidigungen, die Kränkungen von Seiten unserer Nächsten eingetragen haben.

3) Anklang an Matth. 7, 1—2: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden."

7. Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,[1])
Die Verzweiflung Heldenmut. — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer[2]) kreist!
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist![3])

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

Inhalt. Die Freude ist es, die das Herz zugleich mit sanften Gefühlen und dem größten Mut erfüllt. Sie duldet nicht, daß man Gottes vergesse. Chor. Gedenkt, Brüder, des Geistes, der über den Sternen wohnt!

1) Kannibalen heißen die Ureinwohner der Antillen, die menschenfressenden Karaiben; das Wort steht überhaupt für rohe, herzlose Menschen

2) Römer ist eine Art bauchiger, gewöhnlich grüner Weingläser, aus denen besonders Rheinwein getrunken wird. — Kreisen: in der Runde umhergehen.

3) Dem Dichter schwebt das Trankopfer der Griechen vor, die auch bei ihren Gastmählern dem „guten Gotte“ von ihrem Tranke spendeten. Hoffmeister verteidigt den Trinkspruch auf den guten Geist, den man als einen unpassenden Toast auf Gott getadelt hat, sehr beredt, wenn er sagt: „Viel eher ist unser plattes, gemeines, geselliges Leben anzuklagen, welches nicht einmal eine Form für sittliche oder religiöse Erhebung bei geselliger Freude besitzt als der Dichter, der einen eingeführten niedrigen Gebrauch zu veredeln und zum Symbol eines religiösen Gefühls zu machen sucht. Des sollten wir ihm Dank wissen. Wir aber haben unsere Frömmigkeit von unseren Vergnügungen weg in die Kirche gewiesen. Aber sowohl unsere Vergnügungen, als unsere Frömmigkeit sind auch darnach.“

3. Schluß. Strophe 8.

8. Festen Mut in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen,
Brüder, gelt es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut![1])

Chor.

Schließt den heilgen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Inhalt. Die Freunde geloben sich, sie wollen all die edeln Entschließungen, die das Feuer der Freude in ihnen entfacht hat, getreulich ausführen. Chor. Wir schwören, das Gelübde zu halten.

1) In den letzten vier Versen geloben die Freunde, einen edeln Stolz auch den Fürsten gegenüber zu bewahren und die Brut der Kriecher und feilen Höflinge zu vernichten. —

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

I. Einleitung.

Schiller hat uns in seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande mit derselben Freiheitsbegeisterung, die auch seine Dramen durchdringt, den Kampf eines hochherzigen Volkes gegen einen Bedränger geschildert, der seinem unversöhnlichen Freiheitshaß alles zu opfern bereit war. Dieselbe Teilnahme, wie für das Volk der Niederlande, fühlte er auch für England in seinem Kampfe gegen Philipp II. von Spanien, und von diesem Anteil an dem Widerstande eines freiheitliebenden protestantischen Staates gegen die finstere Macht des Katholizismus zeugt das vorliegende Gedicht. — Schiller hatte es zuerst mit einer historischen Arbeit über Philipp II. in der Thalia veröffentlicht und dabei bemerkt: „diese merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen." Wenn indessen Schiller wirklich, wie man annimmt, gelegentlich der Studien zu Don Carlos auf ein älteres lateinisches Gedicht, „die Armada", gestoßen ist, so ist dies höchstens für ihn eine Veranlassung gewesen, den Gegenstand dichterisch zu behandeln. An die Uebersetzung eines Gedichtes „aus jener Zeit" ist aus dem einfachen Grunde nicht zu denken, weil zu jener Zeit England zur See von Spanien und Holland noch weit übertroffen wurde und überhaupt von der Größe noch weit entfernt war, die ihm in unserm Gedicht beigelegt wird. Die historische Thatsache, auf welcher es beruht, ist kurz folgende.

Philipp II (1556—1598), König von Spanien, war wegen der Hilfe, welche die Königin Elisabeth von England, (1558—1603) dem aufständischen Volke der Niederlande leistete, von dem bittersten Groll gegen sie erfüllt. Dazu kam seinerseits das Verlangen, die hingerichtete Maria Stuart zu rächen. Der Papst Sixtus V. hatte ihn sogar mit England belehnt. Er beschloß deshalb, alles aufzubieten, um England zu unterwerfen, den Protestantismus dort zu vernichten und den Niederlanden damit ihre letzte Stütze zu entziehen. Während zu gleicher Zeit Alexander von Parma im Hafen von Dünkirchen ein Heer sammelte und Transportschiffe zur Ueberfahrt nach England baute, brachte Philipp im Hafen von Lissabon eine ungeheure Flotte zusammen,

welche aus 135 Kriegsschiffen mit 2600 Kanonen und aus einer Menge anderer Fahrzeuge bestand. Diese Flotte sollte sich im Kanal mit den Schiffen Alexanders von Parma vereinigen, die Themse hinaufsegeln und die Herrschaft der Elisabeth mit Hilfe der Katholiken stürzen. — In dieser drohenden Gefahr rief die Königin ihr Volk zu den Waffen, und begeistert folgte es ihrem Rufe. Adel und Kaufleute wetteiferten Schiffe zu erbauen und Geldmittel herbeizuschaffen. Aber mehr als alle diese umsichtigen Verteidigungsanstalten that die sichtbare Hilfe Gottes. Kaum war die stolze spanische Flotte, die Armada, aus dem Hafen von Lissabon ausgelaufen, als sie vom Sturme ergriffen und gezwungen wurde, in Corunna und andern galizischen Häfen Schutz zu suchen. Im Kanal angekommen, wagte es alsdann der spanische Herzog, Medina von Sidonia, nicht, vor der Vereinigung mit Alexander von Parma die englische Flotte vor Plymouth anzugreifen, und empfindliche Verluste, die ihm von den schnellen, ihn fortwährend umschwärmenden Schiffen der Engländer beigebracht wurden, zwangen ihn, im Hafen von Calais einzulaufen. Dort ward er von acht englischen Brandschiffen in solchen Schrecken gesetzt, daß er in die hohe See steuerte und erst an Shetlands Küsten seine Flotte wieder sammelte. Die Vereinigung mit Alexander von Parma war ihm nicht gelungen, und deshalb wollte er um Schottland herum nach Spanien zurückkehren, als seine Flotte bei den Orkney-Inseln von einem furchtbaren Orkan überfallen und so gänzlich zertrümmert wurde, daß er nur mit elenden Ueberbleibseln endlich in den Hafen zurückgelangte, aus dem er mit so großen Hoffnungen ausgelaufen war.

II. Erklärung im einzelnen.

1. Das Nahen der spanischen Flotte. Strophe 1.

1. Sie kommt, sie kommt, des Mittags stolze Flotte,[1])
Das Weltmeer wimmert unter ihr;
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tausend Donnern naht sie dir,
Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen[2]) —
Der Ocean sah ihres Gleichen nie,
Unüberwindlich nennt man sie[3]) —
Zieht sie einher auf den erschrocknen Wellen;
Den stolzen Namen weiht
Der Schrecken, den sie um sich speit.
Mit majestätisch stillem Schritte
Trägt seine Last der zitternde Neptun;
Weltuntergang in ihrer Mitte
Naht sie heran, und alle Stürme ruhn.

Inhalt. Das drohende Herannahen der spanischen Flotte mit ihren Feuerschlünden wird zuerst geschildert.

1) Des Mittags Flotte heißt die Armada wegen der südlichen Lage Spaniens. — Das Wimmern soll die ungeheure Last bemerklich machen, die das Weltmeer zu tragen hat. — Der Kettenklang spielt auf die Ketten der Sklaverei an, in die der freiheithassende Philipp II. England schlagen wollte. — Der neue Gott, oder die neue Religion, welche die Flotte nach England bringen soll, ist der Katholizismus.

2) Citadellen oder kleine Festungen werden die Schiffe wegen ihrer Größe und wegen der Menge von Geschützen genannt, mit denen sie gespickt sind.

3) Die Unüberwindliche war der stolze Name, den die Spanier dieser Flotte beigelegt hatten. Er sollte den Schrecken vermehren, den sie ohnehin verbreitete. — Neptun, der Meergott, d. i. das Meer, trägt gleichsam die Flotte. — Alle Stürme ruhn kann nur auf die Zeit gehen, da sie aus dem Hafen von Lissabon auslief.

2. Englands Gefahr. Strophe 2.

2. Dir gegenüber steht sie da,
Glückselge Insel, Herrscherin der Meere,
Dir drohen diese Galionenheere,[1])
Großherzige Britannia!
Weh deinem freigebornen[2]) Volke!
Da steht sie, eine wetterschwangre Wolke.
Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht,
Das große Blat,[3]) das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?
Der Segel stolze Obermacht,
Hast du sie nicht von Millionen Würgern
Erstritten in der Wasserschlacht?
Wem dankst du sie? errötet, Völker[4]) dieser Erde!
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?
Unglückliche! blick hin auf diese feuerwerfenden Kolosse,[5])
Blick hin und ahne deines Ruhmes Fall!
Bang schaut auf dich der Erdenball,
Und aller freien Männer Herzen schlagen,
Und alle guten schönen Seelen klagen
Teilnehmend deines Ruhmes Fall.

Inhalt. Beim Gedanken an das Herannahen dieser Flotte zittern für Englands Größe und Freiheit alle freiheitliebenden edeln Seelen, — sie fürchten Englands Untergang!

1) Galionen (ital. galeone) hießen die größten Galeeren, und später Kriegsschiffe überhaupt.

2) Freigeboren nennt der Dichter Englands Volk wegen der später erwähnten Freiheit seiner Verfassung und zugleich im Gegensatz zu der spanischen Knechtschaft, die ihm droht.

3) Das große Blatt: die magna charta libertatum. Im Jahre 1215 erhoben sich die Großen Englands gegen den ebenso feigen als ruchlosen König Johann ohne Land (1199—1216). Sie eroberten London und nahmen den König gefangen. Er wurde erst wieder freigegeben, als er die Magna Charta ausgestellt hatte, die Grundlage der englischen Freiheit. Es war darin unter anderm versprochen, daß keine Auflage ohne Bewilligung der Lehnsherren gemacht werden dürfe, den Städten war Schutz gegen willkürliche Zollauflagen gewährt, und die Freiheiten der Bürger waren gegen die Anmaßungen der Richter sicher gestellt. Freilich hat es später dem englischen Volke noch schwere Kämpfe gekostet, seine Freiheit auf der Magna Charta weiter zu bauen. Die durch diese Kämpfe errungene spätere Verfassung Englands ist es, welche dem Dichter vorschwebt.

4) Errötet, Völker, darüber, daß ihr nicht gleichen Mut, gleiche Energie und gleiche Staatsklugheit bewiesen habt.

5) Kolosse für: Ungeheuer. Eigentlich werden die riesigen Bildsäulen der Alten so genannt, deren größte der Koloß von Rhodus ist; eine 105 Fuß hohe Bildsäule des Sonnengottes von dem jeder Finger größer war als eine ganze andere Bildsäule.

3. Die Rettung. Strophe 3.

3. Gott, der Allmächtge sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen[1]) wehen,
Sah drohend offen dein gewisses Grab.
Soll, sprach er, soll mein Albion[2]) vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm[3])
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?
Nie, rief er, soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott, der Allmächtge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.[4])

Inhalt. Gott, der Herr, sieht die Gefahr, die England droht. Er beschließt, es zu retten. Sein Odem weht und die stolze Flotte ist zerstreut.

1) Flagge heißt die große Fahne auf dem Mast oder Hinterteil eines Schiffes, an welcher man den Staat, dem das

Schiff angehört, und auf Kriegsschiffen die Würde des Befehlshabers erkennt. — Löwenflaggen heißen hier die Flaggen der Spanier, weil sie das spanische Wappen des Löwen trugen.

2) Albion, alter Name für England. — Hemisphäre: Halbkugel, die eine Hälfte der Erdkugel, also: Erdhälfte.

3) Der letzte felsenfeste Damm gegen die Unterdrückung.

4) Zu den letzten beiden Versen bemerkte Schiller: „Die zwei letzten Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisabeth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: „Afflavit Deus, et dissipati sunt." Wörtlich heißt der lateinische Spruch: Gott blies, und sie wurden zerstreut.

Sehnsucht.

I. Einleitung.

Eine Allegorie, eben so anmutig, als das Mädchen aus der Fremde ist Schillers „Sehnsucht". Der Dichter selbst legte zwar wenig Wert auf das kleine Stück. Er meinte wiederholt in seinen Briefen an Körner, „es sei nicht viel daran." Doch giebt er, als Körner das Gedicht componieren wollte, zu: die Sehnsucht habe etwas Gefühltes, Poetisches und werde wohl durch Musik gewinnen. Und in der That hat Schiller damit die Vorzüge des Gedichtes treffend angedeutet. Wie hinreißend weiß er dem Drange der Sehnsucht Worte zu leihen! Wie zart und weich, wie fließend und leicht ist die Sprache!

Der Gedanke der Allegorie leuchtet so bestimmt aus dem Ganzen hervor, daß wir ihn kaum auszusprechen brauchen. Die Sehnsucht nach einem schönern, glücklichen, seligen Lande hat unverkennbar ihren wahrsten Ausdruck gefunden. Ob man in dem Gedicht die Sehnsucht nach dem Jenseits, oder nach der Welt der Ideale im Gegensatz zu der rauhen Wirklichkeit verstehen soll, ist eine überflüssige Frage. Wer wollte hier das Verlangen nach einer einstigen Erfüllung der Hoffnung auf ein seliges Leben nach dem irdischen und die Sehnsucht nach dem Wunderlande der Ideale verstandesmäßig unterscheiden?

II. Erklärung im einzelnen.

1. Die Sehnsucht nach dem Wunderlande. Strophe 1.

1. Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,[1])

Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt ich mich beglückt!
Dort erblick ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün;
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin.

Inhalt. Die Sehnsucht läßt uns wünschen, von dieser Erde entrückt und in eine bessere, schönere Welt versetzt zu werden.

1) Das von kalten Nebeln erfüllte Thal ist die Erde im Gegensatz zu den grünenden Hügeln einer bessern Welt.

2. Schilderung jenes Lebens. Strophe 2 und 3.

2. Harmonieen[1]) hör ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Inhalt. Dort tönen Klänge des Friedens, dort erquickt süßer Duft, dort winken lockende Früchte und blühen unverwelkliche Blumen.

1) Die Harmonieen (Melodieen) werden in dem folgenden Vers näher erklärt als Töne, in denen ein himmlischer Frieden atmet.

3. Ach, wie schön muß sichs ergehen
Dort im ewgen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;[1])
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Inhalt. Wie selig wäre es, dort zu wandeln! Aber ein unübersteigliches Hindernis trennt das Hier von dem Dort.

1) Mit dem brausenden Strome, der zwischen diesem und jenem Lande liegt, ist zunächst nur die Unmöglichkeit bezeichnet, dem Erdenleben zu entfliehen. Es ist der Strom alles Trüben, Schweren und Sinnlichen im Thale des Erdenlebens.

3. Der Weg zum Wunderlande. Strophe 4.

4. Einen Nachen seh ich schwanken,[1])
Aber ach! der Fährmann fehlt.

Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.[2])

Inhalt. Nur der Glaube kann uns die Gewißheit geben, daß wir das selige Land erreichen.

1) Der Nachen schwankt, er treibt auf der Flut ohne Fährmann: er kann nur hinüberbringen. Seine Segel sind beseelt: die Segel, die Flügel des Glaubens und des Wagens führen und tragen dich von selbst; nur frisch und ohne Wanken, dann brauchst du keinen Fährmann. Ein anderer kann dir diesen Glauben nicht geben, du mußt ihn selbst im Herzen tragen.

2) Diesem Glauben mußt du vertrauen! Ein sichtbares Unterpfand, daß er dich nicht täuscht, kannst du nicht erwarten. Doch laß dich den Gedanken an das Unbegreifliche dieses Glaubens nicht irre machen, wunderbar ist ja auch jenes Land, nach welchem Du die Sehnsucht so lebhaft und unbegreiflich in dir trägst.

Der Pilgrim.

I. Einleitung.

Wie das vorhergehende Gedicht „Sehnsucht", so ist auch „der Pilgrim" eine Allegorie, bei welcher uns nicht nur der klare Gedankenausdruck, sondern auch der Wohllaut und die schöne Einfachheit der Sprache befriedigt. Wie bei allen Allegorien Schillers ist auch bei dieser der Inhalt verschieden aufgefaßt worden. Der eine nimmt den Pilgrim als den Forscher nach Weisheit, nach andern sucht der Pilger ein namenloses Etwas, Freiheit, Wahrheit, das Ideal. Es ergiebt sich aber aus der dritten und vierten Strophe der Gedanke des Gedichtes mit voller Bestimmtheit. Eine innere Stimme sagt dem Suchenden, er solle so lange nach Morgen hin wandern, bis er dahin gelange: wo das Irdische himmlisch und unvergänglich sei. Was sucht also der Pilgrim? Den Himmel schon auf Erden, mit andern Worten: völliges Glück, bleibende Beseligung schon in diesem Leben. Das jedoch ist

ein vergebliches Sehnen und Streben; denn nach der letzten Strophe bleibt der Himmel ewig von der Erde getrennt, das Dort ist niemals Hier, himmlische Befriedigung ist auf Erden nicht zu finden.

Fassen wir so den Inhalt der Allegorie, so ergiebt sich auch am leichtesten die Deutung des einzelnen, wobei wir jedoch, wie bei jeder Allegorie, darauf verzichten müssen, jeden Zug des Bildes auf den Hauptgedanken zu übertragen.

II. Erklärungen.

1. Noch in meines Lebens Lenze
   War ich, und ich wandert aus,
   Und der Jugend frohe Tänze
   Ließ ich in des Vaters Haus.

2. All mein Erbteil, meine Habe
   Warf ich fröhlich glaubend hin,
   Und am leichten Pilgerstabe
   Zog ich fort mit Kindersinn.

Inhalt. Früh schon begiebt sich der Pilgrim auf die Wanderung und läßt die Freuden seiner Jugend dafür zurück. Strophe 2. Alles, was er besitzt, läßt er im Stich und zieht aus, leichten Sinnes, das Herz erfüllt von kindlichem Glauben und Hoffen.

3. Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
   Und ein dunkles Glaubenswort;
   Wandle, riefs der Weg ist offen,
   Immer nach dem Aufgang fort.

4. Bis zu einer goldnen Pforten
   Du gelangst, da gehst du ein;
   Denn das Irdische wird dorten
   Himmlisch, unvergänglich sein.

Inhalt. Der Zug der Hoffnung und eine geheimnisvolle Stimme des Glaubens sagen ihm, er werde eine Stätte finden, wo der Himmel schon auf Erden wohne.

5. Abend wards und wurde Morgen,
   Nimmer, nimmer stand ich still;
   Aber immer bliebs verborgen,
   Was ich suche, was ich will.

6. Berge lagen mir im Wege,
   Ströme hemmten meinen Fuß;
   Ueber Schlünde baut ich Stege,
   Brücken durch den wilden Fluß.

Inhalt. Unermüdlich wandert er, das gesuchte Ziel zu erreichen. — Alle Hindernisse, die sich ihm entgegen stellen, sucht er zu überwinden.

7. Und zu eines Stroms[1]) Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf ich mich in seinen Schoß.

8. Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegts in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Inhalt. Noch einmal erwacht die Hoffnung, ein Strom, an den er gelangt ist, werde ihn in das Land der Verheißung tragen; aber er kommt nur zum Meere, dessen weite Fläche ihm zeigt, wie er dem Ziele noch ebenso fern ist, als da er die Wanderung begann.

1) Man hat unter dem Strom die Philosophie verstanden, von der Schiller eine Zeit lang volle Befriedigung hoffte. — Diese Deutung ist zwar sinnreich, erschöpft aber den Gedanken nicht.

9. Ach, kein Steg will dahin führen!
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Inhalt. Der Pilger kommt zuletzt zu der Erkenntnis, daß der Himmel auf Erden nicht zu finden ist.

Die Ideale.

I. Einleitung.

Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1795; Schiller kehrte damals von seinen philosophischen Studien zurück, und es ist das erste jener Gedichte, die man unter dem Namen „Ideendichtung" zusammengefaßt hat. Die Freunde waren überrascht von der neuen Erscheinung; Goethe stellte „die Ideale" fast über alle andern lyrischen Gedichte des Freundes, Humboldt, der nach einer vorgefaßten Theorie an allem subjektiven zu tadeln hatte, erklärte es für ein sehr schönes Gedicht, und Schiller selbst behauptete ihm gegenüber, es sei etwas darin, was es dichterischer mache als alle seine übrigen Gedichte. Uns zieht gerade das Subjektive darin an: die Klage, die so ganz aus dem Herzen des

Dichters kommt. Welche Klarheit und Ruhe in der Wehmut einer großen Seele, die auch den Trost nennt, der ihr geblieben. Aus einem Herzen, das so die Flucht der Ideale besingt, fliehen die Ideale niemals. Die Ideale stehen hier nicht, wie bei Schiller oft „das Ideal“ als das Reich der reinen Form, das Land der Schönheit und des Gedankens im Gegensatz zu dem Reich der Sinne, sondern es ist „die gefühl- und phantasievolle Ansicht der Natur und des Lebens, der glühende poetische Drang der Seele, die kühnen Entwürfe und Hoffnungen, wie sie nur der feurigen Jugendzeit eigen sind,“ urteilt Viehoff. — Die stolze Begleitung des stürmischen Jünglings hat sich verloren, nur die stille Freundschaft und die unermüdliche Beschäftigung halten bei ihm aus. Das Gedicht selbst wird so zu sagen immer gelassener; es läuft aus in den Preis der Beschäftigung, ein Ausdruck, der gewis als zu prosaisch zu tadeln wäre, wenn man nicht wüßte, daß Schiller auch ihn absichtlich gewählt hat, weil er in dem Gang des Gedichtes den Gang des Lebens symbolisieren wollte.

„Die beiden letzten Strophen“, schreibt ihm Humboldt, „und besonders die letzte, schildern auf eine überaus eigentümliche Weise Ihr Leben und Ihre Individualität, diese fortwährende Geistesthätigkeit, die keiner Schwierigkeit erliegt, wie ermüdet, wie langsam auch der Fortschritt sei, und endlich immer zum Ziele gelangt.“

II. Einteilung.

I. Strophe 1—2. Klage über die Flucht der Ideale.
II. Strophe 3—7. Schilderung der goldnen Zeit der Ideale.
III. Strophe 8—9. Die Flucht der Ideale.
IV. Strophe 10—11. Der Trost, der geblieben.

III. Erklärung im einzelnen.

1. Klage über die Flucht der Ideale.

1. So willst du[1]) treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

2. Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,

Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,[2])
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube
Was einst so schön, so göttlich war.

1) Angeredet ist „des Lebens goldne Zeit“.
2) Es waren Wesen und Dinge, die nur geträumt waren, die aber in der Wirklichkeit nicht zu finden sind.

2. Schilderung der goldnen Zeit der Ideale.

3. Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,[1])
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust.

4. Und teilend meine Flammentriebe
Die stumme[2]) eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzen Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall.
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.[3])

1) Pygmalion, König von Cypern, liebte das von ihm selbst angefertigte, elfenbeinerne Bild einer Jungfrau so sehr, daß er die Göttin Aphrodite bat es zu beleben. Sie that es und Pygmalion vermählte sich mit der Belebten.
2) Die stumme Natur wird in diesem Bilde an die Stelle der Statue des Pygmalion gesetzt.
3) Die Schilderung, wie des Dichters jugendliche Phantasie alles rings umher in der Natur beseelt hat, hat viel Aehnlichkeit mit der Schilderung in den Göttern Griechenlands, wo das jugendliche Griechenvolk gleichfalls alle Natur belebte:

5. Es dehnte mit allmächtgem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,[1])
Heraus zu treten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.[2])
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sie entfaltet,
Dies wenige, wie klein und karg!

1) Kreisend muß genommen werden im Sinne von heraustreten wollend, sich gebären lassen wollend (nicht gebären wollend, denn die Brust soll das All gebären). Herauszutreten = um herauszutreten in das Leben ist die Erklärung zu „kreisend". Das kreisende All (Subjekt) dehnt mit allmächtigem Streben die enge Brust, damit es heraustreten könne — das All und die enge Brust bilden einen Gegensatz.

2) Bild und Schall geht auf die Künste, die bildende sowie redende und tönende Kunst der Beredsamkeit und Musik.

6. Wie sprang von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!
Bis an des Äthers bleichste[1]) Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

1) In dem Wahn alles erreichen und schaffen zu können, von keiner Sorge bedrückt, greift der Jüngling nach allem, was ihm irgendwie noch sichtbar ist. Seine Entwürfe schrecken weder vor Höhen noch Weiten zurück.

7. Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her,
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz![1])

1) Liebe, Glück, Ruhm, die Wahrheit begleiten den Wagen seiner Hoffnungen.

IV. Die Flucht der Ideale.

8. Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

9. Ich sah des Ruhmes heilge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht:
Ach! allzuschnell, nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.[1])
Und immer stiller wards und immer
Verlassner auf dem rauhen Steg;[2])
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

1) Die Schilderung der Flucht der Begleiter schließt sich genau an ihre vorhergehende Erwähnung an. 8, 5 entspricht 7, 6; 8, 6—8 entspricht 7, 8; 9, 1 u. 2 entspricht 7, 7 und 9, 3 u. 4 entspricht 7, 5.

2) Des Lebens Bahn, auf der des Lebens Wagen mit der lustigen glänzenden Begleitung leicht dahinfuhr, ist zum rauhen Steg geworden. Es ist finster geworden um ihn her und nur noch ein schwacher Hoffnungsstrahl leuchtet.

V. Der Trost, der geblieben.

10. Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?[1])
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht und fand.[2])

1) Das finstre Haus des Hades, die Unterwelt, das Grab ist gemeint.

2) Schiller meint wohl besonders Freundschaft, wie sie ihn mit Körner, Goethe, Humboldt verband, auch die „zur edelsten Freundschaft verklärte Liebe, die er bei seiner Gattin fand.“ Frühe fand er die edle Freundschaft der Frau von Wolzogen, Körners u. s. w.

11. Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung,[1]) die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten[2])
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

1) Vgl. die Einleitung.

2) Der Bau, der von allen Zeiten, allen Jahrhunderten aufgeführt wird. Jede Zeit hat durch das, was die vorgehenden

ihr vorgebaut, vorgearbeitet haben, eine Schuld überkommen, deren jeder ein Teil trägt, und der Erbe muß Stunden, Tage und Jahre seines Lebens anwenden, um von der großen Schuld etwas zu streichen.

Die Gunst des Augenblicks.

I. Einleitung.

Zu den Liedern, die Schiller für ein Kränzchen von Freunden und Freundinnen dichtete*), das auf Goethes Veranlassung entstanden war, gehört auch „die Gunst des Augenblicks“. Schon in der Ueberschrift ist der Gedanke des Gedichtes angedeutet. Es wird darin der Augenblick als der Urheber alles Guten gefeiert. Flüchtig, wie der Augenblick, heißt es, sei die Freude, das Glück, alles Göttliche. Der Augenblick sei es, der den ersten Gedanken zu jedem Kunstwerk schenke und jede schöne Gabe sei ihm zu verdanken und verschwinde mit seiner Flucht.

II. Erklärung im Einzelnen.

1. Und[1]) so finden wir uns wieder
In den heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein.

Inhalt. Die Freunde sind versammelt und heitere Lieder sollen nicht fehlen.

1) Das „Und“ knüpft an eine bekannte Vergangenheit an. Wir können dabei nach Viehoff an das letzte Mittwochkränzchen oder nach Düntzer an „die vorangegangene Begrüßung und freundliche Unterhaltung“ oder auch an eine Anfrage eines Mitglieds im Kränzchen nach den mitgebrachten Gaben der Muse denken.

2. Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihm vor allem laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.

Inhalt. Wem soll das erste Lied gelten? Dem Augenblick, dem Bringer der Freude.

---

*) Vgl. das Siegesfest, die Punschlieder, die vier Weltalter, an die Freunde, dem Erbprinzen von Weimar.

3. Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres[1]) den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?

Inhalt. Was nützt es, wenn uns Speise und Trank nicht fehlt, wenn der Augenblick sich nicht günstig erweist.

1) Ceres: die Göttin, die das Getreide schenkt. Bacchus: der Gott des Weines.

4. Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,[1])
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.

Inhalt. Vom Himmel muß erst der Funke kommen, der Geist und Herz entzündet.

1) Heinrich Düntzer meint, bei dem Bilde schwebe wohl der Gebrauch vor, daß das Feuer, welches am ersten März zu Rom auf dem Herde der Vesta erneuert wurde, von den Sonnenstrahlen aufgefangen werden mußte, oder das hl. Feuer Israels. Näher liegt gewiß die Beziehung auf das Eleusische Fest, wo Zeus das Opfer auf dem Altar der Ceres durch einen Blitzstrahl in Flammen setzt.

5. Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß, das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Inhalt. So muß auch das Glück plötzlich von Oben kommen, der Augenblick muß es schenken.

6. Von dem allerersten Werden[1])
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Inhalt. Seit die Schöpfung besteht, ist ja alles Hohe das flüchtige Geschenk des leuchtenden Augenblicks gewesen.

1) Das allererste Werden war schon ein Augenblick; denn Gott sprach: es werde und — es ward.

7. Langsam in dem Lauf der Horen[1])
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Inhalt. Ein Augenblick nur ist es, der den Gedanken zu jedem Kunstwerk schenkt, mag seine Ausführung auch noch so viel Zeit erfordern.

1) Horen sind die Göttinnen der gleichmäßig wechselnden Jahreszeiten.

8. Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris¹) durch den Himmel schwebt,

Inhalt. Rasch, wie der Regenbogen entsteht und vergeht —

1) Iris ist die Göttin des Regenbogens und Botin der Götter.

9. So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Inhalt. — so kommt und verschwindet alles Glück. Darum verdanken wir alles allein: der Gunst des Augenblicks.

Berglied.

I. Einleitung.

Während Schiller an seinem Wilhelm Tell arbeitete, war er bemüht, sich über die landschaftlichen Verhältnisse der Schweiz möglichst gründlich zu unterrichten. Bei dieser Gelegenheit entstand das Berglied. Er bezeichnete es in einer Zuschrift an Goethe als eine kleine poetische Aufgabe zum Enträtseln. Und dieser antwortet darauf: „Ihr Gedicht ist ein artiger Stieg auf den St. Gotthard, dem man sonst noch allerlei Deutungen beilegen kann und ein zum Tell sehr geeignetes Lied.“

Wie Goethe es bemerkt, enthält das Berglied eine Schilderung der Straße nach dem St. Gotthard und müssen wir gestehen, daß es ein hochpoetisches kleines landschaftliches Bild ist. Es lag gerade dieser Weg dem Dichter nahe, da er in seinem Tell (V. Aufzug, Sc. 2) dem Parricida den Weg über den St. Gotthard nach Italien beschreiben läßt. Zur Vergleichung möge hier die betreffende Stelle aus Wilhelm Tell einen Platz finden. Nachdem Parricida gefragt hat: wie komm' ich in das unbekannte Land? antwortet Tell:

Den Weg will ich Euch nennen, merket wohl!
Ihr steigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wilden Laufes von dem Berge stürzt. —
Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtnis
Der Wanderer, die die Lawine begraben.
Und seid Ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt Ihr auf die Brücke, welche stäubet.
Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf;
Kein Tag hats noch erhellt — da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude.
So immer steigend kommt Ihr auf die Höhen
Des Gotthard's, wo die ew'gen Seen sind.

II. Erklärung im einzelnen.

1. Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,[1]
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen[2]) den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben;
Und willst du die schlafende Löwin[3]) nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.[4])

1) Der schwindlichte Steg, der an Abgründen vorüberführt, ist der Weg, der von Amsteg längs der Reuß bald an dem einen, bald an dem andern Ufer des brausenden Flusses aufwärts führt.

2) Die Riesen, welche den Weg versperren, sind überhängende und sich dem Wandrer entgegenstellende Felsmassen.

3) Zu Löwin bemerkt Schiller: „an einigen Orten der Schweiz ist dies der verdorbene Ausdruck für „Lawine." Bekanntlich bezeichnet das Wort eine von den Bergen herabstürzende und im Fortrollen sich immer mehr vergrößernde Schneemasse.

4) Die Schreckensstraße, so genannt wegen der drohenden Lawinen, ist die enge schaurige Bergschlucht Schöllenen.

2. Es schwebt eine Brücke,[1]) hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,[2])
Es hätte sichs keiner verwogen;[3])
Der Strom braust unter ihr spät und früh,
Speit ewig hinauf, und zertrümmert sie nie.

1) Die Brücke ist die sogen. Teufelsbrücke, etwa andert-

halb Stunden von der Schreckensstraße entfernt. Im Tell heißt sie die Brücke, welche stäubet. Sie führt über die Reuß, die hier aus einer bedeutenden Höhe herabstürzt und sie mit schäumenden Wassern bespritzt.

2) Dies geht auf die Sage, daß die Brücke vom Teufel erbaut sei.

3) Verwogen von dem veralteten Zeitwort: sich eines Dinges verwegen, d. h. ein Ding wagen, unternehmen.

3. Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,[1])
Du glaubst dich im Reiche der Schatten;
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,[2])
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;[3])
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht ich fliehen in dieses glückselige Thal.

1) Das schaurige Thor ist das sogenannte Urner Loch. Es führt durch den Teufelsberg und besteht in einem 200 Fuß langen und 12 Fuß breiten Schacht, der im Jahre 1707 gesprengt worden ist.

2) Durch das schwarze Felsenthor, wie es im Tell heißt, gelangt der Wandrer alsbald in das liebliche, mit grünen Matten bedeckte, Ursener Thal, welches Goethe in Wahrheit und Dichtung (Bd. II. S. 362 ff.) sehr schön beschrieben hat.

3) Weil in diesem Thal ein eigentlicher Sommer fast fehlt, so daß auch in dieser Jahreszeit dort geheizt werden muß, so gatten sich Frühling und Herbst, d. h. sie werden an einander gerückt, sie berühren sich.

4. Vier Ströme[1]) brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen;
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

1) Die vier Ströme, deren Quell man nicht kennt, weil sie aus Bächen sich bilden, die zwischen Eisgletschern hervorstürzen, sind der Rhein, die Reuß, die Rhone und der Tessin. — Reuß und Rhein bleiben sich indes nicht ewig verloren, weil die Reuß in die Aar und diese in den Rhein fließt.

6. Zwei Zinken[1]) ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

1) Zinken. Zinke: ein spitzzulaufender Körper, Zinken der Gabel, des Rechens und dergl., dichterisch für eine hervorragende Felsenspitze gebraucht. Unter diesen zwei Bergspitzen, auf denen nach dem Dichter die Wolken tanzen, sollen die Felshörner des Fiendo und Prosa zu verstehen sein.

6. Es sitzt die Königin[1]) hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.[2])

1) Einen der höchsten Gletscher denkt sich der Dichter als Königin. Es erklärt sich das aus einer Stelle aus Goethes Briefen aus der Schweiz, worin er sagt, daß der Gotthard den Rang eines königlichen Gebirgs über alle andern behaupte, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenliefen und an ihn sich anlehnten. „Ja, wenn ich mich nicht irre," fährt er fort, „hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen scheinen."

2) Dies geht auf das Alpenglühen.

Der Alpenjäger.

Während Schiller sein letztes Drama „Wilhelm Tell" schrieb und die Natur des Schweizerlandes studierte, entstand wahrscheinlich außer dem Berglied auch der Alpenjäger und zwar ist dies vielleicht das letzte der kleinern Gedichte, welches er geschrieben hat.

Der Inhalt ist kurz folgender. Ein Alpenjäger verfolgt eine Gemse unbarmherzig bis in die höchsten Regionen des Gebirges, so daß dem geängstigten Tier zuletzt kein Weg der Flucht mehr bleibt. Da tritt plötzlich der Berggeist, der auf diesen von Menschen unberührten Höhen sein Gebiet hat, schützend vor das verfolgte Tier und schreckt den verwegenen Jäger zurück.

Es liegt dieser Sage offenbar ein zwiefacher Gedanke zu Grunde. Einmal der, daß die Natur Gebiete hat, die dem Menschen ewig entrückt bleiben sollen und deren Betreten deshalb ein Frevel ist. Dann aber der, daß die ewige und gewaltige Natur, wie sie sich am großartigsten in der Alpenwelt darstellt, den Menschen ihre Ueberlegenheit fühlen läßt, wenn er in der Feindseligkeit gegen sie und ihre Geschöpfe zu weit geht. Die Personifikation der

Natur ist der Geist, „der Bergesalte". Indem die Gemse bis in die innersten Heiligtümer der Natur geflohen ist, um da ein Asyl zu finden, hat sie ein Anrecht auf seinen Schutz erworben, während der Jäger wegen seiner maßlosen Verfolgung des gequälten Tieres an die ihm gebührenden Schranken erinnert wird.

Die eine Seite dieser Anschauung, wie nämlich eine höhere Macht sich der übermäßig gepeinigten Kreatur annimmt, findet sich auch in der Sage vom heiligen Hubertus, der, als Herzog von Aquitanien, um das Jahr 700 nach Christo lebte. Er war ein äußerst eifriger Jäger und seine Jagdlust riß ihn soweit fort, selbst am Charfreitag das Wild zu verfolgen. Als er aber an diesem Tage eben den Bogen auf einen mächtigen Hirsch anlegt, erscheint zwischen dessen Geweih ein leuchtendes Crucifix. Erschreckt läßt er den Bogen sinken und bekommt ein solches Entsetzen vor seiner bisherigen Leidenschaft, daß er nach Lüttich ins Kloster geht und Mönch wird.

Götzinger sagt über den Grundgedanken des Alpenjägers: „Der feindselige Gegensatz, in welchen der Mensch sich so oft zur Natur stellt, sobald er als freies Wesen auftritt, bewegte unsern tiefsinnigen Dichter stets, und deshalb mußte ihn auch dieser Stoff ansprechen. Die Natur hat in ihrem Wirken immer den gleichen Zweck des Schaffens und Erhaltens, und selbst ihre zerstörenden Kräfte müssen diesem Zwecke dienen. Der Mensch hingegen zerstört oft, ohne daß ihm irgend ein bedeutendes Ziel vor Augen liegt, sondern nur weil er Freude am Zerstören hat und ihn die Uebung seiner Kräfte ergötzt. Die Gefahr hat für ihn oft mehr Reiz als die Beute. Dabei setzt er nicht nur sein eignes Dasein auf das Spiel, sondern befehdet geradezu die Natur. Tausendfach hat diese ihn gesegnet, so daß er friedlich leben könnte — worauf die ersten Strophen unserer Ballade so schön hindeuten — aber er will ihr auch das rauben, was sie durchaus für sich aufgespart zu haben scheint. Allein dann tritt auch sie ihm in ihrer ganzen Furchtbarkeit entgegen, und beschützt ihre Kinder vor dem verwegnen Gegner."

Schließlich teilen wir noch eine ähnliche Sage von einem Gemsjäger mit, welche Grimm in seinen deutschen Sagen erzählt. „Ein Gemsjäger stieg auf und kam zu dem Felsgrat, und immer weiter klimmend, als er je vorher gelangt war, stand plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gemsen und lässest mir nicht meine Herde? Jetzt sollst du das mit deinem Blute teuer bezahlen!" Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgestürzt; doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt,

daß ihm diese Gemsen gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, so verheiß ich dir, daß du jeden siebenten Tag, Morgens früh, vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemstier hangen finden sollst, aber hüte dich und schone die andern.“ Der Zwerg verschwand und der Jäger ging nachdenklich heim. Aber die ruhige Lebensweise behagte ihm wenig. Am siebenten Morgen hing eine fette Gemse in den Aesten des Baums vor seiner Hütte; davon zehrte er ganz vergnügt und die nächste Woche gings ebenso und dauerte ein paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seine Faulheit, und er wollte lieber selber Gemsen jagen, möge erfolgen, was da wolle, als sich den Braten zutragen lassen. Da stieg er auf, und nicht lange, so erblickte er einen stolzen Leitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgends der Zwerg erschien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinterher geschlichen und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.“

II. Erklärung im einzelnen.

1. „Willst du nicht das Lämmlein[1]) hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten[2])
Spielend an des Baches Ranft.[3])“
„„Mutter, Mutter, laß mich gehen,[4])
Jagen nach des Berges[5]) Höhen!““

Des Jägers Mutter, geängstigt von den drohenden Gefahren der Jagd, sucht ihren Sohn durch alle Mittel der Überredung zu einer andern Beschäftigung, als der Gemsjagd zu bewegen. Zunächst ist sie, Strophe 1, bemüht, ihm das Hüten einer Schafherde als das friedlichste und gefahrloseste Geschäft anzupreisen.

1) Das Lämmlein: für die Lämmlein und dann überhaupt für die Schafe, die Schafherde. Es ist die Figur der Synekdoche (Mitbestimmung) in doppelter Anwendung. Erstlich ist nämlich, was nach dieser Redefigur häufig geschicht, die Einzahl für die Mehrzahl gesetzt und ferner ein Teil für das Ganze.

2) Von des Grases Blüten, nicht eigentlich: von blühendem Grase, sondern uneigentlich: von den Blüten, die inmitten des Grases sich finden. Würzhafte, duftende Blüten sind es, welche die reine Alpenluft auf dem schwellenden dicht ineinander gefilzten Rasen erzeugt. Auf diesen grünen Matten weiden die Älpler oder Sennen in den wenigen Sommermonaten zahlreiche Herden von Ziegen, Schafen und Kühen.

3) Ranft, oberdeutsch Rampf, Rampst, für Rinde, z. B.

Brodrinde; in weiterer Bedeutung für Rand, hier also: spielend an des Baches Ufer.

4) Gehen wird bisweilen, wie hier, in Verbindung mit einem Infinitiv zur Bezeichnung der Absicht des Gehens, z. B. betteln gehen, spazieren gehen, schlafen gehen. gebraucht. Hier wird zu verstehen sein: laß mich gehen (ziehen), laß mich jagen.

5) Des Berges. Wir können nach der zu Vers 1 erwähnten Figur die Mehrzahl statt der Einzahl setzen: nach der Berge Höhen.

2. „Willst du nicht die Herde[1]) locken
Mit des Hornes munterm Klang?[2])
Lieblich tönt der Schall der Glocken[3])
In[4]) des Waldes Lustgesang.[5])"
„„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen[6]) auf den wilden Höhen!""

Da die friedlich stillen Wiesengründe keinen Reiz für den Jägersmann haben, so hofft ihn die Mutter — aber wieder vergeblich — für die Poesie des Hirtenlebens in den Bergen zu gewinnen.

1) Die Herde. Hier haben wir bei Herde natürlich nur an die Rindviehherden zu denken, die an den Abhängen der Alpen weiden. Die Herde locken: sie zusammenrufen.

2) Gewöhnlich blasen die Sennhirten nur die Schalmei.

3) Der Schall der Glocken, die am Hals der weidenden Tiere befestigt sind, um sie, im Fall sich eins von der Herde verloren hat, wieder finden zu können.

4) Wird hier durch „in" der Ort oder die Richtung bezeichnet, steht es auf die Frage wo? oder wohin? — Im erstern Fall hieße es: inmitten des Waldes, der auch vom Lustgesang der Vögel wiederhallt, tönt der liebliche Schall der Glocken. Die Herden sind dann als im Walde befindlich zu denken. — Im letztern Fall heißt es: in den Lustgesang des Waldes mischt sich das Herdengeläute. Die Herden können dann außerhalb des Waldes gedacht werden. Letztere Erklärung ist vorzuziehen, da die Herden nicht wohl im Walde gedacht werden können.

5) Lustgesang. Es ist damit der Vogelgesang gemeint, die voller Lust singen und Lust erwecken.

6) In diesem freien Umherschweifen im wilden Gebirge liegt gerade der größte Reiz des Jagdlebens.

3. „Willst du nicht der Blümlein[1]) warten,
Die im Beete[2]) freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;

Wild ists auf den wilden[3]) Höhn!"
„„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter! laß mich ziehen!""[4])

Noch ein drittes Mittel versucht die Mutter, den Sohn zurückzuhalten. Sie macht ihm den Vorschlag, Gartenbau, oder Landbau zu treiben.

1) Die Diminutiva Lämmlein, Blümlein bewirken, daß die Sprache der Mutter, wie Viehoff mit Recht bemerkt, zu tändelnd wird. Doch soll wohl durch diese Sprache der Mutter der Gegensatz zum wilden Gebirg um so schroffer hervortreten.

2) Beet, ein Teil des Gartens für den Garten überhaupt.

3) Die Wiederholung des Wortes „wild" soll den Begriff desselben steigern.

4) Ziehen, zielloses Zeitwort, mit dem Hilfswort sein: nach einem Orte gehen. Der Gebrauch des Wortes an dieser Stelle erinnert an die Redensarten: der Jäger zieht zu Holze, seiner Straße ziehen, seines Weges ziehen.

4. Und der Knabe[1]) ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,[2])
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;[3])
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.[4])

1) Knabe ward früher und wird immer noch dichterisch für „junger Mann", „Jüngling" gesetzt. Verwandt damit ist Knappe.

2) Und es treibt und reißt ihn fort: Damit ist die mächtige Leidenschaft gemeint, welche den Jäger erfüllt. Durch das unbestimmte „es" soll das Rätselhafte dieser Gewalt angedeutet werden; denn es ist unglaublich, bis zu welcher Leidenschaft die Gemsjagd sich steigern kann, trotzdem so mancher Jäger den Tod in einem Abgrund findet.

3) An des Berges finstern Ort, nicht etwa: an den finstern Ort des Berges, denn an welchen Ort sollten wir nach dem bestimmten Artikel denken? — Des Berges Ort ist einfache Umschreibung für „das Gebirge" und dies wird seiner dunkeln Abgründe halber finster genannt, also unbildlich: in die finstern Schluchten des Gebirges. — Umschreibungen wie die „des Berges Ort" sind bei Schiller sehr häufig, z. B. Rudolfs heilige Macht für Rudolf, der Saiten Gold für die Saiten u. s. w.

4) Gazelle. Hierzu bemerkt Viehoff: „Will man unter dem „Alpenjäger" einen Jäger in den Schweizeralpen verstehen, so ist die Gazelle ein Verstoß gegen die zoologische Geographie. Indessen bezeichnet man durch Alpen auch andere Hochgebirge."

Wir hätten also, wollen wir Schiller den erwähnten Verstoß nicht zumuten, an eine Gazellenjagd in einem Hochland Asiens oder Afrikas zu denken. Jedoch die Gazelle ist hauptsächlich in den Wüsten und Ebenen jener Länder zu finden. Dort aber sind solche kühne Gazellenjagden nicht bekannt und das ganze Gedicht zeigt außerdem deutlich genug, daß die Schweizer-Alpen gemeint sind.

Schiller hat also mit poetischer Freiheit einfach Gazelle für Gemse gesetzt. Wie der Dichter auch anderwärts, z. B. im Handschuh die Gattung für die Art gesetzt, indem er schreibt: „Rings im Kreis lagern die greulichen Katzen“ und damit die Katzenarten, als Löwe, Tiger und Leopard bezeichnet, so hat er hier eine Art derselben Gattung für eine andere gesetzt. Er hat wohl deshalb den Namen der Gazelle dem der Gemse vorgezogen, weil erstere von den Dichtern des Orients wegen der Schönheit ihres Auges vielbesungen ist und der Blick des angstgequälten Tiers, wenn wir an die Gazelle denken, uns mächtiger die Phantasie ergreift.

Die Gemse gehört zur Gattung der Antilopen, deren es mehr als sechszig Arten gibt und ihre Jagd übt auf den Jäger einen großen Reiz. Tausende durchreisen jährlich die Hochgebirge der Schweiz, um Jagden auf dies edle Wild beizuwohnen, aber die schonungslose Verfolgung hat dies schöne Tier nahezu vertilgt und doch ist es weniger die Aussicht auf großen Gewinn, welche den Menschen antreibt, bei der Gemsjagd den größten Anstrengungen und Gefahren zu trotzen, als vielmehr der Reiz des Schweifens im wilden Gebirge und des Kampfs mit den drohenden Schrecknissen seiner Natur. Gleich treffend und anziehend schildert uns der Dichter in seinem „Alpenjäger“ jenen sehnsüchtigen Hang zum Jagdleben, jene Seelenangst des gequälten Tiers und die wohlthätige Götterhand, welche die verfolgte Kreatur vor dem Untergang bewahrt.

5. Auf der Felsen nackte Rippen[1])
Klettert sie mit leichtem Schwung,[2])
Durch den Riß gespaltner Klippen[3])
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen[4])
Folgt er mit dem Todesbogen.[5])

1) Rippen, uneigentlich für in die Länge ausgedehnte, bogenförmige Teile, so: die Rippen des Blattes. Hier sind hervorragende, scharfe, sich lang hinziehende Erhöhungen an den Felsen gemeint.

2) Die Gemse überspringt Abgründe von zwanzig Fuß Weite.

3) Klippen von klieben: bersten, sich spalten, schroffe zackige von einander gespaltene Felsen.

4) Verwogen, Form für verwegen, von dem Zeitwort: sich eines Dinges verwegen, d. i. ein Ding unternehmen.

5) Todesbogen, der Bogen, der den Tod von seiner Sehne entsendet. Die Waffe erinnert zunächst an das Mittelalter; doch ist das Wort hier für Geschoß überhaupt gesetzt.

6. Jetzo auf den schroffen Zinken[1])
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,[2])
Wo die Felsen jäh versinken,[3])
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

1) Die Zinke oder der Zinken, ein spitz zulaufender Körper, wie die Spitzen der Gabel, die Zähne des Rechens, dichterisch für eine hervorragende Berg- oder Felsenspitze gebraucht.

2) Grat besonders die obere scharfe Kante eines Dinges, oberdeutsch und schweizerisch für scharfer Berg- und Felsrücken.

3) Jäh versinken, plötzlich steil abfallen.

7. Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte[1])
Tritt der Geist,[2]) der Bergesalte.

1) Nicht aus einer Felsenspalte, sondern aus der Felsenspalte, aus dem Abgrund nämlich, der im vorigen Verse geschildert ist.

2) Weshalb der bestimmte Artikel „der Geist"? Weil in der Bezeichnung „der Bergesalte" eine nähere Erklärung des Geistes gegeben ist. Der „Bergesalte" heißt: der Alte des Gebirges. Beide Worte in Verbindung bedeuten also: der Geist, der seit uralten Zeiten im Gebirg sein Wesen treibt. Von Berggeistern gibt es viele Sagen (vgl. Rud. Baumbachs Zlatorog) namentlich erzählen die Bergleute davon und fürchten sich vor ihnen, als vor Gespenstern.

8. Und mit seinen Götterhänden[1])
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?[1])
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?"

1) Abwehrend hält er seine Hände dem Jäger entgegen, als wolle er den Pfeil damit von dem Tiere abwenden. Götterhände, göttliche, heilige, mächtige Hände.

2) In den Worten: „bis herauf zu mir?“ bis in die unberührten Höhen des Gebirgs. Hier liegt der innerste Gedanke des Gedichts ausgesprochen, daß es ein Gebiet in der Natur giebt, welches dem Menschen ewig verschlossen bleibt und bleiben soll; in den Worten: „was verfolgst du meine Herde?“ liegt die Andeutung des zweiten Gedankens, daß der maßlosen Verfolgung der Kreatur die Natur ihre Schranken gesetzt hat.

Im letzten Vers ist der Nachdruck nicht etwa auf das Wort „meine Herde,“ im Gegensatz zu andern Herden zu legen, sondern auf die Worte: „was verfolgst du?“

Über das Ende des Jägers giebt das Gedicht keinen Aufschluß, weil es dem Dichter nur um die Darstellung jener beiden Gedanken zu thun war. Nach der Quelle, die Götzinger angiebt, zeigt der Berggeist nach seinem zürnenden Worte dem Jäger den Weg, der aber geht nach Hause und weidet sein Vieh.

Dithyrambe.

I. Einleitung.

Unter Dithyrambe, wie Schiller später das Gedicht bezeichnete, das früher die Überschrift „der Besuch“ hatte, verstanden die Griechen ein Festlied auf Bacchus, das in wild aufgeregter, stürmischer Weise die Leiden und Freuden des Dionysos besang. Später nannte man so jeden Erguß feuriger Gefühle, in dem glühende Begeisterung sich kund gab. Diesem Charakter des Dithyrambus entspricht unser Gedicht wenig; denn von jener hohen Erregtheit und Trunkenheit des Gefühls ist nichts darin zu finden. Nur die Beziehung auf Bacchus in der ersten Strophe gab dem Dichter wohl die neue Überschrift an die Hand.

Der Gedanke des Gedichtes liegt in der Bitte des Dichters um unsterbliches, göttliches Leben und himmlische Freude, wie sie im Olymp wohnt. Nur, wenn der Dichter, wie es im Ideal und Leben gefordert wird, in das Reich des Ideals flieht und sich gleichsam zu der seligen Freude der Götter aufschwingt, umfängt ihn die Ruhe und Klarheit, welche ihn über dieses Lebens Unruhe erhebt.

II. Erklärung im einzelnen.

1. Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein!

Kaum, daß ich Bacchus[1]) den lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,[2])
Phöbus[3]) der Herrliche, findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Inhalt. Dem Dichter, der sich durch den Genuß des Weines in gehobener Stimmung befindet, ist es in seiner Begeisterung zu Mute, als ob alle Götter mit ihren Gaben bei ihm eingekehrt seien.

1) Bacchus (Dionysos), der beglückende Gott des Weins.

2) Amor (griech. Eros), der Gott der Liebe. Er ist ein schöner Knabe, dem Jünglings- oder Kindesalter nahe, voll List und Schalkheit. Mit goldnen Flügeln fliegt er umher, bewaffnet mit einem Bogen und pfeilgefülltem Köcher. Venus (Aphrodite), die Liebesgöttin, ist seine Mutter.

3) Phöbus Apollo war der Gott der Dichtkunst, des Gesangs und des Saitenspiels.

2. Sagt, wie bewirt ich,
Der Erdegeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar,[1])
O reicht mir die Schale!

Inhalt. Die Himmlischen sind da; aber der Dichter fühlt sich nicht im Stande, sie zu bewirten und bittet, ihn in den Olymp zu erheben und ihn dort mit Nektar zu erquicken.

1) Nektar war der Trank der Götter.

3. „Reich ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe[1]) nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Taue,
Daß er den Styx,[2]) den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein."
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle;
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Inhalt. Der Dichter glaubt sich in den Olymp entrückt. Dort schenkt ihm Hebe Nektar ein. Er trinkt den Himmelstrank und Ruhe und Frieden werden über ihn ausgegossen.

1) Hebe ist die personifizierte ewige Jugend, Tochter des Zeus und der Here, Dienerin der Götter, welche ihnen den Nektar einschenkt.

2) Der Sinn ist hier: daß die Erinnerung an Tod und Vergänglichkeit für ihn aufhört.

Die vier Weltalter.

I. Einleitung.

Wenn Hoffmeister in Bezug auf den Charakter der Schillerschen Gesellschaftslieder, zu denen auch „die vier Weltalter" gehören, die Bemerkung macht, Schiller habe den Ernst der Weisheit, ein weltumfassendes Gemüt in die Schale der gesellschaftlichen Unterhaltung geworfen und ernst, wie diese, seien auch seine Gesellschaftslieder gewesen, so finden wir dies Urteil besonders durch das Lied „die vier Weltalter" bestätigt. Es enthält dieses Gedicht einen begeisterten Lobgesang der Poesie und darum war wohl die ursprüngliche Überschrift „der Sänger" passender, als die gegenwärtige. Das Gedicht führt aus, wie die Poesie es sei, welche uns die Welt mit ihrem Wechsel und ihren Erscheinungen in einem höhern Lichte zeigt. Der Dichter steht über der Zeit und sein Seherblick und seine Überlegenheit lassen **ihn** die ganze Weltgeschichte mit heiterem Geiste überschauen. — Dieser Überblick ist von der sechsten bis zwölften Strophe ausgeführt und zugleich wird in dieser Schilderung das Lob der Poesie vervollständigt, die allen verschiedenen Zeitperioden erst ihre Weihe gegeben hat. — So zerfällt das Lied in zwei Hälften. Der erste Teil von Strophe 1—5 preist den Segen der Poesie nach ihrem ganzen Wesen. Der zweite Teil von Strophe 6—11 weist ihren hohen Wert in der Weltgeschichte nach.

Erklärung im einzelnen.

1. Das Wesen der Poesie. Strophe 1—5.

1. Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,[1])
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.[2])

Inhalt. Der Sänger kommt und bringt zum fröhlichen Mahle die echte Weihe.

1) Vergleiche hiermit die dritte Strophe im Grafen von Habsburg.

2) Beim Nektarmahle: auch wenn man das Herrlichste, den Trank der Götter, beim Mahle genösse, würde, u. s. w.

2. Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
   Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
   Und was uns die Zukunft versiegelt,
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.[1])

Inhalt. In des Sängers offenem Gemüt spiegelt sich die ganze Welt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

1) Die geheimste Saat der Dinge: die ursprünglichen Gründe und Ursachen, aus denen sich die nachfolgenden Ereignisse entwickelten. Er hört gleichsam wie die Dinge entstehen und wachsen. Volkstümlich wird in ähnlichem Bilde von einem sehr klugen Mann gesagt: der hört das Gras wachsen, meist freilich im Spott.

3. Er breitet es lustig und glänzend aus,
   Das zusammengefaltete Leben;[1])
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,[2])
   Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Inhalt. Der Sänger zeigt das Leben von seiner schönsten Seite und mit seinen Liedern kommt Freude in jedes Haus.

1) Das Leben ist mit einem bunten Farbenteppich verglichen, der vor dem Beschauer zur Betrachtung ausgebreitet wird. Der Sinn dieses Vergleichs ist folgender. Das Leben erscheint dem oberflächlichen Zuschauer unverständlich und verwickelt. Erst der Dichter zeigt die mannigfaltigen Kräfte, die es bewegen, die Ursachen, die allem zu Grunde liegen und lustig und glänzend entfaltet sich durch seine Erklärungen und Offenbarungen, was dem gewöhnlichen Auge schlicht und einfach erscheint.

2) Das Haus wird zum Tempel, in welchem die Poesie gepflegt wird. Durch sie wird eine Fülle der reinsten und höchsten Freuden auch in die unscheinbarste Hütte gebracht.

4. Und wie der erfindende Sohn des Zeus[1])
   Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
   Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Inhalt. Der flüchtige Augenblick genügt dem Dichter, die

ganze Welt vor unser Auge zu führen, deren Erscheinungen er in eine Einheit zusammen zu fassen weiß.

1) Der erfindende Sohn des Zeus ist Hephästus, der Gott der Esse. Vergleiche über ihn das eleusische Fest. Der Dichter nimmt hier Bezug auf den Schild, den Hephästus auf Bitten der Thetis für Achill schmiedete. Homer beschreibt ihn in der Ilias. Es heißt da:

Drauf nun schuf er die Erd' und das wogende Meer und den Himmel,
Helios auch, unermüdet im Lauf und die Scheibe Selenes,
Drauf auch alle Gestirne, so viel sind Zeichen des Himmels.

5. Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter[1]) hat er gesehn,
Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Inhalt. Schon im Kindheitsalter der Welt war der Sänger da und alle Zeitalter hat er begleitet. Die vier Weltalter, die er gesehen, läßt er an uns, dem fünften, vorüberziehen.

1) Hesiod zählt fünf Weltalter auf. Das goldne unter Saturn; das silberne, in dem die Gottlosigkeit schon beginnt, das eherne, voll Grausamkeit und Roheit; das heroische; die Zeit der griechischen Helden und das eiserne, in dem der Dichter lebt, das ohne Scham, voll Hinterlist und Bosheit ist. Ovid nennt nur die Zeitalter bis zur Flut des Deukalion. Das heroische hat er nicht und zählt ihrer daher nur vier.

2. Die Poesie in der Weltgeschichte. Strophe 6—11.

6. Erst regierte Saturnus[1]) schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Inhalt. Das erste goldne Zeitalter war die Zeit der Hirten, die harmlos und frei von Not und Sorge dahinlebten.

1) Saturnus oder Kronos war ein Sohn des Uranus und der Gäa, d. i. des Himmels und der Erde, der jüngste der Titanen. Von seinem Sohne Zeus ward er gestürzt und mit den übrigen Titanen in den Tartaros eingekerkert. Unter seiner weisen und milden Regierung herrschte das goldne Zeitalter. Die Menschen lebten damals ohne Sorgen in ewiger Glückseligkeit. Sie alterten nicht, und ein sanfter Schlummer führte

sie aus dem Leben in selige Gefilde. Die Erde gab ihnen freiwillig, was sie brauchten.

7. Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
 Mit Ungeheuern und Drachen,[1])
Und die Helden fingen, die Herrscher an,
 Und den Mächtigen suchten die Schwachen.
Und der Streit zog in des Skamanders Feld;[2])
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Inhalt. Das zweite Menschenalter war das heroische. Doch auch in dieser Zeit der Kämpfe war es die Schönheit, die alles beherrschte.

1) Von den griechischen Heroen werden mancherlei Kämpfe mit Ungeheuern erzählt. So kämpfte Perseus mit der Medusa und dem Ungeheuer Cetus; Bellerophon besiegte die Chimäre; Theseus den Minotaurus, Herkules den nemäischen Löwen, die lernäische Hydra u. s. w.

2) Des Skamanders Feld ist die Ebene vor Troja, durch welche der Fluß Skamander fließt. Der letzte Vers deutet darauf hin, daß die Schönheit der Helena die Veranlassung zum trojanischen Kriege war.

8. Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
 Und der Kraft entblühte die Milde,
Da sangen die Musen im himmlischen Chor,[1])
 Da erhuben sich Göttergebilde.[2])
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie!

Inhalt. Das dritte Weltalter war die Blütezeit griechischer Kunst und Sitte.

1) Vers 3 bezeichnet die Blüte griechischer Poesie, Vers 4 die der bildenden Kunst.

9. Die Götter sanken vom Himmelsthron,
 Es stürzten die herrlichen Säulen
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
 Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Inhalt. Das vierte ist das christliche Zeitalter.

10. Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
 Der die frohe Jugendwelt zierte:
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
 Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Inhalt. Das Mittelalter mit seinem Mönchs- und Ritter-Leben war eine Frucht christlicher Anschauungen in dem, trotz aller Verirrungen und Absonderlichkeiten, die von Christus gepredigte Liebe nicht verloren ging.

11. Und einen heiligen, keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen;
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Inhalt. Auch in dieser Zeit gingen die Musen nicht unter, ja die Pflege der Minne führte ein neues Blütenalter durch die Poesie des Minnesanges herbei.

3. Schluß. Strophe 12.

12. Drum soll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Inhalt. So sollen Gesang und Liebe ewig zusammenwirken, gemeinsam sollen sie alle schönen Gefühle pflegen und dem Leben die ewige Jugend erhalten.

Punschlied.

I. Einleitung.

Neben diesen ernsten Gesellschaftsliedern Schillers haben wir in den beiden Punschliedern (aus dem Jahre 1803) zwei scherzhafte Gedichte. Der Inhalt des ersten beruht auf einem Vergleich zwischen den Welt- und Punsch-Elementen. Gleichwie die ganze Welt aus den bekannten vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde besteht, so hat auch der Punsch vier Grundstoffe, die zwar nicht den vier Weltelementen entsprechen, aber doch den Punsch mit ihrer Kraft durchdringen, wie jene das Leben und die Welt.

II. Erklärung im einzelnen.

1. Vier Elemente,
Innig gesellt,

Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Inhalt. Aus vier innig mit einander verbundenen Elementen besteht das Leben und die Welt.

2. Preßt der Citrone
Saftigen Stern![1])
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.[2])

Inhalt. Citronensaft ist das erste Punschelement. Bitter ist er, wie das Leben in seinem innersten Wesen.

1) Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß die Hülle der Citronenkerne einen Stern zeigt, wenn man sie quer durchschneidet.

2) Es spricht sich hier derselbe Gedanke über das Leben aus, wie in der Kassandra: wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?

3. Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende[1]) Kraft!

Inhalt. Zucker ist der zweite Bestandteil des Punsches. Seine Süßigkeit lindert den herben Geschmack der Citrone. Hinzuzudenken ist: „so wird auch des Lebens Schmerz durch manche süße Freude gelindert."

1) Die brennende Kraft der Citrone. Brennend wird der Citronensaft wegen seines beißenden Geschmacks, wohl aber auch in Bezug auf seine erregende, erwärmende Wirkung genannt.

4. Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

Inhalt. Das Wasser ist das dritte Element, welches dem Punsche zugemischt wird, und zwar ein ganzer Schwall; denn es bildet seinen Hauptbestandteil. Wasser umfängt das All, indem es die Welt umflutet.

5. Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Giebt er allein.

Inhalt. Rum oder Arak ist das vierte und letzte Element. Erst der Spiritus gibt dem Ganzen Kraft, wie der Geist allein dem Leben Inhalt und Wert gibt.

6. Eh' es verduftet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

Inhalt. Rasch, ehe der Geist verflogen und die Hitze des Wassers verkühlt ist, muß der Punsch getrunken werden.

An die Freunde.

I. Einleitung.

Dem Mittwochskränzchen, welches alle vierzehn Tage eine Anzahl von Freunden Schillers und Goethes zu einem muntern Kreise vereinte, verdanken wir dies Gedicht „an die Freunde“. Wie behaglich und glücklich sich Schiller nicht allein unter seinen Freunden, sondern auch in dem kunstsinnigen Weimar überhaupt fühlte, erkennen wir aus diesem Liede. Der Dichter tröstet darin seine Freunde über das, was sie in ihrem Vaterlande entbehren und nennt ihnen für jeden Mangel einen vollgültigen Ersatz. So preist er nicht allein die Vorzüge des Lebens in Weimar, sondern der Deutschen überhaupt vor frühern Geschlechtern, andern Zonen, fremden Städten und andern Sitzen der Kunst und größerer Weltbegebenheiten. Obgleich das Ganze eigentlich eine rein verstandesmäßige Vergleichung enthält, hat er dem Gedicht doch durch die Schönheit des Ausdrucks und die Fülle der vorgeführten Bilder den Stempel echter Poesie aufgedrückt.

II. Erklärungen im einzelnen.

1. Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten,
Als die unsern, das ist nicht zu streiten,
Und ein edler Volk[1]) hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.[2])

Inhalt. Edlere Völker haben einst gelebt. Wenn uns das nicht die Geschichte meldete, so würden die ausgegrabenen Denk-

mäler es bezeugen. Schlußsatz: Aber wir leben und wir wollen uns des Lebens freuen!

1) Das griechische Volk, in dessen Geist Schiller sich mit so großer Liebe vertieft hatte. Zu den ausgegrabenen Denkmälern und Inschriftssteinen, von denen seitdem tausend und abertausend in dem griechischen Boden gefunden sind.

2) Der Lebende hat Recht, d. h. der Lebende ist im Vergleich zu den vergangenen Geschlechtern dennoch im Vorteil: durch den Besitz und Genuß der Gegenwart.

2. Freunde, es giebt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.[1])
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrthe unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Inhalt. Blühendere Lande giebts unter wärmern Himmelsstrichen; aber eine kunstvolle Kultur ersetzt uns die Pracht des Südens. Schlußsatz: Fehlen uns auch Lorbeere und Myrthe, so besitzen wir doch der Rebe munteres Laub.

1) Wenn auch die Natur uns viel versagt, so hat die Kunst um so herrlicheres geschaffen.

3. Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse,[1]) auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.[2])

Inhalt. Bewegteres Leben, größern Reichtum mag es sonst auf Erden geben. Schlußsatz: Aber das stille Leben, das uns umgiebt, ist segensreicher, als der Lärm des Weltgewühls.

1) London nennt der Dichter als den Sitz des Welthandels treffend den Markt der Welt.

2) Das Sonnenbild des Schönen, Wahren, Guten leuchtet strahlender im Frieden enger und stiller Beschränkung als im Gewirre des Weltgewühls.

4. Prächtiger, als wir in unserm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,[1])

Denn er sieht das ewig einzge Rom!
Ihn umgiebt der Schönheit Glanzgewimmel,[2])
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sanct Peters wunderbarer Dom.[3])
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Inhalt. Prächtiger, inmitten herrlicher Kunstwerke mag man in Rom leben. Schlußsatz: Aber dort ist nur vergangene Herrlichkeit, bei uns ist neues, frisches Leben zu finden.

1) Die Engelspforte ist die Pforte der Engelsburg in Rom.

2) Der Schönheit Glanzgewimmel geht auf die Menge der Bildsäulen, Ruinen und prächtigen Gebäude in Rom.

3) Über die Peterskirche haben wir ein Distichon von Schiller. (Siehe unten Gedicht 61.)

5. Größres mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues hat die Sonne nie gesehn.[1])
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.[2])
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie.
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Inhalt. Größere Ereignisse mögen sich anderswo ereignen. Doch auch sie wiederholen sich nur im Laufe der Zeiten. Und wir sehn auf der Bühne ihren Verlauf und ihre Bedeutung. Schlußsatz: Nicht das wirkliche Leben, nur das Reich der Phantasie bleibt ewig jung.

1) Es geht dies auf das Wort des Predigers Salomo (Cap. 1. 9, 10): „Was ist's, das geschehen kann? eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird und geschieht nichts Neues unter der Sonnen. Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: siehe, das ist neu? Denn es ist vor euch geschehen in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind."

2) Es liegt in dieser Strophe die Beziehung darauf, daß Weimar damals vor allen andern deutschen Städten der Sitz der dramatischen Kunst war. —

Punschlied.

Im Norden zu singen.

I. Einleitung.

Wie Schiller auch an das Unbedeutendste schöne Gedanken anzuknüpfen und symbolisch geistreich durchzuführen verstand, beweist er auch in dem nordischen Punschlied. „Alles, was er mit seinen geweihten Händen berührt,“ sagt Hoffmeister treffend, „verwandelt sich in das Geistige und Ideale.“ — Der Gedanke aber, welcher das Gedicht beherrscht, ist die Freude über die Erfindungskraft des Menschen, die durch Kunst zu ersetzen versteht, was eine ungünstige Natur versagt hat. Das Lied beginnt mit einer Schilderung, wie die Natur den Wein, den Freudebringer, bereitet und fährt dann fort zu zeigen, wie die Menschenhand die Natur glücklich nachahmt. Die letzte Strophe spricht den Gedanken aus, wie uns die Bereitung des Punsches ein Sinnbild dessen sein soll, was der Mensch durch seine Geisteskraft künstlich zu erschaffen weiß.

II. Erklärung im einzelnen.

1. Die Natur erzeugt den Wein. Strophe 1—5.

1. Auf der Berge freien Höhen,
   In der Mittagssonne Schein,
   An des warmen Strahles Kräften
   Zeugt Natur den goldnen Wein.

2. Und noch niemand hats erkundet,
   Wie die große Mutter schafft;
   Unergründlich ist das Wirken,
   Unerforschlich ist die Kraft.

3. Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,[1])
   Wie des Lichtes Feuerquell,
   Springt er perlend aus der Tonne,
   Purpurn und krystallenhell.

4. Und erfreuet alle Sinnen,
   Und in jede bange Brust
   Gießt er ein balsamisch Hoffen
   Und des Lebens neue Lust.[2])

5. Aber matt auf unsre Zonen
   Fällt der Sonne schräges Licht;[3])
   Nur die Blätter kann sie färben,
   Aber Früchte reift sie nicht.

Inhalt. Auf den Bergen, im warmen Strahl einer südlichen Sonne wird der Wein von der Natur auf geheimnisvolle Weise hervorgebracht. Hell und klar strömt er aus dem Faß und seine Kraft füllt das Herz mit Freude und Hoffnung. Aber bei uns, im Norden, hat die Sonne die Kraft nicht, die Trauben des Weinstocks zu zeitigen.

1) Wie ein Sohn der Sonne, wie des Lichtes Feuerquell sind zwei Bilder, die denselben Sinn ergeben, und von denen das eine nur das andere erklärt. Mit Unrecht ist behauptet worden, das eine Bild bewirke eine andere Vorstellung, als jenes. „Ein Sohn der Sonne“ heißt doch: ein Erzeugnis der Sonne, ein Produkt, das aus der Sonnenkraft hervorgegangen ist, und: des Lichtes Feuerquell heißt dasselbe: ein Feuerquell, der aus dem Licht hervorgeht, welches in der Sonne seinen Ursprung hat.

2) Vergl. Psalm 104, 14: „Der Wein erfreuet des Menschen Herz“ und Sirach 32, 35: „Der Wein, zur Notdurft getrunken, erfreuet Leib und Seele.“

3) In den Worten: „schräges Licht“ ist der Grund angegeben, weshalb die Sonnenstrahlen im Norden matt sind.

2. Die Kunst ersetzt den Wein. Strophe 6—11.

6. Doch der Norden auch will leben,
Und was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

7. Bleich[1]) nur ists, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ists und ewig klar.

8. Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Flut;
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von irdscher Glut.[2])

9. Ihrem Wirken freigegeben
Ist der Kräfte großes Reich;
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

10. Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdesflammen
Nach den hohen Sonnengott.[3])

11. Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.[4])

Inhalt. Aber auch wir, im Norden, wollen etwas haben, das uns das Herz erfreut. Darum schaffen wir uns im Punsch einen andern Wein. Freilich ist dieser Trank trübe, während der Wein hell und klar ist. Aber dennoch trinken wir ihn freudig. Er ist nicht minder edel als der Wein. Die Kunst hat ihn erschaffen, die eine Gott ähnliche Schöpferin ist, die aus den Elementen neues schafft und selbst aus dem fernen Süden sich herbeiholt, was sie zu ihrem Werke bedarf.

1) Bleich oder trübe sieht ja der Punsch aus im Vergleich zum Wein. — Der häusliche Altar ist hier der Herd des Hauses, auf dem der Punsch bereitet wird.

2) Sollten wir des Punsches uns weniger freuen, weil er nicht ein Geschenk der Natur ist? — Nein, was die Kunst uns giebt, ist auch eine Himmelsgabe, wenn gleich sie durch Feuerskraft die Sonne ersetzen muß.

3) Wie die Sonne durch ihre Glut aus den Elementen der Erde den Wein schafft, weiß auch die Kunst die festverbundenen Stoffe von einander zu scheiden und beliebige neue Verbindungen daraus herzustellen. — Sollte Schiller hier an die künstliche Gewinnung von Zucker und Arak aus dem Zuckerrohr gedacht haben? — Elemente steht hier nicht in dem allgemeinern Sinn, sondern bezeichnet enger die chemischen Grundstoffe, deren es eine große Anzahl giebt.

4) Sinn der Strophe: selbst von den Inseln der Südsee holt der Mensch die Bestandteile, die er zur Punschbereitung bedarf. — Unter den seligen Inseln sind die kanarischen Inseln verstanden, zu deren Produkten namentlich Citronen und Orangen, diese Hauptbestandteile des Punsches, gehören.

3. Wir freuen uns der Kunst. Strophe 12.

12. Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

Nadowessiers*) Totenlied.

I. Einleitung.

Schiller schreibt (am 30. Juni 1797) an Goethe, er habe eine Reise durch Nordamerika von Thomas Carver**) gelesen und es scheine ihm, als lasse sich diese Völkernatur recht

*) Zu der ursprünglichen Überschrift „nadowessische Totenklage" hatte Schiller im Musenalmanach die Bemerkung beigefügt: Nadowessier, ein Völkerstamm in Nord-Amerika.

**) Richtig: John Carver.

artig in einem Liede behandeln. Zu diesem Zwecke bittet er ihn, ihm das erwähnte Buch nochmals zu verschaffen. Kurz darauf bespricht Goethe das fertige Stück und lobt seinen echt realistisch-humoristischen Charakter. Er meint dabei, es sei ein großes Verdienst der Poesie, uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, wie es auch verdienstlich sei, den Kreis der poetischen Gegenstände immer mehr zu erweitern.

Hätte Schiller seine Absicht, die er gegen Körner aussprach, ausgeführt und noch einige nadowessische Lieder gedichtet, so hätte auch „Nadowessiers Totenlied" an Wert gewonnen, während es jetzt, vereinzelt, wie es nach seinem Inhalt und Zweck dasteht, unleugbar unter den übrigen Gedichten Schillers sich sonderbar ausnimmt. Vielleicht hielt ihn die Bemerkung Körners, er könne seine Zeit eigentlich besser anwenden, als zu solchen Dichtungen, davon ab, dem einen nadowessischen Liede noch mehrere hinzuzufügen.

John Carver, auf den Schiller sich in dem obenerwähnten Briefe bezieht, hatte im Jahre 1766, 1767 und 1768 Reisen durch die innern Gegenden Nord-Amerikas gemacht und dieselben in einem Werke beschrieben. Die „neue Sammlung von Reisebeschreibungen", die in Hamburg erschien, brachte 1780 eine Übersetzung davon. Sieben Monate hatte Carver unter den Stämmen der Nadowessier gelebt, die zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains ihre Wohnsitze oder Lagerstätten hatten. Besonders eine Stelle des Carverschen Werks liegt dem Liede zu Grund. Doch hat der Dichter mit großem Geschick auch einzelne andere Züge aus dem Leben jener Völker, die an andern Orten des Buches angeführt sind, der Totenklage eingeflochten

II. Erklärung im einzelnen.

1. Seht, da sitzt er auf der Matte,[1])
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Die in der Einleitung erwähnte Stelle in Carvers Werk, welche Schiller benutzte, beginnt: „Sobald einer von den Oberhäuptern den Geist aufgiebt, wird der Körper ebenso gekleidet, wie zu seinen Lebzeiten. Das Gesicht wird bemalt, und man setzt ihn auf einer Matte oder einem Felle mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung und legt seine Waffen neben ihm nieder. Hierauf setzen sich seine Anverwandten um ihn herum und jeder nach der Reihe hält eine Anrede an den Verstorbenen."

1) Matte: eine grobe Decke von Stroh, Bast oder Wolle.

2. Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Carver sagt: „Du sitzest noch unter uns, Bruder; dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unsrigen noch ähnlich, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Atem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies?"

3. Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,[1])
Auf dem Tau der Flur?

Aus Carvers und Coopers Werken, wie aus sonstigen Beschreibungen ist die Geschicklichkeit bekannt, mit der die Indianer die Fährten der Menschen oder des Wildes zu finden wissen.

1) Des Grases Welle: vom Wogen des hohen Grases im Winde ist dies bildlich gemeint.

4. Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh?

Nach Carver: „Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen Gebirgen?"

5. Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff?
Seht, das Leben ist entflogen!
Seht, sie hängen schlaff!

Bei Carver: „Warum hangen diese Arme ohnmächtig, welche die Äste der höchsten Bäume erfassen und den härtesten Bogen spannen konnten?"

6. Wohl ihm! er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt.

Carver erzählt von den Indianern, daß sie an einem zukünftigen Leben nicht zweifeln. Sie glauben, sie würden dort ähnliche Beschäftigungen haben, als im Leben, nur mit geringerer Mühe; sie würden dort in eine reizende Gegend kommen, wo ein stets heiterer, wolkenloser Himmel und ein ewiger Frühling herrsche.

7. Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche,
Lustig sind gefüllt.

In jenem Leben, glauben die Indianer, seien die Wälder voll Wild, die Seen voll Fische, die sich ohne Mühe fangen ließen, und überhaupt lebe man dort in dem größten Überfluß.

8. Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben
Und ihn scharren ein.

Auch die Bestattung der Toten, zu der sich nun der Dichter wendet, beschreibt Carver.

9. Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

10. Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang.[1])

11. Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Diese Strophe geht auf die bekannte Sitte der Indianer, ihre Feinde zu skalpieren.

1) Die Reise bis zu „der Seelen Land", auf welcher die Seele der Toten nicht bangen darf.

12. Farben auch, den Leib zu malen,
Packt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Vergleiche zu den letzten vier Strophen Carver: Da die Indianer glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf die gewöhnliche Art beschäftigen, daß sie sich ihren Unterhalt auf der Jagd erwerben müssen, und daß sie auch dort mit ihren Feinden zu kämpfen haben, so begraben sie dieselben mit ihren Bogen, Pfeilen und allen übrigen Waffen, die zur Jagd und zum Kriege dienen. Außerdem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeuge zur Kleidung, und allerhand Hausrat und sogar Farbe mit ins Grab um sich zu bemalen. Es ist eine Fürsorge, daß es ihnen auf der Wanderung ins Land der Seelen, die als ein Zwischenzustand gedacht ist, an nichts mangele.

Das Siegesfest.

I. Einleitung.

Schiller bezeichnet als Zweck dieses Liedes die Absicht, dem gesellschaftlichen Gesang, den man damals sehr pflegte, einen höhern Text unterzulegen, um den platten und prosaischen Ton der Freimaurerlieder aus den geselligen Kreisen zu verbannen. Er hatte daher unter andern auch dieses Lied für einen Kreis von Freunden gedichtet, die Goethe zu einem Kränzchen vereinigt hatte. Mag das Lied auch zu einem Commerslied zu ernst und groß sein. Man hat es in Deutschland immer geliebt, bei freudiger Vereinigung Trauriges und Wehmütiges zu singen. Dieser ernste Charakter des Liedes steht seiner ursprünglichen Bestimmung nicht entgegen, zumal der Inhalt (Strophe 4. 7 und 11) sowie der Schluß (Strophe 12 und 13) den Übergang von den ernstesten Betrachtungen zum frohen Genuß der Gegenwart anbahnen.

Das Lied versetzt uns in den Augenblick, da die Griechen nach der Eroberung Trojas im Begriff sind, nach der Heimat zurückzusegeln. So freudig dieser Moment für die Sieger ist, so schmerzlich ist er für die gefangenen Trojanerinnen, welche ihr Vaterland verlassen sollen. Wie dieser eine Gegensatz, so werden noch eine Reihe anderer an die besondere Lage angeknüpft, in welcher sich die heimkehrenden Führer der Griechen befinden, bis am Schlusse der frohe Genuß der Gegenwart, der auch durch den Kehrreim (die immer wiederkehrenden Schlußverse) anderer Strophen hindurchklingt, als die Lösung aller Wirrnisse des Lebens empfohlen wird.

So ist denn das Lied auch insofern ein Gesellschaftslied, als es die wechselnden Zustände des Lebens und der menschlichen Gesellschaft in rasch aneinander gereihten Bildern an uns vorüberführt. Freude und Trauer, Selbstgefühl und Verzagen, billige und unbillige Verteilung der Lebenslose, Hoffnung mit nachfolgender schrecklicher Enttäuschung, Leidenschaften mit verderblichen Folgen, — das alles sind Erfahrungen des Lebens, die uns ebenso wie den heimkehrenden Griechen, in wichtigen Stunden des Lebens in das Bewußtsein treten und uns zum Nachdenken reizen.

Doch bei aller Ungewißheit und allem Schwanken der Schicksale, giebt es auch einiges, das fest und bleibend in allem Wechsel besteht, das ist der Ruhm der den Helden überlebt, das ist die Würdigung, welche die Tugend findet, das ist die Möglichkeit

des Vergessens, die dem Menschen zum Troste gegeben ist, und endlich die unbedingte Hingabe an die Gegenwart, die ihn alle Sorgen und Nöte des Daseins vergessen läßt.

Das Gedicht verfolgt demnach den Gedanken, wie der Genuß des Augenblicks im ungewissen Drang des Lebens das allein Gewisse ist.

II. Einteilung des Gedichts.

Das Gedicht zerfällt in zwei größere Hälften, denen eine Einleitung vorangeht. Wir teilen demnach ein:

I. Einleitung. Strophe 1.

II. Des Lebens Dunkelheit und Unbestand. Strophe 2—8.

III. Das Bleibende und Gewisse im Wechsel des Lebens. Strophe 9—13.

Die Strophen des Gedichtes enthalten je zwölf Verse, von denen die ersten 8 mehr erzählend, die letzten 4, in Form eines Kehrreims, mehr reflectierend und zusammenfassend sind. —

III. Erklärung im einzelnen.

1. Priams Feste[1]) war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,[2])
Saßen auf den hohen Schiffen,[3])
Längs des Hellespontos Strand,[4])
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
„Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.“

Inhalt. Die Griechen haben nach der Eroberung Trojas die Schiffe bestiegen, um nach der Heimat zurückzukehren. Kehrreim: Freudvoll ist die Rückkehr zur Heimat.

1) Priams Feste: Pergamus; vergleiche Hektors Abschied Strophe 2, Vers 3.

2) Mit dem Raub, d. h. mit der in Troja gemachten Kriegsbeute.

3) Auf den hohen Schiffen. Die Schiffe in der homerischen Zeit waren Ruderschiffe. In der Mitte fand sich kein Verdeck wegen der Ruderbänke und Ruderer, und sie waren nach dem Vorder- und Hinterteil zu aufgekrümmt, wodurch das Schiff die Gestalt des Mondes im letzten Viertel bekam. Daher das Beiwort „hochgeschnäbelt“, das sich bei Homer oft fin-

det, und dem wohl der Ausdruck „hohe Schiffe" entsprechen soll. Sie waren mit einem Mastbaum und nur einem Segel versehen, das bei günstigem Winde benutzt und bei widrigem Winde zusammengerollt wurde.

4) Hellespontos ist die Meerenge, welche die thracische Halbinsel von Asien trennt. Den Namen hat sie von der Helle, welche hier auf der Flucht nach Kolchis von dem Widder mit goldnem Vließ, der sie trug, herabfiel und ertrank. Jetzt heißt diese Verbindungsstraße des ägäischen Meeres mit der Propontis Dardanellenstraße, oder Straße von Gallipoli.

2. Und in langen Reihen,[1]) klagend
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.[2])
„Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Toten!"

Inhalt. Während die Griechen Freudenlieder anstimmen, nehmen die Trojanerinnen klagend um den Untergang der Vaterstadt von der Heimat Abschied. Der Kehrreim wiederholt den schmerzvollen Abschied vom heimischen Boden.

1) In langen Reihen. Fast jeder der heimkehrenden Griechen hatte bei der Eroberung Trojas eine Trojanerin als Sklavin erhalten, die er nun mit in die Heimat nahm.

2) In des Reiches Untergang, dem ihre Thränen flossen, beweinten sie nicht minder das eigne Schicksal, als den Verlust ihrer Angehörigen und ihr Los der Sklaverei.

3. Und den hohen Göttern zündet
Kalchas[1]) jetzt das Opfer[2]) an;
Pallas,[3]) die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun,[4]) der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus,[5]) den Schreckensender,
Der die Aegis[6]) grausend schwingt.
„Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit
Und die große Stadt bezwungen."

Inhalt. Der Seher Kalchas opfert den Gottheiten, denen der Sieg besonders zu danken war, der Pallas, dem Neptun und

dem Zeus. Kehrreim: Der Kampf um Troja ist vorüber, nach der von den Göttern bestimmten Zeit ist die Stadt erobert.

1) Kalchas war der Seher, welcher die Griechen nach Troja begleitete. Ehe dieselben von Aulis weggefahren waren, schoß bei einem Opfer ein greulicher Drache unter dem Altar hervor, schwang sich auf einen über demselben ausgebreiteten Platanenbaum, verschlang acht junge Sperlinge samt ihrer Mutter und wurde von Zeus in einen Stein verwandelt. Kalchas erklärte dies Zeichen aus der Zahl neun dahin, daß die Griechen neun Jahre vor der Stadt liegen und erst im zehnten sie erobern würden.

2) Das Opfer. Opfer wurden bei den Griechen gebracht, sowohl zur Bezeugung der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen die Götter, als auch zur Erlangung der göttlichen Gnade. Hier hatte das Opfer den doppelten Zweck: Dank für die Eroberung der Stadt und Bitte um gute Rückfahrt.

3) Pallas wird hier als die Göttin geordneter Kriegsführung und Schützerin der Mauern angerufen.

4) Neptun, der Gott des Meeres. Er hat die Flotte der Griechen bisher geschirmt und soll sie auch ferner schützen.

5) Zeus, nach Homer der Vater der Götter und Menschen, der gewaltige Regierer der Welt, Sohn des Kronos und der Rhea. Seine Macht ist größer, als die aller übrigen Götter zusammen. Er thront auf dem Olymp in Thessalien, der mit seinem Gipfel in den Himmel hineinragt. Er schleudert den Blitz und erregt den Donner.

6) Ägis war der grauenvolle, furchtbar strahlende, unzerbrechliche Schild des Zeus. Wenn er mit der Rechten den Blitz schleudert, so schüttelt er mit der Linken die mit hundert Quasten besetzte, mit drohendem Schrecken bekränzte Ägis.

7) Der Kreis der Zeit d. i. der Kreislauf der zur Eroberung Trojas von den Göttern vorher bestimmten Zeit. Homer redet von dem „vollendeten Kreislauf der Zeiten."

4. Atreus Sohn,[1]) der Fürst der Scharen,[2])
Uebersah der Völker Zahl,[3])
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal.[4])
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick;
Von dem hergeführten Volke
Bracht er wen'ge nur zurück.
„Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder."

Inhalt. Wehmütig überzählt Agamemnon die wenigen, die

noch übrig sind von der großen Zahl derer, die er mitgenommen hatte. Kehrreim: Frohe Lieder mögen anstimmen, die lebend aus diesem Kampf heimkehren.

1) Atreus Sohn, Agamemnon, König von Argos und Mycenä, der mächtigste unter den griechischen Fürsten, Bruder des Menelaus und Führer des Heeres. Er gehört zu den tapfersten Helden, war ein stattlicher, königlicher Mann. Dabei aber übermäßig stolz und in seinem Übermute beleidigte er den Achilles. Seine Kriegsbeute war Kassandra.

2) Der Fürst der Scharen, der Anführer des Griechenheeres.

3) Übersah der Völker Zahl. Agamemnon hatte seine Scharen auf 100 Schiffen nach Troja geführt. — Volk und Völker ward früher sehr gewöhnlich für Krieger und Soldaten gebraucht.

4) Der Skamander war ein kleiner Fluß in der troïschen Ebene, der auch Xanthus hieß. Er entsprang am Fuß des Ida vor den Mauern Ilions. Jetzt heißt er: Bach von Bunarbaschi.

5. „„Alle nicht,[1]) die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun,[2])
An den häuslichen Altären[3])
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blutge Schlacht verfehlt!““
Sprach's Ulyß[4]) mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist[5]) beseelt.
„Glücklich, wem der Gattin Treue[6])
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge[7]) liebt das Neue.[8])“

Inhalt. Doch auch der Heimkehrenden kann im eignen Hause der Tod noch harren, verkündet Ulysses mit ahnendem Geiste. Kehrreim: Wohl dem, deß Haus von einer treuen Gattin bewahrt wird!

1) Alle nicht. Es ist hier auf die Ermordung des Agamemnon hingedeutet. Während seiner Abwesenheit hatte Ägisthus die Gattin Agamemnons, Klytämnestra, zur Untreue verleitet. Als nun Agamemnon heimkehrte, stellte sich Klytämnestra sehr erfreut und bereitete dem Gatten, der Landessitte gemäß, ein Bad, warf ihm ein weites Gewand über und während er sich in dessen Falten verwickelte, erschlug ihn Ägisthus mit dem Beile. — Später rächte sein Sohn Orestes den Vater, indem er die Mutter und ihren Verführer erschlug.

2) Mögen sich u. s. f., vermögen des Heimzugs wirklich froh zu werden.

3) An den häuslichen Altären vergleiche Strophe 10, Note 6.

4) Sprach's Ulyß. Ulysses, oder Odysseus, König von Ithaka, Sohn des Laërtes, Gemahl der Penelope. Er zeichnete sich durch Beredsamkeit, Schlauheit und Erfindungsgabe aus. Er war der klügste unter allen Griechen und hatte den Rat gegeben, das hölzerne Pferd zu erbauen, durch welches der Fall Trojas herbeigeführt ward. Nach der Eroberung irrte er jedoch viele Jahre umher, bis er die Heimat erreichte. — Diese Irrfahrten sind in Homers Odyssee besungen.

5) Von Athenens Geist beseelt. Athene war vor allen Göttern eine Freundin und Helferin des Odysseus und seines Hauses.

6) Glücklich, wem der Gattin Treue. Es liegt hierin eine Anspielung auf Penelope, die treue Gattin des Ulysses, die ihm trotz seines langen Ausbleibens und trotz aller Versuchungen ihrer zahlreichen Freier unwandelbar die eheliche Treue bewahrte.

7) Die Arge für: das arge Weib.

8. Liebt das Neue. Aus dieser Liebe zum Neuen, zum Wechsel entspringt eben die Untreue.

6. Und des frisch erkämpften Weibes[1])
Freut sich der Atrid,[2]) und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk[3]) muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat;
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden[4]) Rat.
„Böses muß mit Bösem enden,
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,[5])
Wägend[6]) mit gerechten Händen."

Inhalt. Menelaus freut sich der wiedererlangten Gattin und gedenkt der gerechten Vergeltung des Zeus. Kehrreim: Zeus rächt die Verletzung des Gastrechtes. Aus Bösem erwächst Böses.

1) Unter dem frisch erkämpften Weibe ist die soeben erkämpfte Helena, die Gattin des Menelaus zu verstehen. Paris hatte sie entführt und dadurch war der trojanische Krieg entstanden. Vergleiche die Einleitung zu Hektors Abschied.

2) Der Atrid ist Menelaus, Sohn des Atreus und jüngerer Bruder Agamemnons.

3) Böses Werk. Ein Werk, wie das des Paris, der nicht allein durch die Entführung der Helena, sondern auch durch

den Raub vieler Schätze das Gastrecht gegen Menelaus, bei dem er zu Besuch war, aufs gröbste verletzte.

4) Des Kroniden Rat. Der Kronide ist Zeus, als Sohn des Kronos.

5) Das Gastesrecht. Zeus ist der Rächer des Gastrechts.

6) Wägend, die Wage der Gerechtigkeit handhabend, also richtend.

7. „„Wohl dem Glücklichen[1]) mag's ziemen,““
Ruft Oileus tapfrer Sohn,[2])
„„Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklus[3]) liegt begraben
Und Thersites[4]) kommt zurück!““
„Weil das Glück aus seiner Tonnen[5])
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebenslos gewonnen!“

Inhalt. Während Menelaus in der vorigen Strophe die Gerechtigkeit der Götter rühmt, erklärt Ajax, der Sohn des Oïleus, die Gaben des Glücks für rein zufällig. Der Kehrreim zieht daraus die Mahnung, daß sich freuen solle, wem das Los zu leben zugefallen sei.

1) Wohl dem Glücklichen u. s. f. Gedankenverbindung: Menelaus, dem die Götter so günstig gewesen sind, daß sie ihm Heimkehr und das verlorene Weib wiedergeschenkt haben, mag wohl die Billigkeit der Götter rühmen. Aber, wenn man an andere, wie Patroklus und Thersites denkt, gewahrt man nichts von Gerechtigkeit; sondern kommt zu der Überzeugung, daß das Glück ohne Rücksicht auf Wert oder Unwert des Empfängers seine Gaben spendet.

2) Ruft Oïleus tapfrer Sohn. Es waren zwei Ajax, von dem einen ist in dieser, vom andern in der nächsten Strophe die Rede. Ajax, der Sohn des Oïleus, Königs in Lokris, hatte den Beinamen „der Kleine“. Er galt als trefflicher Speerwerfer und war nach Achill im Laufe der schnellste. Dieselbe Verachtung der Götter, die sich in den trotzigen Worten dieser Strophe ausspricht, zeigte er, der Sage nach, auf der Rückfahrt. Er erlitt nämlich Schiffbruch und rettete sich auf einen Felsen. Poseidon erbot sich, ihm zu helfen; allein Ajax erklärte, er rette sich auch ohne Hilfe der Götter. Da zertrümmerte Poseidon den Fels und ihn selber.

3) Patroklus vergleiche über ihn: Hektors Abschied Strophe 1, 3.

4) Und Thersites. Sinn: während der Beste umkommt,

darf der Schlechteste sich der Heimkehr freuen. — Thersites wird von Homer als ein Bild der Häßlichkeit an Leib und Seele geschildert!

Als der häßlichste Mann vor Ilios war er gekommen.
Schielend war er und lahm am andern Fuß, und die Schultern
Höckerig, gegen die Brust ihm geengt und oben erhob sich
Spitz sein Haupt, auf dem Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet,
Widerlich war er vor allen des Peleus Sohn und Odysseus;
Denn die lästert er stets.

So häßlich wie sein Aeußeres, war sein Inneres; denn er war neidisch und unverschämt und voll böser Einfälle. Einst schmähte er selbst Agamemnon. Doch Odysseus schlug ihn mit dem Scepter, daß sich blutige Schwielen auf seinem Rücken erhoben. Andere erzählen, daß Thersites vor Troja von Achilles, als er ihn lästerte, totgeschlagen sei.

5) Weil das Glück. Hier ist die Vorstellung, daß die Göttin des Glücks aus einer Tonne oder Urne die Schicksalslose über die Menschen hinstreut, ohne zu wissen, wem sie zufallen. Weil sie die Lose blind verstreut, darum freue sich, wer das Lebenslos erlangt hat, nämlich das Los, lebend aus dem trojanischen Kriege zurückzukehren.

8. „„Ja der Krieg verschlingt die Besten![1])
Ewig werde dein gedacht,
Bruder,[2]) bei der Griechen Festen,
Der ein Turm[3]) war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;[4])
Doch dem Schlauen, Vielgewandten[5])
Ward der schöne Preis zu Teil.““
„Friede deinen heilgen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft;[6])
Ajax fiel durch Ajax Kraft.[7])
Ach, der Zorn verderbt die Besten!“

Inhalt. An die Aufforderung Ajax des Kleinen, daß sich des Lebens freuen solle, wer es davon getragen, knüpft Teukros die Erinnerung an einen großen Toten und sein trauriges Geschick. Kehrreim. Friede den Resten des Ajax, kein anderer, vielmehr sein eigener Zorn hat ihn vernichtet.

1) Ja, der Krieg verderbt die Besten! Dieser Vers knüpft an den Gedanken der vorigen Strophe an: Patroklus liegt begraben, und an den Schluß: wohl kann jauchzen, wer das Lebenslos gewonnen; denn die Besten werden vom Tode nicht verschont.

2) Bruder. Der Angeredete ist Ajax, Sohn des Telamon Königs von Salamis, der Große genannt. Nach Achill war er

bei weitem der tapferste unter den Griechen, ein würdiger Gegner des Hektor.

Wer ist der, welcher ihn anredet? Jedenfalls sind die Worte der Strophe dem Teukros, dem Halbbruder des Ajax in den Mund gelegt. Er war der beste der hellenischen Bogenschützen vor Troja.

3) Der ein Turm war. Ajax stand mit seinem aus sieben übereinander geschichteten Häuten verfertigten Schilde wie ein Turm im Kampfe, weshalb er auch der Hort der Achäer genannt wird.

5) Das Heil, die Rettung. Ajax, der Telamonier, und Ajax, Oïleus Sohn, waren es hauptsächlich, die einst den wütenden Andrang des Hektor abhielten, da dieser, während der Ruhe des Achilles, schon bis zu dem Schiffslager der Griechen vorgedrungen war und im Begriff stand, die Brandfackel in die Schiffe zu werfen.

6) Der Schlaue, Vielgewandte ist Odysseus. Nach dem Tode des Achilles bestimmte seine Mutter Thetis die Waffen ihres Sohnes dem Tapfersten im Heere, der sich um die Rettung der Waffen und des Leichnams des Achilles am meisten verdient gemacht hätte. Odysseus erreichte, daß ihm dieser Preis zugesprochen wurde.

7) Nicht der Feind hat dich entrafft. Nachdem Ajax, der Telamonier, den Schiedsrichterspruch gehört hatte, nach welchem die Waffen Achills dem Odysseus gehören sollten, schnaubte er Rache gegen die Atriden und wollte sie erschlagen. Athene aber schlug ihn mit Wahnsinn und statt unter die Griechen fiel er unter eine Herde Schafe, die er niedermachte. Bald darauf nahm die Göttin den Wahn wieder von ihm und er stürzte sich aus Scham über sich selbst in sein Schwert.

8) Ajax fiel durch Ajax Kraft, Ajax fiel durch seine eigne Kraft; sein Ruhm leidet also nicht unter dem Makel, von einem andern besiegt zu sein.

9. Dem Erzeuger[1]) jetzt, dem großen,
Gießt[2]) Neoptolem[3]) des Weins:[4])
„„Unter allen irdschen Losen,
Hoher Vater preis' ich deins!
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.““
„Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das irdsche Leben flieht
Und die Toten dauern immer.[5])“

Inhalt. Auch Neoptolem gedenkt eines großen Toten, seines Vaters Achilles, dessen Name ewig dauern werde. Kehrreim: Der Ruhm des Achilles wird ewig im Liede leben.

1) Dem Erzeuger, seinem Erzeuger, seinem Vater.

2) Gießt u. s. f. Er bringt eine Spende, oder ein Trankopfer (eine Libation). Eine solche Spende bestand im Ausguß einer Flüssigkeit, besonders des Weins und wurde gewöhnlich in Verbindung mit dem Brandopfer gebracht. Es wurde dazu genommen unvermischter Wein, Honig, Milch oder Öl.

3) Neoptolem war der Sohn des Achill. Auf Skyros war er erzogen und wurde von Odysseus nach Troja geholt; weil geweissagt war, daß Troja ohne ihn nicht erobert werden könne. Bei der Einnahme von Troja tötete er den Priamus am Herde des Zeus. Den Sohn Hektors warf er vom Turm der Burg herab. Bei der Verteilung der Beute fiel ihm Andromache zu. Nachdem er glücklich heimgekehrt war, sandte ihm Menelaus seine Tochter Hermione, die er ihm vor Troja zur Gattin versprochen hatte.

4) Des Weins. Vergleiche zu diesem Genitiv den Graf von Habsburg Strophe 1, 6.

5) Die letzten beiden Verse würden, wenn der Kehrreim nicht blos die Wiederholung des schon klar genug ausgesprochenen Gedankens der ersten 8 Verse wäre, etwas unklar sein. Der Sinn ist: Dein Ruhm ist unsterblich; denn während das irdische Leben, dem du zuvor angehörtest, flüchtig ist, dauern die Toten ewig im Liede fort und zu diesen Toten gehörst auch du.

10. „„Wenn des Liedes Stimmen schweigen[1])
Von dem überwundnen Mann,[2])
So will ich für Hektorn[3]) zeugen,““
Hub der Sohn des Tydeus[4]) an,
„„Der[5]) für seine Hausaltäre[6])
Kämpfend ein Beschirmer fiel:
Krönt den Sieger größre Ehre,[7])
Ehret ihn das schönre Ziel![8])““
„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,[9])
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.“

Inhalt. Diomedes mahnt, auch an den Ruhm des gefallenen Feindes, des großen Hektor, zu denken. Kehrreim: Auch der Feind preist den im ruhmvollen Kampf für eine gute Sache gefallenen Gegner.

1) Wenn des Liedes Stimmen schweigen d. h., wenn Ihr in Euern Gesängen des überwundenen Feindes nicht gedenkt.

2) Von dem überwundnen Mann könnten wir auch in der Mehrzahl sagen: von den überwundnen Feinden, wenn auch bloß ein einzelner als Vertreter derselben im nächsten Vers genannt wird.

3) Über Hektor vgl. Hektors Abschied. Strophe 1, 1.

4) Der Sohn des Tydeus ist Diomedes, König von Argos.

5) Der u. s. w. Diesen Relativsatz kann man an Hektor anknüpfen oder an das Wörtchen „ihn" im Vers 8. Das Letztere ist wohl deshalb das Richtige, weil dann die ersten 8 Verse in zwei gleiche Hälften zerfallen und auch deshalb, weil der Schlußvers denselben Aufbau enthält. Schiller knüpft öfters einen Relativsatz an ein erst nachfolgendes Wort. Dann ist der Sinn: Wenn auch den Sieger größere Ehre krönt, so ehret ihn oder den, der für seine Hausaltäre gefallen ist, das schönere Ziel.

6) Hausaltäre. Neben den Hausaltären standen in einem Schrein die Penaten, die, als der Mittelpunkt des Hauses und der Familie, aufs äußerste verteidigt wurden.

7) Größre Ehre, nämlich die Ehre, sich als der Stärkere und Sieger erwiesen zu haben.

8) Das schönre Ziel. Die Verteidigung des heimischen Herdes ist gewis ein edlerer Zweck, ein schöneres Ziel, als Gelüste des Ruhms oder der Rache zu befriedigen.

9) Hort: dichterisch für: Zuflucht, Stütze, Schutz.

11. Nestor[1]) jetzt, der alte Zecher,[2])
Der drei Menschenalter sah,[3])
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten[4]) Hekuba;[5])
„„Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus Gabe,[6])
Balsam fürs zerrißne Herz.""
„Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrißne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe."

Inhalt. Nestor wendet sich, durch die Erwähnung des Hektor an sie erinnert, an das gefangene Weib des Priamus und reicht ihr den gefüllten Becher. Kehrreim: Bacchus Gabe ist Linderung jedes Schmerzes.

1) Nestor, Sohn des Neleus, Herrscher in Pylos. In hohem Alter zog er mit 50 Schiffen nach Ilion. Er war einer der ausgezeichnetsten Helden, ein weiser und gerechter Greis, von dessen Lippen die Rede süßer als Honig floß, zugleich aber ein tapferer kriegskundiger Kämpfer. Überall erteilt er klugen Rat,

in der Versammlung und im Felde, und jeder folgt ihm gern und ehrt ihn.

2) Der alte Zecher. Nach Homer war sein Doppelbecher so groß, daß, wenn er gefüllt war, ihn ein anderer kaum vom Tische hob.

3) Der drei Menschenalter sah. Als Nestor nach Troja kam, soll er schon über das dritte Menschengeschlecht geherrscht haben.

4) Bethränt, soviel als: mit Thränen benetzt.

5) Hekuba oder Hekabe war die Gemahlin des Priamus, dem sie 19 Söhne geboren hatte. Nach der Zerstörung Trojas mußte sie dem Odyssens in die Sklaverei folgen.

6) Bacchus Gabe ist der Wein.

12. „„Denn auch Niobe,[1]) dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,[2]
Kostete die Frucht der Aehren,[3])
Und bezwang das Schmerzgefühl.[4])
Denn so lang die Lebensquelle[5])
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!““
„Denn so lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.[6])“

Inhalt. Auch Niobe, fährt Nestor fort, habe trotz ihres großen Schmerzes Speise genommen. Der volle Becher versenke den Schmerz in Vergessenheit. Kehrreim. So lange der lebensspendende Trank noch da ist, läßt sich der Schmerz noch verscheuchen.

1) Niobe, die Tochter des Tantalus, Gemahlin des Amphion, Königs von Theben. Stolz auf ihre zahlreichen Kinder, sechs Söhne und sechs Töchter, vermaß sie sich, der Leto sich gleichzustellen und darüber erzürnt, erschossen Apollo und Artemis ihre sämtlichen Kinder. Auf ihr Bitten ward sie später von Zeus in Stein verwandelt.

2) Die Götter, Apollo und Artemis, hatten sie zur Zielscheibe ihres Zorns gemacht.

3) Kostete u. s. w. Achill nötigte mit der Erwähnung, auch Niobe habe trotz ihres Schmerzes Speise nicht verschmäht, den alten Priamus zum Essen, als dieser bei ihm war, um die Leiche seines Sohnes zu erbitten.

4) Sie bezwang u. s. w. Indem sie durch den Genuß von Speise zeigte, daß sie wieder dem Leben angehören wolle, bezwang sie das Schmerzgefühl.

5) Die Lebensquelle ist hier zunächst Bacchus Gabe. Doch soll wohl absichtlich der Ausdruck zweideutig sein und auch die allgemeinere Bedeutung haben: so lange uns noch das Leben schäumt, so lange wir es gleichsam wie einen vollen Becher an den Lippen haben, ist der Schmerz noch zu besiegen.

6) Lethes Welle. Vgl. Hektors Abschied Strophe 3, 6.

13. Und von ihrem Gott[1]) ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,[2])
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat[3]) hin.
„„Rauch ist alles irdische Wesen;[4])
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.““
„Um das Roß des Reiters schweben,[5])
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wirs nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!“

Inhalt. Zuletzt tritt Kassandra auf und verkündet die Nichtigkeit aller Dinge, von der nur die Götter ausgenommen sind. Kehrreim: Überall hin folgt uns die Sorge vor dem Wechsel des Glückes. Wer weiß, was der morgende Tag bringt, darum laßt uns den gegenwärtigen Augenblick genießen.

1) Von ihrem Gott, nämlich Apollo, dem Gott der Weissagung ergriffen.

2) Hub sich u. s. w., erhob sich jetzt Kassandra. Vgl. über sie die Einleitung zu „Kassandra“.

3) Der Rauch der Heimat ist der von den Trümmern Trojas noch aufsteigende Rauch.

4) Der Vergleichungspunkt in dem Satz: „Rauch ist alles irdische Wesen“ liegt in der Flüchtigkeit des rasch sich in die Winde zerstreuenden Rauchs, wie im folgenden Vers weiter ausgemalt wird.

5) Um das Roß u. s. w. Der Kehrreim enthält hier scheinbar im Gegensatz zu den andern Strophen einen neuen Gedanken; denn von Sorgen ist in den früheren 8 Versen nicht die Rede gewesen. Allein dem Sinne nach wird doch nur das Frühere wiederholt. Vorher heißt es: Der Mensch ist in stetem Wechsel und in steter Gefahr begriffen, wie flüchtigen Rauch sein Glück verschwinden zu sehen. Daher muß er auch in steter Sorge schweben. Morgen vielleicht schon ist er nicht mehr.

Klage der Ceres.

I. Einleitung.

Ceres oder Demeter, die Tochter des Kronos und der Rhea, war die Göttin der Pflanzenwelt und namentlich des Getreides. Sie ward als eine milde, segenbringende Göttin und als die Ernährerin der Menschen verehrt. Von der Kunst wurde sie ähnlich der Here dargestellt, nur mütterlicher, weicher und milder, mit einem Ährenkranz im Haar und einer Fackel, Ähren oder Mohn in den Händen.

Die Sagen von ihr handeln hauptsächlich von dem Raub ihrer Tochter Persephone (römisch: Proserpina), den sie nicht verschmerzen konnte.

Als nämlich einst die jungfräuliche Persephone, von der Mutter entfernt, mit ihren Gespielinnen Blumen auf der nysischen Flur pflückte, ward sie von Hades, dem Gott der Unterwelt auf seinem rossebespannten Wagen in sein Reich entführt. Um den Zorn der Mutter, die lange vergeblich nach ihr gesucht hatte, zu beschwichtigen, holte Hermes sie auf Befehl des Zeus wieder auf die Oberwelt und gab sie der Mutter zurück. Hades aber hatte, bevor er sie entließ, ihr einen Granatkern zu kosten gegeben, der sie unlöslich mit ihm verband, und nun befahl Zeus, daß sie abwechselnd einen Teil des Jahres auf der Oberwelt, einen andern in der Unterwelt zubringen sollte, und deshalb war Ceres nur halb getröstet.

In diesem Mythus ist Persephone das Symbol der Pflanzenwelt, die jährlich hervorsproßt und wieder in die Tiefe zurücktritt, „des Samenkorns, das ins Dunkel der Erde gesenkt wird und zu neuem Leben erblüht."

Und so ist auch in den Mysterien der Demeter Persephone das Symbol der Unsterblichkeit.

Das nachfolgende Gedicht ist, wenn wir von seiner sinnbildlichen Bedeutung absehen, eine Klage der Ceres über ihre verlorene Tochter. Es findet nach Schiller die Mutter indes ihren Trost nicht in dem Wiederfinden der Tochter; sondern darin, daß sie zur Zeit der Trennung die Pflanzen als das Sinnbild ihrer Tochter ansieht. Gleich wie die Pflanzen zum Teil dem Styx, also dem Gebiete der Toten, angehören und doch im Frühjahr immer wieder neues Leben zeigen, so gehört auch ihre Tochter dem Styx an und ist darum doch nicht dem Tode verfallen. Dieser Trost der klagenden Mutter ist besonders deutlich in der

zehnten Strophe ausgesprochen. Demnach hat Schiller den alten Mythus in sofern umgekehrt, als nach dem vorliegenden Gedicht nicht Persephone als das Sinnbild der aus dem Samen keimenden Pflanze; sondern die Pflanze als das Symbol der verlorenen Tochter erscheint.

Der Schmerz einer Mutter um den Verlust einer geliebten Tochter kann nicht hingebender, rührender, poetischer geschildert werden, als es in der Klage der Ceres geschieht.

II. Einteilung.

1. Eingang. Strophe 1.
2. Die Klage. Strophe 2—6.
3. Der Trost. Strophe 7—11.

III. Erklärung im einzelnen.

1. Eingang. Strophe 1.

1. Ist der holde Lenz erschienen?[1])
Hat die Erde sich verjüngt?[2])
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,[3])
Milder wehen Zephyrs Flügel,[4])
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade[5]) spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Der Eingang führt die Worte des Vers 11 der ersten Strophe aus: Die Blumen der Ceres kehren wieder, und geht dann in den Worten: „Deine Tochter kehret nicht!“ zu dem Gegenstand der Klage über.

Wir haben uns diese Strophe als von Ceres gesprochen zu denken. Sie ist nicht etwa eine vorausgeschickte Schilderung aus dem Munde des Dichters. Es steht dem, daß Ceres die Worte spricht, nicht entgegen, wenn sie sich Vers 11 u. 12 selbst anredet, indem sie auch später noch von sich in der zweiten Person spricht.

1) Ist der holde Lenz erschienen? u. s. w. Wie haben wir diese Fragen zu erklären? — Es liegt darin ein gewisser Zweifel an der Rückkehr des Frühlings, der gleich darauf geschildert wird. Es ist, als ob Ceres in ihrem Schmerz auf das, was um sie vorgegangen nicht geachtet habe, und mit einem Male, wie eben erwachend, gewahrt sie den Wechsel um sich

her. Auf dies Erwachen aus ihrem Schmerz folgt dann durch die Bemerkung der Oreade ein neues Versinken in denselben.

2) Hat die Erde sich verjüngt? u. s. w. In den folgenden wenigen Versen sind alle Hauptmomente der durch den Frühling bewirkten Veränderung der Natur enthalten; Vers 3 das Sprossen des Grases; Vers 4 das Schwinden des Eises; Vers 5 u. 6 der heitere, wolkenlose Frühlingshimmel; Vers 7 die linden Lüfte sind erwacht, sie weben und schaffen Tag und Nacht; Vers 8 das Treiben der Knospen; Vers 9 die Rückkehr der Zugvögel, als der Frühlingsboten.

3) Der unbewölkte Zeus. Wie die Alten von dem schwarzbewölkten, regenbringenden Zeus redeten und den mit Wolken bedeckten, regnerischen Himmel darunter verstanden, so braucht hier der Dichter das Bild: „der unbewölkte Zeus“ für „der unbewölkte Himmel.“ Denn Zeus ist der Gott des Himmels und gleichsam der Himmel selbst.

4) Milder wehen Zephyrs Flügel. Die Alten dachten sich die Winde als göttliche Wesen. Die Kunst stellte sie dar mit Flügeln an Haupt und Schultern, mit offnem Mund und aufgeblasnen Backen. Als der freundlichste unter ihnen wurde Zephyros, der Westwind, der Frühlingsbringer, abgebildet. Seine Gemahlin war Chloris, die Blühende.

5) Und die Oreade spricht. Die Oreaden sind die Nymphen der Berge. Sie wurden als reizende Mädchen gedacht. Frei leben sie in der Natur, „tanzen fröhliche Reigen, weben in kühlen Grotten, pflanzen Bäume und sind auf verschiedene Art den Menschen hilfreich.“ — Schiller erwähnt: 1) die Oreaden, die Bergnymphen, 2) die Nereïden oder Meernymphen, 3) die Najaden oder Flußnymphen, 4) die Dryaden oder Nymphen der Bäume.

Gleich als hätte Ceres durch den Anblick der neuerwachenden Pflanzenwelt für den Augenblick ihren Schmerz vergessen, läßt sie der Dichter durch eine Oreade an ihren Verlust erinnern: Deine Blumen kehren wieder, deine Tochter kehret nicht, und führt so den Übergang zu der erneuten Klage herbei.

2. Die Klage. Strophe 2—6.

2. Ach, wie lang ists, daß ich walle[1])
Suchend durch der Erde Flur!
Titan,[2]) deine Strahlen alle[3])
Sandt ich nach der Teuern Spur;
Keiner hat mir noch verkündet[4])
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,

Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus,[5]) sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen[6])
Pluto[7]) sie hinab geführt?

Ceres hat ihre Tochter so lange gesucht, daß sie zu der Überzeugung kommt, einer der Götter müsse sie entführt haben und zwar entweder Zeus, der Beherrscher des Himmels, oder Pluto, der Fürst der Unterwelt. Den ersten Gedanken giebt sie auf, den letztern hält sie fest.

1) Daß ich walle suchend u. s. w. Wir können entweder das „suchend durch der Erde Flur“ als selbständigen Nebensatz nehmen, in dem Sinn: „ach wie lang walle ich schon, indem ich der Erde Flur durchsuche.“ Oder wir können „suchend“ nur zu „walle“ beziehen, dann heißt es: ach wie lange walle ich schon suchend durch der Erde Flur. — Dem Versbau entspricht die erstere Auffassung besser, indem dann jeder Vers einen Gedanken für sich enthält.

2) Titan für Helios, den Sonnengott, der ein Sohn des Titanen Hyperion war und zuweilen auch Titan genannt wird. Alle Sonnenstrahlen sandte ich nach der Teuern Spur.

3) Helios half ihr suchen und so kann sie sagen, daß sie ihn mit all seinen Strahlen nach der Spur der Tochter gesandt hat.

4) Keiner hat u. s. w. Keiner der Strahlen hat ihr das liebe Angesicht der Tochter gezeigt. Derselbe Gedanke ist in den nächsten beiden Versen wiederholt.

5) Hast du, Zeus, sie mir entrissen? — Zeus hatte nach dem Mythus die Europa als Stier, die Mnemosyne als Schäfer und andere unter andern Gestalten entführt, so daß Ceres beim Verschwinden der Tochter an ihn denken konnte.

6) Zu des Orkus u. s. w., statt: in die Unterwelt.

Die Unterwelt dachten sich die Alten als einen finstern Ort im Innern der Erde, der im äußersten Westen, wohin die Strahlen der Sonne nicht mehr dringen, einen Eingang hatte. Er hieß bei den Römern Orkus, bei den Griechen Hades.

Der Hades war von großen, schrecklichen Strömen durchflossen, dem Acheron, Cocytus, Pyriphlegeton, Styx und Lethe. Der Fährmann Charon fährt die Schatten hinüber. Am Thor der Unterwelt hält Cerberus, ein vielköpfiger Hund Wacht, der die Kommenden ruhig eintreten, aber niemand zurückkehren läßt.

7) Pluto oder Hades ward abgebildet ähnlich seinem Bruder Zeus; aber mit mehr düstern Zügen, mit in die Stirn hangenden Haaren, in weitem Gewande. In der Hand

hält er den Schlüssel zur Unterwelt, zu seinen Füßen liegt Cerberus.

3. Wer wird nach dem düstern Strande[1])
Meines Grames Bote sein?[2])
Ewig stößt der Kahn vom Lande,[3])
Doch nur Schatten[4]) nimmt er ein.
Jedem selgen Aug[5]) verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.[6])
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.[7])

Ceres sinnt nun, ob sie keinen Boten findet, der ihr Nachricht aus dem Hades bringen könnte. Doch trauernd erkennt sie die Unmöglichkeit, da ja nichts Lebendes den Orkus verläßt.

1) Nach dem düstern Strande. Strand oder Gestade ist das Ufer des Meeres, auch wohl eines größern Flusses. Hier ist das Ufer der schwarzen Flüsse gemeint, die den Hades einschließen; aber das jenseitige, also der Hades selber.

2) Meines Grames Bote d. h. wer wird meinen Gram der geliebten Tochter verkünden.

3) Ewig stößt der Kahn vom Lande. Dieser Hauptsatz hat die Bedeutung eines Adverbialsatzes: Obwohl seit Ewigkeit der Kahn vom Lande stößt, immer hin und herfährt, nimmt er doch nie Lebende, sondern nur Schatten ein.

4) Schatten. Nach den ältesten Vorstellungen von dem Zustand der Menschen in der Unterwelt, wie wir sie bei Homer finden, sind die Toten Schattenbilder mit den körperlichen Umrissen des irdischen Leibes, aber ohne Kraft, ohne Fleisch und Bein und ohne Bewußtsein, dieses erhalten sie erst durch Bluttrinken zurück. Also auch hier das Blut als das Leben bringende Elixir gedacht.

5) Jedem selgen Aug. Diese Worte lassen nur die Auffassung zu: dem Auge der Seligen, der Götter, bleibt der Hades verborgen. (Vgl. die Seligen in der folgenden Strophe). Die Verspaare: „jedem selgen Aug verschlossen bleibt das nächtliche Gefild“, drücken aus: weder ein Gott noch überhaupt ein Lebender kann in den Hades gelangen.

6) Trug er kein lebendig Bild, = keinen Lebendigen (in dem Kahn des Charon); vgl. Menschenbild, ähnlich in Kerners „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“: „des Kaisers sterbend Bild“ = den sterbenden Kaiser.

4. Mütter, die aus Pyrrhas Stamme[1])
Sterbliche[2]) geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme[3])
Folgen dem geliebten Kind;[4])
Nur was Jovis[5]) Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen,[6]) eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte[7])
Aus des Himmels goldnem Saal![8])
Ehret nicht der Göttin Rechte;[9]
Ach, sie sind der Mutter Qual.

Der Gedanke, daß sterbliche Mütter durch den Tod ein Mittel haben, in der Unterwelt mit ihren Kindern sich zu vereinen, läßt sie den Wunsch aussprechen, ihrer Gottheit und damit der Unsterblichkeit verlustig zu gehen.

1) Pyrrha war die Gemahlin des Deukalion. Als Zeus das sündige Geschlecht der Menschen durch eine große Flut vernichtete, rettete sich Deukalion mit seiner Gemahlin in ein Schiff, welches er nach dem Rate des Prometheus erbaut hatte. Nach neun Tagen landete er auf dem Gipfel des Parnaß. Als er nun das Orakel in Delphi fragte, wie ein neues Menschengeschlecht entstehen könnte, so antwortete dasselbe:

Hüllet euch beide das Haupt und löst die gegürteten Kleider,
Werfet sodann die Gebeine der großen Erzeugerin rückwärts.

Deukalion verstand, daß unter den Gebeinen der großen Erzeugerin die Steine der Erde zu verstehen seien, und beide warfen nun Steine hinter sich. Die Steine des Deukalion wurden Männer, die der Pyrrha Weiber. — Daher sind denn alle sterblichen Weiber aus Pyrrhas Stamme.

2) Sterbliche müßte streng grammatisch „als Sterbliche“ heißen.

3) Durch soviel als: vermittelst der Flamme des Grabes, indem die Flamme ihr Grab wird, darf sie dem Kinde folgen.

Die Leichen der Alten wurden teils ähnlich, wie bei uns, in einem Sarg beerdigt, teils, und zwar meist, wurden sie auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Darauf ward die noch glühende Asche des Leichnams gelöscht und samt den Knochen in einer Urne oder Vase aufgehoben.

4) Dem geliebten Kinde in die Unterwelt, in die es vorausgegangen ist, folgen.

5) Jovis ist der Genitiv von Jupiter (Zeus); nur, wer den Olymp bewohnt, also nur ein Gott.

6) Parzen. Die Parzen (griechisch: Mören) waren die

Göttinnen der menschlichen Lebensdauer. Man nannte deren drei: Klotho, die Spinnerin, Lachesis, die das Los zuteilende, Atropos, die Unabwendbare. Sie bestimmten den Zeitpunkt der Geburt, spannen den Lebensfaden und setzten das Ende fest. — Sie wurden dargestellt als ernste Jungfrauen, Klotho mit der Spindel, Lachesis mit einen Globus, an dem sie die Geschicke bezeichnete, oder mit einer Schriftrolle des Schicksals, Atropos mit einer Wage und einer Schere, mit der sie den Lebensfaden abschnitt.

7) Nacht der Nächte. Der Begriff Nacht wird durch die Wiederholung verstärkt, stürzt mich in die äußerste Nacht, nämlich in den Hades.

8) Aus dem Olymp.

9) Der Göttin Rechte. Die Unsterblichkeit, zu der sie als Göttin berechtigt war. —

5. Wo sie mit dem finstern Gatten[1])
Freudlos thronet, stieg ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären:[2])
Auf die Mutter fällt es nicht.
Bis die Freude sie entdecket,[3])
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Wie wir im Schmerz auch das Unmögliche uns als möglich ausmalen, so weilt Ceres bei dem Gedanken, die Götter erfüllten ihren Wunsch und stießen sie in den Hades. Und weiter denkt sie sich, wie sie dort ihre Tochter findet, die eben so sehnsüchtig nach der Mutter ausschaut.

1) Was Ceres erst nur vermutete, ist ihr nun zur Gewißheit geworden, daß Hades die Persephone geraubt hat, um sie als Gattin zu besitzen.

2) Sphären. Eine Sphäre heißt eine Kugel. Man versteht darunter teils einen Globus, eine Weltkugel, ein Gestirn, teils braucht man den Ausdruck überhaupt für weitumfassende Räume. Hier paßt es in den beiden letzteren Auffassungen.

3) Bis die Freude sie entdecket. Viehoff nimmt die Freude als Subjekt und „sie" als Objekt an und versteht unter dem „sie" die Mutter und erklärt demnach: Bis die Freude der Tochter die Mutter entdeckt, oder: bis sie (die Tochter) freudig die Mutter entdeckt. Viehoff fährt dann fort: „der nüchterne Verstand wendet allerdings ein, die Freude sei erst eine Wirkung

des Entdeckens, man könne also nicht von ihr die Entdeckung ausgehen lassen. Aber sollte nicht der Dichter durch diese Umkehrung des Verhältnisses das urplötzliche Entstehen der Freude bei Entdeckung der Mutter andeuten wollen?"

Gegen letztere Erklärung, so scharfsinnig dieselbe auch ist, wenden wir ein, daß sie 1) zu künstlich ist und daß es immerhin nicht einleuchtet, wie auch beim urplötzlichsten Entstehen der Freude diese vom Dichter als der Entdeckung vorausgehend, ja dieselbe bewirkend dargestellt sein könnte; 2) daß das Pronomen „sie" nicht wohl auf Ceres gehen kann; denn wenn sie auch Vers 8 von sich in der dritten Person redet, so geschieht es doch nicht in einem unbestimmten Fürwort; sondern in einem Hauptwort, durch welches sie sich selbst viel bedeutungsvoller objektiviert.

Wir verstehen also „die Freude" als Objekt und „sie" als Subjekt und glauben, daß unter „sie" die Tochter verstanden ist. Wir nehmen aber Freude auch insofern objektiv, als wir dies Wort durch „freudiges Ereignis" erklären. Dann ist der Sinn: Bis die Tochter die Freude, das freudige Ereignis, nämlich die Herabkunft der Mutter entdeckt.

6. Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis[1])
Rollt des Tages sichrer Wagen,[2])
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen[3])
Wandt er sein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,[4])
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens[5]) Farben glüht,
Iris[6]) mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Für einen Augenblick hat sich Ceres in süße Hoffnungen gewiegt. Um so schmerzlicher fällt ihr aber gleich darauf die Unmöglichkeit solcher Wünsche ein, und sie giebt sich nun, in der Gewißheit, ihre Tochter niemals wiederzusehen, einer um so größern Hoffnungslosigkeit hin.

1) Ruhig in dem gleichen Gleis. Dieser und der folgende Vers enthalten eine Vergleichung mit Vers 4: So wenig der Wagen des Tages aus dem Gleis kommt, so wenig ist der Entschluß des Zeus zu ändern.

2) Sichrer Wagen. Vgl. Kraniche des Ibykus, Strophe 9, 7 über Helios.

3) Weg von jenen Finsternissen. Das Glück will mit dem Unglück nichts zu schaffen haben, so läßt auch Zeus seine

Seligkeit durch Verkehr mit dem Hades sich nicht stören. Er befaßt sich nicht mit der Unterwelt und ihren Schrecken.

4) Bleibt sie ewig u. s. w. Die Hoffnungslosigkeit der Ceres wird durch die Umschreibung des Begriffs „ewig“ in den folgenden Versen mehr versinnlicht. So wenig es je geschehen wird, daß die Wogen des Styx von Aurorens Farben glühn, — so wenig wird ihre Tochter ihr wiedergegeben werden.

5) Aurora, griechisch: Eos, ist die Göttin der Morgenröte. Rosig, hellglänzend, im Safrangewande erhebt sie sich morgens vom Lager und fährt ihrem Bruder Helios voran, den Menschen das erste Licht bringend. Dargestellt wird sie als Führerin der Sonnenrosse, eine Fackel in der Hand tragend.

6) Iris ist die Göttin des Regenbogens und Botin der Götter. — Sie wird dargestellt als leichte, geflügelte Gestalt, mit einer Kanne in der Hand, in der sie den Wolken Wasser zuträgt. So wenig sich das Morgenrot in den Fluten des Styx spiegelt, so wenig ist im Hades ein Regenbogen möglich, da die Sonne ihm ewig fern ist.

3. Der Trost der Göttin. Strophe 7—11.

7. Ist mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen[1]) sich noch lieben,
Keine Spur der teuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Toten
Ist kein Bündnis aufgethan?[2])
Nein, nicht ganz ist sie entflohen,
Nein, wir sind nicht ganz getrennt;
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache[3]) doch vergönnt!

Nachdem sich Ceres in das unvermeidliche Schicksal gefunden hat, ihre Tochter verloren zu haben, sucht sie nun wenigstens nach einem Lebenszeichen des geliebten Kindes und daß sie dies, daß sie eine Verbindung mit Proserpina entdeckt, nimmt ihrem Schmerz das Herbe und gewährt ihr den allein möglichen Trost.

1) Daß die Fernen. Die auseinander liegenden Orte — hier Olymp und Hades — Oberwelt und Unterwelt. Die Orte stehen hier für diejenigen, welche an den Orten sind.

„Daß die Fernen sich noch lieben“ nehmen wir als abhängigen Satz zu: keine Spur der teuern Hand. — Nimmt man die Worte als abhängigen Satz von: Nicht ein süß erinnernd Pfand, so schleppte Vers 4 nach, während nach der ersten Erklärung die Stimme hinter „Pfand“ ruhen kann, wie sie nach

„Hand" ruht, der Reim also viel besser ins Ohr fällt. — Nach unsrer Auffassung muß hinter Pfand ein Fragezeichen, nach der andern ein Komma stehen.

2) Dieser und der vorige Vers bilden wie Vers 3 und 4 eine Inversion. Ist kein Bündnis aufgethan zwischen Lebenden und Toten?

Ein Bündnis aufthun, soviel als eröffnen, oder anfangen, knüpfen oder schließen.

Man bemerke die Verschiedenheit des Ausdrucks in dieser Strophe für denselben Gedanken: nicht ein Pfand, keine Spur, kein Liebesknoten, kein Bündnis u. s. w.

3) Eine Sprache, kann gefaßt werden: ein und dieselbe Sprache oder: eine Art von Sprache.

8. Wenn[1]) des Frühlings Kinder[2]) sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blumen sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,[3])
Nehm ich mir das höchste Leben[4])
Aus Vertumnus reichem Horn,[5])
Opfernd es dem Styx[6]) zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Trauernd[7]) senk ichs in die Erde,
Leg es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde[8])
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Ceres spricht es nun aus, welch eine Sprache es ist, die sie zu ihrem Kinde redet. Indem sie nämlich ein Samenkorn in die Erde, also in das Gebiet des Hades senkt, das unter der Oberfläche der Erde seinen Anfang nimmt, schickt sie ihrem Kinde einen Boten ihrer Liebe.

1) Wenn u. s. w. Vers 1 bis 4 ist Vordersatz. Der Nachsatz beginnt mit Vers 5. — Es sind diese vier Verse eine poetische Umschreibung (Paraphrase) für: im Herbste.

2 Des Frühlings Kinder sind die Blumen.

3) Nackt: der Blätter und Blüten beraubt.

4) Nehm ich mir das höchste Leben. Das höchste Leben erklärt Vers 8 für: des Samens goldnes Korn. Der Dichter nennt es deshalb so: weil die Blüte schon teilweise, die Frucht aber völlig den Kreislauf des Lebens durchlaufen hat, im Saatkorn aber all das reiche, werdende Leben noch verborgen liegt.

5) Aus Vertumnus reichem Horn. Vertumnus wurde besonders als Gott des reifenden Herbstes gedacht. Man feierte ihm zu Ehren deshalb in Rom im October die Vertumnalien. Er war dargestellt als ein wohlgebildeter, rüstiger Mann,

bärtig, mit milden Zügen, mit einem Kranz von Ähren um das Haupt, das mit Früchten gefüllte Füllhorn im Arme. Unbildlich sagt der Ausdruck: aus den Erzeugnissen des Herbstes.

6) Styx steht hier für die Unterwelt überhaupt. Der Gott der Unterwelt wurde auch gedacht als der in der gesamten Erdtiefe herrschende Gott, „aus welcher dem Menschen aller Reichtum (daher Pluto: der Reiche) der Gewächse, wie der Metalle kommt.“ So kann Ceres das Korn, das sie in die Erde senkt und damit dem Hades schenkt, ein ihm gebrachtes Opfer nennen.

7) Trauernd in dem Gedanken an das verlorne Kind, zu dem sie nur auf solche Weise reden kann.

8) Daß es eine Sprache werde, daß es meinen Schmerz und meine Liebe der Tochter verkünde.

9. Führt der gleiche Tanz der Horen[1])
Freudig[2]) nun den Lenz zurück,
Wird das Tote neu geboren
Von der Sonne Lebensblick.
Keime, die dem Auge starben[3]),
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben[4])
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege teilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.[5])

Die Strophe enthält das Geschick des in die Erde gesenkten Kornes: während es dem Hades anheimgegeben ist, bleibt es ihm nicht eigen; das Leben in ihm erstirbt nicht, sondern ringt sich neu zum Lichte empor und nur zum Teil hält Hades seine Rechte darauf fest.

1) Die Horen sind die Göttinnen der gleichmäßig wechselnden Jahreszeiten. Sie sind Dienerinnen des Zeus. Später ward ihnen auch eine sittliche Bedeutung und ein Einfluß aufs Menschenleben zugeschrieben, in welches sie Ordnung und Gesetzmäßigkeit schafften. Sie werden dargestellt als schöne, jugendliche Gestalten, geschmückt mit den Erzeugnissen der verschiednen Jahreszeiten.

2) Freudig hier wieder objektiv zur Freude, als frohes Ereignis.

3) Die dem Auge starben: an denen das Auge kein Leben mehr bemerkt.

4) In das heitre Reich der Farben, in das Reich des Lichtes, ohne welches keine Farbe ist, also in das Reich der Oberwelt.

5) **Äther** bezeichnet bei den Alten die obere, strahlende Luftregion im Gegensatz zu der untern Luftschicht. Hier ist überhaupt unter Licht und Luft das Reich der Oberwelt, zu verstehen.

10. Halb berühren sie der Toten,
Halb der Lebenden Gebiet;[1])
Ach, sie sind mir teure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt![2])
Hält er gleich sie selbst[3]) verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,[4])
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,[5])
Zärtlich noch die Herzen glühn.[6])

Hat Ceres in Strophe 8 die Sprache genannt, die sie zu ihrer Tochter redet, so enthält diese Strophe die Antwort aus der Unterwelt. Die Blumen, die das Leben in der Erde nicht verlieren, sagen ihr, daß auch im Styx nicht alles Leben erstorben ist.

1) Die ersten beiden Verse drücken in andrer Form den Gedanken der beiden letzten Verse der vorigen Strophe aus.

2) **Vom Cocyt**: aus dem Hades.

3) **Sie selbst** bezieht sich natürlich auf Persephone.

4) **Redet mir u. s. w.** Worin liegt der Beweis für Ceres, daß noch Leben im Orkus sei? — Darin, daß auch die Blumen, die doch auch dem Orkus übergeben waren, noch Leben haben.

6) **Zärtlich noch die Herzen glühn.** Worin liegt für Ceres der Beweis, daß die Tochter sie noch liebt (liebend, zärtlich)? — Einmal darin, daß sie noch lebt; sollen wir nicht aber auch einen Beweis der Zärtlichkeit in der Schönheit der gesandten Boten finden?

11. O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars[1]) reinstem Tau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris[2]) schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.[3])
In des Lenzes heitrem Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze[4])
Meinen Schmerz und meine Lust.

Die Liebe zur Tochter überträgt Ceres nun auf die ihr gesandten Boten. Ihnen will sie fortan die zärtlichste Sorgfalt widmen und sie so schmücken, daß ihre Liebe zur Tochter ebenso darin erkannt wird, wie das Welken der Blumen ein Bild ihres Schmerzes ist.

1) Nektar war der Göttertrank, wie Ambrosia die Speise der Götter. Das Bild „Tau des Nektars," nektargleicher Tau geht auf die Flüßigkeiten, welche der Kelch vieler Blumen enthält.

2) Iris (Strophe 6). Mit allen Farben des Regenbogens will sie die Blumen malen.

3) Gleich Aurorens Angesicht, schön wie das Angesicht Aurorens.

4) In des Herbstes welkem Kranze. Nur von welkenden Blumen lassen sich im Herbste Kränze winden, also: in den welkenden Blumen des Herbstes.

Die vier letzten Verse sind folgendermaßen zu gestalten: In des Lenzes heiterm Glanze lese jede zarte Brust meine Lust und in des Herbstes welkem Kranze meinen Schmerz. —

IV. Die sinnbildliche Bedeutung des Gedichtes.

Die Erklärer Schillers sind darüber einig, daß die „Klage der Ceres" eine symbolische oder allegorische d. h. gleichnisartige Bedeutung hat und in der That muß auch der tiefere Sinn des wunderbar lieblichen Gedichtes dem Leser sich alsbald aufdrängen.

Wir finden ihn, sobald wir die dargestellten Gedanken nur verallgemeinern, wozu uns der Dichter selbst führt.

Was ist der Grund der Klage der Ceres? — Der Verlust einer heißgeliebten Tochter. — Worin findet sie ihren Trost? — Im Sinnbild des Samenkorns, das sie in die Erde senkt und das im Frühjahr wieder zum Vorschein kommt. —

Wie wir die Klage allgemeiner fassen sollen, sehen wir aus Strophe 7, Vers 5—8. Die Frage dort:

Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an? —

wird sofort allgemeiner wiederholt:

Zwischen Lebenden und Toten
Ist kein Bündnis aufgethan?

So müßen wir denn in dem Schmerz der Ceres den Schmerz um den Tod geliebter Verstorbener überhaupt wiederfinden.

Dasselbe Sinnbild nun, welches die Hoffnung der Ceres neu belebt und ihr Trost gewährt, ist zu allen Zeiten von denen, die um den Verlust ihrer Lieben klagten, in derselben Weise aufgefaßt. Der wunderbare Vorgang, wie das scheinbar in der

Erde verwesende Samenkorn nicht verschwindet, sondern zu neuem Leben erwacht, stärkt die Hoffnung des Zweifelnden, daß auch der scheinbar für immer verwesende Leichnam in wunderbarer Weise zu einem neuen Leben bestimmt sei.

Der eigentliche Punkt der Vergleichung in der Beziehung des Samenkorns auf den in die Erde gesenkten Toten ist das Lebendigbleiben trotz der anscheinenden Erstorbenheit.

Ceres hört aus dem Munde der von ihr dem Styx geopferten und nun wieder aufgesproßten Blume:

Daß auch fern vom goldnen Tage
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

Und ebenso schöpft der Glaube aus dem Saatkorn die Hoffnung, daß trotz der Verwesung das Leben unvergänglich bleibt.

Wenn Viehoff bei den eben angeführten Versen sagt: „auffallend ist es mir, daß Ceres in den beiden Schlußversen im allgemeinen von den Bewohnern des „rauhen Orkus" spricht, daß sie nicht vielmehr sagt: Liebend noch *ein* Busen schlage (nämlich der Tochter)", — so finden wir in den Ausdrücken „*der Busen*," „*die Herzen*" gerade wieder die *absichtliche Verallgemeinerung* des Gedankens, eine leise Hinweisung auf die symbolische Bedeutung.

Wie uralt jenes Sinnbild ist, wonach das Samenkorn als Bild der Unsterblichkeit betrachtet wird, finden wir einesteils darin, daß die eleusinischen Mysterien es schon anführten und andernteils in den Worten des Apostel Paulus. Im 1. Korinther-Brief Cap. 15, V. 35 gedenkt er des Zweifels an die Unsterblichkeit: „Möchte aber jemand sagen, wie werden die Toten auferstehen?" und entgegnet darauf: „Du Narr, das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn."

Daß Schiller auch außer unserm Gedichte das Saatkorn als ein Bild der Unsterblichkeit auffaßte, wissen wir aus der Glocke.

So haben wir denn in der Klage der Ceres die schönste sinnbildliche Darstellung der Hoffnung der Unsterblichkeit. Und wie bei einem jeden guten Gleichnis das ausgeführte Bild in seinen einzelnen Zügen die Momente des darin liegenden Gedankens fast absichtslos erkennen läßt, so können wir auch in diesem Gedichte Zug für Zug in dem Bilde den Grundgedanken, nämlich die Hoffnung auf die Unsterblichkeit, erkennen. — Es ergibt sich dann weiter folgender Inhalt.

1. *Einleitung.* Strophe 1. Der Anblick des in der Natur neu erwachenden Lebens regt unsere Gedanken zur Frage nach der Fortdauer des menschlichen Lebens an.

2. Die Klage um unsre Toten. Strophe 2—6.

Strophe 2. Unsere Augen suchen sie vergebens. An den Stätten, wo wir sonst sie sahen, begegnen wir ihnen nicht mehr.

Strophe 3. Mit Schmerz denken wir daran, daß noch keiner uns Kunde gebracht aus jener Welt.

Strophe 4. Könnte uns nicht der Tod mit ihnen vereinen, sollen wir das Leben fliehen, um zu den Verlorenen zu gelangen?

Strophe 5. Wie groß wäre die Freude des Wiedersehens!

Strophe 6. Aber was nützt all dies Klagen! Der Tod hält seine Beute unerbittlich fest.

3. Trost der Unsterblichkeit. Strophe 7—11.

Strophe 7. Doch getrost! Ein Band verbindet uns mit den Entschlafenen, das Band der Hoffnung!

Strophe 8. Auch das Saatkorn wird in die dunkle Erde gesenkt in Hoffnung!

Strophe 9. Und es entfaltet sich im Lenz zu neuem Leben.

Strophe 10. Wie dies Saatkorn nicht erstarb, so leben auch unsere Toten fort.

Strophe 11. So sei uns denn das keimende Leben des Frühlings eine Belebung unserer Hoffnungen! Und die Blumen wollen wir lieben und pflegen als Sinnbilder dieses unseres Unsterblichkeitsgedankens. —

Zum Schluß sei noch eine Deutung unseres Gedichts von Hoffmeister angefügt, die zwar sehr schön und sinnreich, aber doch für eine gute Allegorie nicht naheliegend und einfach genug ist. Hoffmeister sagt: „In der Klage der Ceres werden der bekannte Mythus und die Pflanzen symbolisch aufgefaßt und, zu einer wundervollen poetischen Figur verschlungen, zu Trägern der Sehnsucht des Menschen nach dem Ewigen und seiner Verbindung mit der Geisterwelt gemacht. Die Klagen und das Suchen der Göttin nach ihrer Tochter Persephone, deuten uns das ungestillte Verlangen der Seele nach der in Dunkel gehüllten ewigen Wahrheit an, von der wir im irdischen Leben durch eine gleiche unerbittliche Notwendigkeit getrennt sind, wie dem Auge der Mutter das nächtliche Gefild verschlossen blieb, worin die geraubte Tochter wohnte. Doch, sollte der Mensch von dem ewig Wahren ganz abgeschnitten sein? Nein! Er ist es so wenig, daß vielmehr aus dieser idealen Welt, nur auf eine geheimnisvolle Weise, alles Gute und Schöne hervorgeht, was ihn im Leben erfreut — wie die buntgemalten Pflanzen, welche im heitern Reich der Farben glänzen, ihr Leben aus dem dunkeln Schoß der Erde ziehen. Ceres ist hier nicht allein als Göttin des Getreides, sondern als Schöpferin der Pflanzen und namentlich auch der Blumen aufgefaßt. Wie diese Sprossen der Erde der trauernden Mutter

aus dem Schattenreiche, welches schon sogleich unter der Erdoberfläche beginnt, Kunde von der verlorenen Tochter geben, so sollen sie uns ein Sinnbild der auch ins irdische Leben reifenden Wahrheit sein. Ja, jede reale Frucht dieser Wahrheit muß der Mensch wieder auf idealen Boden verpflanzen, wenn aus ihr sich von neuem ein edles Gewächs entfalten soll, gleichwie die Göttin das goldne Samenkorn, damit es ihr ein teurer Bote aus der Unterwelt werde, in die dunkle Erde versenkt. So vereinigt sich der Sinn des Ganzen in dem Grundgedanken: die ewige Wahrheit, nach welcher der Mensch vergebens strebt, erscheint ihm als Schönheit."

Das eleusische Fest.

Einleitung.

Wir haben im vorhergehenden Gedicht den Mythus von Ceres und ihrer Tochter Proserpina kennen gelernt. Während sie, ihre Tochter suchend, umherwanderte, soll sie an vielen Orten den Getreidebau gelehrt haben. Auch wird erzählt, daß sie den Herrscher von Eleusis, Triptolemos, beauftragt habe, den Ackerbau und die damit verbundene Kultur zu verbreiten und dieser sei dann auf einem Drachenwagen durch die Lande gefahren und habe die Frucht des Weizens ausgestreut.

Der Mittelpunkt des Kultus der Demeter und Persephone befand sich in Eleusis, einer Stadt, die zwei Meilen von Athen, an der Grenze von Megara, gelegen war. Ceres ward hier besonders verehrt als die Lehrerin des Ackerbaues, welche dadurch die Gründung fester Wohnsitze veranlaßte und bürgerliche Ordnung, Ehe und friedliches Leben einführte, daher sie den Beinamen Gesetzgeberin hatte. Alljährlich wurde das rharische Feld bei Eleusis feierlich gepflügt zum Andenken daran, daß hier das erste Getreide gesät worden war.

Man nimmt an, daß in den ältesten Zeiten der Kultus der Ceres in Eleusis in einfachen ländlichen Festen bestanden habe, die sich auf Ackerbau, auf Saat und Ernte und auf Gründung eines gesitteten Lebens bezogen. Später knüpfte man an den Mythus der Persephone tiefere Gedanken über Unsterblichkeit und der ganze Kultus bekam einen mysteriösen Charakter.

Anfangs hatten die Bewohner von Eleusis allein den eleusinischen Dienst. Nachdem aber Eleusis mit Athen zu einem Staate vereinigt war, nahm Athen an dem Gottesdienst in Eleusis

teil und verschaffte ihm weitere Verbreitung. Von dieser Zeit an wurden die jährlichen Feste der eleusinischen Götter zum Teil in Athen, zum Teil in Eleusis gefeiert; doch so, daß Eleusis immer der Hauptsitz des Kultus blieb. — Im Frühjahr war das wichtigste Fest: die kleinen Eleusinien; im Spätjahr feierte man zwischen der Ernte und der Saatzeit (Sept. bis Oktober) neun Tage lang die großen Eleusinien. Am sechsten Tage dieses Festes fand ein feierlicher Zug auf der heiligen Straße von Athen nach Eleusis statt, als dessen Führer Jakchos (Dionysos) galt. Daran nahmen außer den Obrigkeiten und Priestern Tausende von Mysten (Eingeweihten), mit Eppich und Myrthe bekränzt teil, mit Ähren und Ackergerät und Fackeln in den Händen.

Wie in Eleusis in den erwähnten Festen Ceres besonders als Lehrerin des Ackerbaus und Gründerin fester bürgerlicher Ordnung gefeiert wurde, so will auch dies Gedicht: die Entstehung des bürgerlichen Vereins als eine Folge der Gründung des Ackerbaus darstellen. Wie wir aus dem Spaziergang sahen, war dies eine Frage, mit welcher sich Schiller mehrfach beschäftigte. Eine Stelle aus Humboldts Briefen zeigt dies noch deutlicher. Hier heißt es: „Auch bei den Anfängen der Civilisation, überhaupt beim Übergang vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es schön ausdrückt, mit der frommen mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bunde verweilte Schillers Phantasie vorzugsweise gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes bot, hielt er mit Begierde fest. Ganz den Spuren der Fabel getreu, zeichnete er Demeter, indem er in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen sich gatten ließ, zu einer ebenso wundervollen, als tiefergreifenden Erscheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwandrungen episch zu behandeln. Das eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes getreten."

Dem Inhalt des Gedichtes gemäß, hatte es früher die Überschrift: **Bürgerlied**. Allein wahrscheinlich, weil das fremde Kostüm („die mythischen Maschinen") nicht zu dem einfachen Titel paßte, wurde dieser geändert.

Der Form nach ist das Gedicht ein Hymnus, das heißt ein Lobgesang zu Ehren eines höhern Wesens, hier also der Ceres, der von den Teilnehmern des großen eleusinischen Festes gesungen wird.

II. Einteilung.

Das eleusische Fest zerfällt in zwei gleich lange Abteilungen, von denen die erste die Gründung des Ackerbaues, und die zweite die Folgen dieser Gründung enthält. Außerdem hat es eine Einleitungs-, eine Übergangs-, und eine Schluß-Strophe. — Die letztern drei Strophen haben daktylisches, das heißt dreisilbiges, aus einer langen und zwei kurzen Silben bestehendes Versmaß, die übrigen bestehen aus Trochäen, ein Versfuß, in welchem immer eine lange und eine kurze Silbe wechselt.

III. Erklärung im einzelnen.

1. Einleitung.

1. Windet zum Kranze die goldenen Ähren[1]),
Flechtet auch blaue Cyanen[2]) hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin[3]) ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Die erste Strophe, die wir uns ebenso, wie das ganze Gedicht, als von Zuschauern des festlichen Zuges, welche den Einzug in Eleusis mit ansahen, gesungen denken müssen, leitet in den Worten: „Die Bezähmerin wilder Sitten“ in das ganze Gedicht und in den Versen: „Und in friedliche feste Hütten wandelte das bewegliche Zelt“ in dessen erste Abteilung ein.

1) Aufforderung, sich festlich mit Ähren- und Blumenkränzen zu schmücken.

2) Cyanen sind die bekannten blauen Kornblumen. Das Wort zeigt, daß das zweite eleusinische Fest gemeint ist.

3) Königin wird Ceres genannt, weil sie der Hera, der Königin der Götter, ähnlich dargestellt wurde. Der Dichter denkt sich Ceres bildlich im Zuge aufgeführt.

2. Erste Abteilung. Strophe 2—13.

2 Scheu[1]) in des Gebirges Klüften[2])
Barg der Troglodyte[3]) sich;
Der Nomade[4]) ließ die Triften[5])
Wüste liegen[6]), wo er strich.
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand![7])

Der Dichter schildert die Zeit des rohen Naturzustandes der Menschheit, die der Civilisation voranging. Es war dies, wie die Strophe lehrt, die Zeit des Nomaden- und Jägerlebens.

1) Scheu heißt: irgend eine Gefahr, etwas neues oder unbekanntes aus unklaren Begriffen der Furcht fliehen. Woher diese Scheu des rohen Naturmenschen stammt, erklärt Schiller in seinem 24. Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen folgendermaßen. „Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in andern zu ehren, und der eignen wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht.“ Auch sagt er vom Naturmenschen und seiner Naturbefangenheit: „Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehen — er sieht in ihrer Macht und Größe nichts, als seinen Feind.“ Dasselbe Prädicat „scheu“ findet sich auch in der Stelle über den rohen Naturmenschen, die Schiller in demselben Briefe aus der Iphigenie auf Tauris anführt und die wir zur nähern Schilderung jener untersten Kulturstufe hersetzen:

Zwar die gewaltge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark ist sein
Gewisses Erbteil; doch es schmiedete
Der Gott um seine Stirn ein ehern Band.
Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er seinem scheuen düstren Blick,
Es wird zur Wut ihm jegliche Begier
Und grenzenlos dringt seine Wut umher.

2) Klüften. Kluft ist eine Spalte in Bergen und Felsen, in weiterer Bedeutung soviel wie Höhle.

3) Troglodyten oder Höhlenbewohner nannten die Alten verschiedne auf der untersten Kulturstufe stehende Völkerschaften; besonders die Bewohner der Küste des arabischen Meerbusens in Aethiopien.

4) Nomaden nennt man die Hirtenvölker, die dem Bedürfnis des Futters für ihre Herden nachzogen.

5) Eine Trift ist ein Weideort.

6) Wüste liegen. Die Nomaden hatten keine Veranlassung, bei ihrem vorübergehenden Aufenthalt Bauten oder andere Werke der Kultur anzulegen. Noch wüster, als sie eine Landstrecke vorgefunden hatten, verließen sie dieselbe.

7) Die Gefühle des Mitleids fehlen dem wilden Naturmenschen. Der Schiffbrüchige, der an die Küsten eines solchen Volks geworfen wurde, hatte nur den Tod zu erwarten; denn schon jene scheue Furcht, von welcher in der vorhergehenden Strophe gesprochen wurde, treibt den Wilden zum Mord. Nach Schiller „ist ihm alles schreckhaft, was ungewöhnlich ist“ und an derselben Stelle sagt er: „die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hatte schwerlich einen andern Ursprung, als die Furcht.“

3. Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlassne' Küste,[1])
Ach, da grünte keine Flur![2])
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule[3])
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Ceres findet bei den erwähnten, rohen Naturmenschen weder Ackerbau noch Wohnungen noch Tempel.

1) Die verlassne Küste. Weshalb wird die Küste verlassen genannt? — Die Jäger- und Hirtenvölker hatten an der Küste nichts zu suchen. Erst die Schifffahrt, die einer viel spätern Kulturstufe angehört, belebt die Küste.

2) Ach, da grünte keine Flur. Damit ist angedeutet, daß der Ackerbau mit seinen grünenden Saatfeldern noch fehlte.

3) Keines Tempels heitre Säule. Die Tempel unterschieden sich von den Privathäusern durch ihre geschmückten, mit Statuen, Vasen und Zierraten von Blättern versehenen Giebel, ferner durch ihre Säulen und einen Untersatz von Stufen. „Das Äußere des Tempels hatte durch seine Vorhallen und Umgänge von Säulen etwas Freies und Heiteres."

4. Keine Frucht[1]) der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.[2])
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.[3])

Unblutige Opfer, Erstlinge des Feldes findet Ceres nirgends, dagegen sieht sie auf den mit Blut beschmutzten Altären, die Spuren von Menschenopfern und gewahrt allenthalben so viel Elend, daß es sie jammert, wie tief das Menschengeschlecht gesunken ist.

1) Keine Frucht u. s. w. Zu den unblutigen Opfern wurden die Erstlinge des Feldes, sowie verschiedne Arten von Kuchen genommen.

2) Dorret menschliches Gebein. Menschenopfer haben beim ältesten griechischen Kultus nicht gefehlt. Oft wollte das Volk die Götter versöhnen, indem es einzelne aus seiner Mitte dem Opfertod preisgab. Sobald das Humanitätsgefühl erwachte, wurden diese Opfer abgeschafft oder dadurch gemildert, daß man zum Tode verurteilte Verbrecher dazu wählte.

3) Jammert sie des Menschen Fall vgl. Strophe 5, 1.

5. Find' ich so den Menschen wieder,[1])
Dem wir unser Bild geliehn,[2])
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?[3])
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß?[4])
Und auf seinem Königssitze[5])
Schweift er elend, heimatlos?[6])

Inhalt. Klage der Ceres über den traurigen Zustand, in dem sie die Menschheit findet. —

1) Find' ich so den Menschen wieder. Schiller nimmt hier einen frühern glücklichern Urzustand der Menschen an, aus dem sie später in Rohheit gefallen seien. Dieselbe Auffassung des ursprünglichen Zustandes der Menschen finden wir in seiner Schrift: „Etwas über die erste Menschen-Gesellschaft," wo es von dem ersten Menschen heißt: „Mit dem Auge eines Glücklichen sah er jetzt noch herum in der Schöpfung, sein frohes Gemüt faßte alle Erscheinungen uneigennützig und rein auf und legte sie rein und lauter in einem regen Gedächtnis nieder."

2) Auch nach den Mythen der Alten waren die Menschen nach der Götter Ebenbild gestaltet.

3) Dieselben Glieder, dieselbe Körpergestalt wie die Menschen, haben auch, freilich in blühender Schönheit, die Götter im Olymp.

4) Der Erde Götterschoß, der Erde göttlich reichen, unerschöpflichen Schoß.

5) Auf seinem Königssitze, auf der Erde, auf welcher der Mensch seinen Sitz hat und auf der er als König herrschen sollte, hat er

6) nicht einmal eine bleibende Stätte, durch feste Wohnungen sich gegründet.

6. Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor[1])
Hebet ihn mit Wunderarmen[2])
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen[3])
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Inhalt. Fühlen auch die übrigen Götter kein Erbarmen mit der traurigen Lage der Menschen, Ceres fühlt ihr Herz von Mitleid bewegt.

1) Keiner aus der Sel'gen Chor, keiner aus der Schar der Götter.

2) Mit Wunderarmen. Das Elend ist so groß, daß nur wunderbare Hilfe daraus retten kann.

3) In des Himmels sel'gen Höhen, ähnlich in Klage der Ceres, wo Zeus in seiner Seligkeit an die Hadesbewohner nicht denkt.

7. Daß der Mensch zum Menschen werde,[1])
Stift' er einen ew'gen Bund[2])
Gläubig[3]) mit der frommen Erde,[4])
Seinem mütterlichen Grund.[5])
Ehre das Gesetz der Zeiten[6])
Und der Monde heilgen Gang,[7])
Welche still[8]) gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.[9])

Inhalt. Ceres beschließt, wie sie den Menschen helfen will. Sie will dieselben lehren, mit der Erde einen Bund zu stiften und den Wechsel der Jahreszeiten zu diesem Zweck zu beachten.

1) Vers 1: daß der Mensch die in ihm liegenden, vom Tier ihn unterscheidenden Fähigkeiten entwickle.

2) Bund ist hier in dem Sinne von Vertrag, Verabredung gebraucht. Ein Vertrag aber ist ein Versprechen mit einem Gegenversprechen. Worin sollte das Versprechen bestehen? — Der Erde zur bestimmten Zeit den Samen zu übergeben. Worin das Gegenversprechen? — Daß die Erde vielfältig die anvertraute Frucht zurückgäbe.

3) Gläubig, d. h. vertrauend muß der Mensch bei der Aussaat sein, einen Teil der Ernte muß er in der Hoffnung, ihn doppelt wiederzuerhalten, der Erde anvertrauen. — So heißt's in der Glocke: dem dunklen Schoß der heil'gen Erde vertraut der Sämann seine Saat und hofft u. s. w.

4) Fromm wird die Erde genannt in dem Sinn, daß sie das ihr geschenkte Vertrauen rechfertigt. Fromm wird oft in der Bedeutung der Treue gebraucht.

5) Wie die Erde mütterlich genannt werden kann, darüber vgl. Klage der Ceres Strophe 4, 1.

6) Ehre das Gesetz der Zeiten, nämlich die regelmäßige Rückkehr der Jahreszeiten.

7) Und der Monde u. s. w. Unter den Monden sind die Planeten zu verstehen. Heilig wird ihr Gang genannt, weil er seit ewigen Zeiten derselbe ist und der Mensch im Ewigen und Unwandelbaren stets etwas Heiliges verehrt. — Den Gang der Gestirne muß ebenfalls der Ackerbauer beobachten, da sie ja gerade es sind, die ihm den Stand der Jahreszeiten verkünden.

8) Still kann hier nicht lautlos heißen; denn das widerspräche dem folgenden Vers, sondern ruhig, stetig, ohne heftige, ungleichmäßige Bewegung.

9) Im melodischen Gesang. Zur Harmonie der Sphären, auf welche diese Worte gehen, vgl. Teilung der Erde, Strophe 7, 2.

8. Und den Nebel teilt sie leise,[1]
Der den Blicken sie verhüllt;
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle[2])
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Inhalt. Die Götter, die unsichtbar für die Menschen über den Wolken im Himmel thronen, konnten auch nach ihrem Gefallen auf Erden wandeln und Ceres tritt plötzlich, um ihre Absicht auszuführen, in die Mitte der Wilden, die ihr eine blutgefüllte Opferschale reichen. —

1) Und den Nebel teilt sie leise. Nach der Anschauung der Alten umhüllte die Götter, wenn sie sich nicht zeigen wollten, ein dichter Nebel, der sie unsichtbar machte. Hier tritt sie aus dem Nebel hervor, um sich zu zeigen.

2) Schwelgend bei dem Siegesmahle. Indem hier von einem Siegesmahle, weiter unten von einer blutgefüllten Schale und in der nächsten Strophe von dem Zurückschaudern der Göttin die Rede ist, dürfen wir wohl nicht an Tieropfer, sondern an das Opfer von Feinden denken, die von den Wilden besiegt und getötet worden sind.

9. Aber schaudernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
Blutge Tigermahle[1]) netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer[2]) will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert,
Mit des Feldes frommen Gaben[3])
Wird der Heilige verehrt.

Inhalt. Schaudernd weist Ceres das ihr zugedachte Opfer zurück und belehrt die Schar der Wilden, welcherlei Opfer ihr angenehm seien.

1) Blut'ge Tigermahle, Mahlzeiten, wie sie wohl ein Tiger, nicht aber ein Mensch oder ein Gott nehmen mag.

2) Reine Opfer, solche, an denen kein Mord und kein Frevel haftet.

3) Frommen Gaben. Fromm hier in dem Sinn: rein, von keiner Blutschuld befleckt.

10. Und sie nimmt die Wucht des Speeres[1])
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres[2])
Furchet sie den leichten Sand.[3])

Nimmt von ihres Kranzes Spitze[4])
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,[5])
Senkt ihn in die zarte Ritze,[6])
Und der Trieb[7]) des Keimes schwillt.

Inhalt. Ceres lehrt nun die Menschen, wie sie den Bund mit der Erde zu stiften, wie sie das Saatkorn in die Erde zu senken haben.

1) Wucht des Speeres soviel als: den wuchtigen Speer. Wucht ist ein hoher Grad von Schwere. Die Wucht des Speers weist auf die Kraft des Naturmenschen hin, vgl. oben Strophe 2 „der Titanen kraftvolles Mark u. s. w."

2) Mit dem Schaft des Mordgewehrs. Der Speer vertritt die Stelle des Pflugs, den sie noch nicht kennen.

3) Furchet sie den leichten Sand. Der Dichter läßt die Göttin leichten Sandboden wählen; weil das Werkzeug mit dem sie pflügt, zu schwerem Boden nicht geeignet ist.

4) Nimmt von ihres Kranzes Spitze, soviel als: oben aus dem Kranze, den sie auf dem Haupte trägt. Der Kranz hat wegen seiner runden Form keine eigentliche Spitze, es ist der oberste Teil des Kranzes, oberhalb der Stirn damit gemeint. Die Handbewegung wird so am anmutigsten geschildert.

5) Mit Kraft. Wie das folgende Wunder zeigt: mit wunderbarer, außergewöhnlicher Kraft gefüllt.

6) Zart wird der Spalt, oder die Furche des Bodens genannt; weil es lockrer Boden und die Furche mit einem verhältnismäßig leichten Werkzeug gezogen ist.

7) Trieb von treiben, also der treibende Teil, der Schößling des Keimes.

11. Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd[1]) segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

Inhalt. In wunderbarer Weise beschleunigt Ceres, die Göttin der Pflanzen, das Wachstum. Sie Saat sproßt und reift. Und die Göttin segnet die Erde zu gleicher Fruchtbarkeit für alle Zeiten. Sie heimst die Ernte ein, flicht die erste Garbe und opfert sie auf einem Feldstein, der dadurch zum Altar wird, dem Zeus, den sie gleichzeitig betend anruft.

1) Sie lächelt ebensowohl aus Freude über das Gelingen als über das Staunen der Wilden.

12. Vater Zeus,[1]) der über alle
Götter herrscht in Äthers Höhn,[2])
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglückselgen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!

Inhalt. Sie bittet den Zeus, daß er durch ein Zeichen sich dem Volke, das ihn noch nicht verehre, als Gott zu erkennen gebe.

1) Vater Zeus. Zeus wird von den Alten mehrfach der Vater der Menschen und Götter genannt.

2) Im Himmel, den der blaue Äther verbirgt, den sich aber die Alten im Gegensatz zur Unterwelt, über der Erde dachten.

13. Und es hört der Schwester[1]) Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Inhalt. Zeus erhört die Bitte der Schwester und entzündet durch einen Blitz die Opfergabe. Zugleich läßt er den ihm heiligen Vogel, den Adler oder Aar, dem Volke sich zeigen.

1) Ceres war als Tochter des Kronos und der Rhea, eine Schwester des Zeus.

3. Übergang zur zweiten Abteilung. Strophe 14.

14. Und gerührt zu der Herrscherin[1]) Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,[2])
Werfen von sich die blutige Wehre,[3])
Oeffnen den düstergebundenen[4]) Sinn,
Und empfangen[5]) die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Inhalt. Bevor das Gedicht in seinem zweiten Teile die weiteren Folgen der Gründung des Ackerbaus zeigt, macht es Halt, um darzulegen, wie die rohen Naturvölker schon allein durch die Annahme des Ackerbaus zum Bewußtsein der Menschenwürde gelangten und damit nun auch fähig wurden, die ferneren Segnungen des Ackerbaus zu erfahren und auf eine noch höhere Stufe, auf die Stufe der Sittlichkeit sich zu erheben.

Zum Verständnis dieser Strophe und des weiteren Verlaufes des Gedichts ist es nötig, einen flüchtigen Blick auf die Gedanken

des Dichters über die Entwicklung des Menschengeschlechts zu werfen. Im 24. Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen heißt es: „Es lassen sich drei verschiedne Momente oder Stufen der Entwicklung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch, als die ganze Gattung notwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmungen erfüllen sollen." — Diese drei Entwicklungsstufen bezeichnet er dann also: „1) Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet blos die Macht der Natur; 2) er entledigt sich dieser Macht in der Erkenntnis, daß er die Natur zu beherrschen vermag, indem er ihre Kräfte benutzt und in seinen Dienst zwingt; 3) er beherrscht sie in dem moralischen."

Das erste Moment der Entwicklung: der Mensch in völliger Abhängigkeit von der Natur, ist in den ersten Strophen des Gedichts geschildert. — Mit der Annahme des Ackerbaus tritt er in das zweite Stadium: er entledigt sich der Macht der Natur, indem er sie zwingt, seinem Bedürfnis zu dienen, wodurch er sie beherrscht. Die Folgen davon stellt die 14. Strophe fest: das Selbstbewußtsein erwacht und der düstergebundene (naturbefangene) Sinn erhebt sich zu höherer und milderer Erkenntnis.

Im zweiten Teil wird nun gezeigt, wie der Mensch durch die weitern Wirkungen des Ackerbaus auch zu der dritten, der moralischen Stufe emporsteigt. —

1) Herrscherin, wie Strophe 1 Königin.

2) In der Menschlichkeit erstem Gefühl. Zum ersten Mal erwacht jetzt im Menschen das Gefühl der Persönlichkeit. Sie setzen sich selbst der Natur gegenüber, mit der sie bis dahin völlig eins waren. Und dies Gefühl, mehr zu sein, als die rohen Kräfte um sie her, macht tausend andere Empfindungen in ihnen rege, die sie bis daher nicht kannten, und durch welche jetzt ihr bis dahin unempfängliches Herz gleichsam schmilzt und die Härte verliert.

Ueber dies erste Erwachen des Selbstbewußtseins (der Menschlichkeit erstes Gefühl) sagt Schiller im 25. der oben erwähnten Briefe: „So lange der Mensch in seinem ersten physischen Zustand die Sinneswelt bloß leidend in sich aufnimmt, ist er auch noch völlig eins mit derselben, und eben weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine andere Welt da. Erst, wenn er sie in seinem höhern Empfindungsvermögen außer sich betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, auf die er herabsieht."

Wie bewirkt aber gerade der Ackerbau den Eintritt des Menschen in dieses zweite Stadium seiner Entwicklung, wie be-

wirkt er gerade das Erwachen des Selbstbewußtseins? — Eben dadurch, daß er dem Menschen zeigt, wie er die Natur zum teil in seiner Hand hat, ferner dadurch, daß er den Menschen gewaltsam zur Betrachtung der Natur, ihrer wechselnden Zeiten u. s. w. nötigt und ihn so zur Unterscheidung seines eigenen Ich von der ihn umgebenden Welt hindrängt, worin das Selbstbewußtsein besteht. —

3) Sie werfen von sich die blutige Wehre, sie hören auf, Jagd und Krieg als einzige Beschäftigung zu haben.

4) Öffnen den düstergebundenen Sinn. Düster gebunden, soviel als naturbefangen, von der Gewalt der Natur noch nicht befreit. Schiller sagt ähnlich über den rohen Naturmenschen im 24. Briefe: in dieser dumpfen Beschränkung (in der er mit seiner Menschenwürde noch unbekannt ist) irrt er durch das nachtvolle Leben, bis das Nachdenken über sich und die Dinge außer ihm sich von einander scheiden.

5) Empfangen die göttliche Lehre. Empfangen hier uneigentlich: aufnehmen, bewillkommnen; nicht etwa, als ob sie im Folgenden noch eine Lehre aus dem Munde der Göttin erhalten sollten.

4. Zweite Abteilung. Strophe 15—26.

15. Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,[1])
Themis[2]) selber führt den Reigen,[3])
Und mit dem gerechten Stab[4])
Mißt sie jedem seine Rechte,[5])
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen.[6])

Inhalt. Das erste, was der Ackerbau zur Gründung eines geordneten bürgerlichen Vereins bewirkt, ist der Begriff des Eigentums. Die Göttin des Rechts ist darum die erste aus dem Götterchor, die mit ihren Wohlthaten in die neugegründete Gemeinschaft kommt.

1) Und von ihren u. s. w. Die Götter, von denen bisher die Menschen nichts wußten, kommen nun alle mit ihren Segnungen.

2) Themis, Tochter des Uranus und Gemahlin des Zeus, ist die Göttin des Rechts und der Sitte. Dargestellt wird sie mit Füllhorn und Wage.

3) Führt den Reigen, sie schwebt den andern Göttern voran, und ist die erste, welche ankommt. — Reigen oder Reihen heißt ein Tanz. Der herabschwebende Götterchor könnte demnach als tanzend oder gefällig sich fortbewegend gedacht sein. Dann aber kann der Ausdruck, und das ist wohl das Wahrscheinliche,

auch in der sprichwörtlichen Bedeutung: „vorangehen“ gebraucht sein.

4) Mit dem gerechten Stab. Der Stab ist nicht ein Attribut der Themis, wie man nach dem bestimmten Artikel denken könnte. Es heißt hier: mit dem Meßstab, den sie gerecht führt.

5) Mißt sie jedem u. s. w. Der Ackerbau führte natürlich sehr bald zum Gedanken des Eigentums; denn jeder der ein Feld bearbeitet, will dasselbe, dem natürlichen Triebe folgend, auch ernten und nicht wieder in andere Hände geraten lassen. Der Gesellschaftsbesitz ist nicht die höhere, sondern die niedrigere Stufe der Entwicklung der Menschheit.

6) Und des Styx u. s. w. Sinn: die furchtbaren Gottheiten der Unterwelt sollen jeden Frevel gegen die Heiligkeit der Grenzen rächen.

16. Und es kommt der Gott der Esse,[1])
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hoch gelehrt in Erz und Thon,[2])
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

Inhalt. Das zweite, was der Ackerbau bewirkt, ist die Entstehung von Handwerken, die ihm unentbehrlich sind. Statt aller ist nur eins der wohl am ersten durch das Bedürfnis hervorgerufnen, nämlich die Schmiedekunst genannt.

1) Der Gott der Esse, Hephästus, Sohn des Zeus und der Hera, von den Römern Vulcan genannt. Er ist ein kunstfertiger Werkmeister, der durch die Macht des Feuers die Metalle schmelzt und bearbeitet. Seine Esse hat er im Olymp oder auch im Ätna auf Sicilien, wo die Cyclopen seine Gesellen sind. Viel kunstvolle Werke werden ihm zugeschrieben. Einst ward er vom Olymp geworfen, fiel auf die Insel Lemnos und ward dadurch lahm. Er wurde von der Kunst als rüstiger, bärtiger Mann abgebildet, mit kaum bemerkbarer Lahmheit.

2) Erz und Thon. Da Vulcan als Vertreter der Naturkraft des Feuers überhaupt hingestellt wird, so darf ihm der Dichter auch Werke in Thon zuschreiben.

17. Und Minerva,[1]) hoch vor allen
Ragend mit gewaltgem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,

Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Inhalt. Nachdem die Anfänge des Handwerks da sind, beginnt der bürgerliche Verein, sich in festen Wohnsitzen aneinanderzuschließen. — Sinnbildlich wird dies bis Strophe 23 unter dem Bilde der Gründung einer Stadt gezeigt, welche Minerva leitet.

1) Minerva ist der römische Name für die griechische Göttin Pallas Athene. Sie ist eine Tochter des Zeus, aus seinem Haupte geboren. Sie ist die als Person gedachte Klugheit, die dem Kopf entspringt und ward von den Alten als kluge Lenkerin der Städte und Staaten im Krieg und Frieden geehrt. Sie begünstigt alles, was zum Wohle der Bürger beiträgt, besonders die Gewerbe und den Ackerbau. Mauern, Burgen und Häfen stehen in ihrer Obhut. Auch gegen den Feind schirmt sie den Staat als Göttin kluger und geordneter Kriegsführung. In vielen Städten befand sich deshalb ihr stadtschirmendes Bild Palladion genannt. — Ihr großartigstes Standbild stand auf der Akropolis, der Burg von Athen und war von Phidias gefertigt. Das Charakteristische in der Darstellung der Göttin ist ruhiger Ernst, selbstbewußte Kraft und Klarheit des Geistes. Kopf und Blick sind etwas gesenkt, wie bei einer Sinnenden, die Stirn ist rein und klar, die Lippen sind ernst geschlossen; das Gesicht ist schmal, das Haar kunstlos längs der Stirn zurückgestrichen und fällt frei über Nacken und Rücken. Ihr ganzer Körperbau trägt mehr einen männlichen, als zartweiblichen Charakter. Stets trägt sie eine hochragende Lanze. — Sie ward als Jungfrau gedacht.

18. Und sie lenkt die Herrscherschritte[1])
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott[2]) an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heilgen Raum.[3])

Inhalt. Zugleich mit der Stadt entsteht der Staat. Auch Berg, Thal und Strom erhalten ihre Grenze, ebenso jedes einzelne Besitztum, und werden Eigentum eines Herrschers.

1) Die Herrschertritte, sie lenkt als Herrscherin die Tritte. Indem sie darüber hinschreitet, macht sie sich zur Herrscherin über das bisher freie Feld.

2) Der Grenzgott der Römer war Terminus. Unter seinem Schutz stand die Grenze. Am 23. Februar wurde ihm

das Fest der Terminalien gefeiert, an welchem die Besitzer aneinanderstoßender Grundstücke den Grenzstein bekränzten.

3) Heilig ist der Raum fortan als unverletzliches Eigentum.

19. Alle Nymphen, Oreaden,[1])
Die der schnellen Artemis[2])
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.[3])

Inhalt. Zum Bau der Stadt muß auch der Wald sein Holz hergeben.

1) Über die Nymphen und Oreaden vergleiche Klage der Ceres Strophe 1.

2) Artemis, die bei den Römern Diana hieß, ist das weibliche Gegenbild ihres Bruders Apollo, doch ist ihre Wirksamkeit weniger dem geistigen als dem natürlichen Leben zugewandt. Sie ist die Spenderin frischen, blühenden Naturlebens. Sie liebt die Tiere des Waldes; aber sie verfolgt sie auch. Von den Nymphen des Waldes begleitet, streift die Göttin jagend durch Gebirg und Wald. Wie Apollo ist auch Artemis unvermählt. — Dargestellt wird sie als schlanke, leichtfüßige Jägerin in kurzen Gewändern mit Bogen und Köcher, das Antlitz kühn und froh, dem Apollo ähnlich.

3) Da Götter die Stadt bauten, so mußte auch das Holz von Göttern beschafft werden. Zu dieser Arbeit aber fand der Dichter nur die in Wald und Gebirge lebenden Nymphen vor. Da diese freilich die Hüterinnen des freien Naturlebens sind, passen sie nicht recht als Zerstörerinnen desselben. — Doch auch Artemis liebt die Tiere des Waldes und verfolgt sie doch.

20. Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,[1])
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;[2])
Und die leichtgeschürzten Stunden[3])
Fliegen ans Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Inhalt. Zum Zweck des neu zu gründenden Staates stiftet Minerva ferner die Flußschifffahrt.

1) Der Flußgott wird dargestellt mit einem Schilfkranz um das Haupt.

2) Auf der Göttin Machtgebot. Auf das Geheiß

nicht etwa der Artemis; sondern der Minerva, die nach Strophe 17 bei Gründung des Staates dem ganzen Götterheer gebeut.

8) Auch die Horen, die gewandten Dienerinnen des Zeus, müssen helfen. Vergleiche über sie: Klage der Ceres Strophe 9, 1.

21. Auch den Meergott[1]) sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen[2])
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch, wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes,[3]) dem Behenden,[4])
Türmet er der Mauern Wall.[5])

Inhalt. Minerva läßt ihre früher ausgesprochene Absicht, feste Mauern zu gründen, nun im eigentlichen Sinne des Wortes ausführen.

1) Der Meergott, Poseidon, führte die Beinamen Erderschütterer, Felsenzertrümmerer. Er macht die Länder erbeben und zerbricht mit seinem Dreizack die Felsen. Mit Apollo baute er die Mauern von Ilion.

2) Bricht er die granitnen Säulen. „Granit ward früher für das wahre Ur- oder Grundgebirg der Erde gehalten." „Sehr eigentümlich sind die sogenannten wollsackähnlichen Blöcke, die an manchen Orten die Oberfläche granitischer Bildung bedecken. Diese abgerundeten Blöcke sind aus Bruchstücken entstanden, deren Kanten und Ecken verwittert sind, wodurch ein Kern von runder Gestalt übrig geblieben ist." Daher granitne Säulen. — Es ist in dieser Strophe auf die sogenannten neptunischen Erdbildungen hingedeutet d. h. diejenigen Gestaltungen der Erde, die durch das Wasser bewirkt sind.

3) Hermes war der Sohn des Zeus und der Maja. Ein Grundzug seines Wesens ist Klugheit und Gewandtheit in allen Verhältnissen. Er ist der Gott vieler Erfindungen und des Verkehrs, der durch List und Trug, durch Diebstahl und Meineid zum Wohlstand verhilft.

4) Der Behende wird er mit Rücksicht auf sein Heroldsamt genannt. An den Füßen trägt er geflügelte Sandalen.

Als Städtegründer wird er zwar in der Mythologie nicht bezeichnet, allein, wenn er ein Ordner und Füger in Natur- und Menschenleben heißt, so ist es immer nicht gegen seinen mythologischen Charakter, wenn er, um überhaupt den Verkehr möglich zu machen, an der Gründung der Stadt hilft. —

5) Daß Poseidon und Hermes die Mauern bauen helfen, soll offenbar die Entstehung der Meerschifffahrt und des Handels andeuten, obgleich dies nicht geradezu ausgesprochen ist.

22. Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll[1]) die Harmonie[2])
Und das holde Maß der Zeiten[3])
Und die Macht der Melodie.[4])
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen[5]) ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.[6])

Inhalt. Zum Verkehr und Handel gesellen sich nun auch die Künste.

1) Apollo tritt in dieser Strophe als Musenführer auf.

2) Die Harmonie heißt das Zusammenstimmen der Töne.

3) Das holde Maß der Zeiten: den Takt, die bestimmte, regelmäßig wechselnde Dauer der Töne.

4) Melodie: Die Verbindung einer bestimmten Anzahl von Tönen, die in ihrem Zusammenhang ein Ganzes ausmachen und das Gefühl des Angenehmen bewirken.

5) Kamönen = Musen. Bei Homer sind sie eigentlich die Göttinnen des Gesangs, die dem Dichter die Melodieen eingeben und ihn zum Gesang begeistern. Später dehnte man ihre Wirksamkeit auf alle Zweige der Künste und Wissenschaften aus und teilte einer jeden einen einzelnen Zweig derselben zu. So wurden ihrer neun: 1) Kalliope, die Göttin des epischen Gesangs, mit Wachstafeln und dem Stilus — Griffel — in der Hand; 2) Euterpe mit der Flöte, war die Muse des lyrischen Gesangs; 3) Melpomene die der Tragödie, mit Epheu im Haar und der tragischen Maske in der Hand; 4) Erato, die Muse der Liebespoesie und Mimik; 5) Polyhymnia, die Muse der Hymnen; 6) Thalia, die Muse der heitern und ländlichen Dichtkunst, der Komödie u. s. w., mit der komischen Maske, dem Hirtenstab und Epheukranz; 7) Terpsichore, die Muse des Tanzes, mit der Lyra; 8) Klio, die Muse der Geschichtsschreibung, mit der Papierrolle; 9) Urania, die Muse der Sternkunde, mit dem Globus.

6) Füget sich der Stein zum Stein geht auf den Mythus, nach welchem Amphion und sein Zwillingsbruder Zethus die Mauern Thebens bauten, wobei sich nach dem Klang der Lyra Amphions die Steine von selbst zusammenfügten.

23. Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele,[1]) und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.

Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,[2])
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festespracht.

Inhalt. Die Stadt wird vollendet, in den geschmückten Tempeln verehrt man schon die Götter.

1) Cybele oder Rhea war die Tochter des Uranus und der Gäa, welche als Mutter des Zeus, Poseidons und vieler anderer Götter des Olymps, die Göttermutter genannt ward. Sie war die Gemahlin des Kronos (Saturn). Sie war eine mystische, allerzeugende Erdgottheit, eine große lebenverbreitende Göttin der Natur. Sie unterrichtete die Menschen im Ackerbau und in der Befestigung der Städte. Darum hatte sie als Abzeichen eine Mauerkrone. Dargestellt wird sie thronend als Herrscherin. Unter der Mauerkrone wallte ein Schleier hervor. Löwen standen zur Seite ihres Thrones.

2) Ist der Wunderbau vollbracht. Wunderbau zunächst, weil er durch Götterhände vollbracht ist, dann aber auch: wunderbarer Bau; wunderbar erscheint besonders die Gründung der Stadt, des Staates, wenn man die dadurch geschaffenen Zustände mit dem frühern Urzustande vergleicht.

24. Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,[1])
Und sie führt den schönsten Hirten[2])
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus[3]) mit dem holden Knaben[4])
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Inhalt. Eine sittliche Folge des Ackerbaus ist die Stiftung der Ehe.

1) Die Götterkönigin ist Hera (römisch Juno), die älteste Tochter des Kronos und der Rhea, Schwester des Zeus, ward von ihm zu seiner Gemahlin und zur Königin der Götter erklärt, doch teilte sie seine Herrschaft nicht völlig. Als das einzige wahre Eheweib des Zeus, ist sie die Schützerin der Ehen. — Die Kunst stellte sie dar in edler, erhabener Gestalt, in reifer, blühender Schönheit, mit sanftgerundetem, ehrfurchtgebietendem Antlitz, schöner Stirn, vollem Haar, großen, weitgeöffneten Augen. — Sie trägt eine Krone, mit den Bildern der Chariten und Horen, auf dem Haupt, hält in der einen Hand den Granatapfel, in der andern ein Scepter, mit einem Kuckuk auf der Spitze. Der eheliche Schleier ist nach dem Hinterhaupt zurückgeworfen.

2) Und sie führt den schönsten Hirten. Noch sind die künftigen Bewohner der neuen Stadt Hirten. In der nächsten

Strophe erst werden sie in die Stadt eingeführt und dadurch Bürger.

3) Venus (römisch), oder Aphrodite (griechisch), ist die Göttin der Liebe und Schönheit und übertrifft alle übrigen Göttinnen an Anmut. Sie verleiht Schönheit und Glück der Liebe. „Durch die Ehe verbindet sie das Volk zur Gemeinde.“ Von der Kunst wird sie dargestellt als reizende, in voller Blüte stehende Jungfrau, mit zartem, länglichem Gesichte voll Anmut und Wonne, schmachtenden Augen und lächelndem Munde. — Die Myrte war ihr heilig.

4) Der holde Knabe ist Eros, bei den Römern Amor und Cupido genannt. Bei spätern Dichtern ist er ein schöner Knabe, dem Jünglingsalter nahe, aber noch ein Kind, voll List und Schalkheit. Mit goldnen Flügeln fliegt er umher, bewaffnet mit einem Bogen und pfeilgefüllten Köcher. Er ist ein Sohn der Venus.

25. Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter selgem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor.
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

Inhalt. Durch die Ehe ist nun der bürgerliche Verein völlig vollendet. Ceres sieht ihr Werk, die Einführung des Ackerbaus mit seinen Segnungen, gekrönt durch das sittliche Bündnis zwischen Mann und Weib und spricht feierlich die letzte Wirkung ihrer Gründung aus.

26. „Freiheit liebt das Tier der Wüste,[1])
Frei im Äther[2]) herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot,
Doch der Mensch[3]) in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte[4])
Kann er frei und mächtig sein.“

Inhalt. Es ist in dieser Strophe das Resultat der Wirkungen des Ackerbaus in dem einen Worte ausgesprochen: der Mensch ist nun ein sittliches Geschöpf.

1) Die Freiheit des Tieres ist durch ein ihm innewohnendes Gesetz gebunden, es ist nicht sittlich frei, und folgt vielmehr unbedingt dem Zwange seiner tierischen Natur.

2) Auch die Götter sind nicht sittlich frei; sondern folgen mit Notwendigkeit dem Gesetz ihrer göttlichen Natur.

3) Der Mensch indessen ist sittlich frei; denn sein Thun ist seinem Willen unterstellt und er soll, indem er im bürgerlichen Vereine lebt, der ihn schon an und für sich zur Selbstbeschränkung hinführen muß, sich selbst das Gesetz schaffen, dem er aus freiem Antriebe folgt.

4) Sitte ist die Gewohnheit eines freien, durch die Achtung seiner selbst und der andern und durch Formen ihres gemeinsamen Lebens bedingten Handelns. Nur durch die Sitte zeigt der Mensch seine Freiheit und erlangt er seine Macht. Sie ist es, die den menschlichen Verein zusammenhält.

So ist also mit der Stufe der Sittlichkeit die dritte und höchste Stufe der Entwickelung des Menschengeschlechts aus dem Zustande roher Natur zur Kultur und Civilisation erreicht.

5. Schlußstrophe, Strophe 27.

27. Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,[1])
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt![2])

Die Schlußstrophe enthält wiederum wie die erste Strophe das Lob der Ceres und indem sie noch einmal kurz zusammenfaßt, was diese für die Menschheit gethan, fordert sie zum Lobgesang der Göttin auf.

1) Soll aus jedem Auge glänzen.

2) Mutter der Welt wird sie genannt als die Schöpferin der bestehenden Zustände d. h. der menschlichen Gesellschaft.

Der Ring des Polykrates.

Einleitung.

Das Jahr 1797, in welchem Goethe unsere Literatur mit seinem meisterhaften Epos: Hermann und Dorothea bereicherte, ist dasselbe, in welchem Schiller neben einer Reihe lyrischer Gedichte die meisten seiner Balladen schrieb. Nicht minder wertvoll und unsterblich als seine Dramen sind seine Gedichte und

unter diesen wieder vorzugsweise die Balladen und Romanzen, welche ihm die Anerkennung seines Volkes für alle Zeiten sichern. Reich an allen poetischen Schönheiten, ausgezeichnet durch den Fluß und Schwung der Sprache, voll der schönsten Gedanken und der erhabensten Wahrheiten, die ein Dichter auszusprechen vermag, wurden sie vom deutschen Volke mit einem Beifall aufgenommen, wie es ihn gleich dauernd und gleich allgemein nie vor oder nach ihm einem Dichter gezollt hat.

Und dieser Beifall ist uns ein sicherer Bürge, wie trefflich und volkstümlich Schiller den Stoff zu seinen Balladen zu wählen und zu verarbeiten verstand, selbst wenn er ihn, wie im Ring des Polykrates, den Kranichen des Ibykus, in Hero und Leander und andern, aus der alten uns ganz fern liegenden Welt entlehnt. Von dem größten Interesse aber ist es, das Schaffen des Dichters zu beobachten, und es bietet uns namentlich der Ring des Polykrates (zu dem sich der Stoff bei Herodot III. Kap. 39—45 und Kap. 120—125 findet) Gelegenheit, zu betrachten, wie er das rohe Material, welches er benutzte, auf dichterische und künstlerische Weise zu verarbeiten und zu einem vollendeten Kunstwerk zu gestalten verstand. Zu gleicher Zeit werden wir bei einer solchen Vergleichung nicht unbedeutende Abweichungen in der Auffassung der Herodoteischen und Schiller'schen Darstellung finden.

Betrachten wir zunächst die Auffassung des Herodot, so finden wir sie der des Geschichtsschreibers entsprechend.

Treu historisch berichtet er zuerst, wie sich Polykrates von der Mitherrschaft seiner beiden Brüder befreite und alleiniger Herr von Samos ward, wie er Gastfreundschaft mit Amasis, dem König von Ägypten schloß und darauf mit großem Glück seine Macht über viele umliegende Inseln und Städte ausdehnte. Unter anderm führt er auch die Unterwerfung der Lesbier an. Er erzählt, daß sie dem Polykrates einen Graben um seine Stadt erbauen mußten und fährt dann fort, daß sein Freund, König Amasis von Ägypten bei der Nachricht von den Erfolgen der Waffen des Polykrates besorgt wird und ihm schreibt, auf der Hut zu sein vor dem Neid der Götter, indem er aus seiner Erfahrung hinzusetzt: daß das wahre Glück aus einem Wechsel von guten und schlimmen Zuständen bestehe. Schließlich giebt er seinem Freunde noch den wohlgemeinten Rat, durch das freiwillige Opfer eines großen Gutes diesen Wechsel von Glück und Unglück selbst herbeizuführen.

Polykrates sieht die Trefflichkeit dieses Rates ein und befolgt ihn sogleich. Er hat einen kostbaren Ring, ein Werk des Samiers Theodoros, des Sohnes des Telekles. Diesen Ring hält er für sein liebstes Gut. Er nimmt ihn, fährt hinaus auf die hohe See und wirft ihn vor den Augen des Schiffsvolkes in das Meer.

Fünf oder sechs Tage später, berichtet Herodot weiter, begehrt ein Fischer einen sehr schönen und großen Fisch, den er gefangen hat, vor den König zu bringen. Er wird vorgelassen und überreicht ihn dem Polykrates, der ihn dafür belobt und zu Gaste lädt. Hocherfreut über des Königs Huld geht der Fischer nach Hause. Die Diener aber öffnen den Fisch und finden — den Ring ihres Herrn. Frohlockend über den Fund bringen sie ihn dem Könige. Der erkennt hierin eine Fügung des Himmels, schreibt die ganze Begebenheit mit dem Ringe auf und sendet den Brief nach Ägypten. Amasis sieht daraus, daß ein Mensch den andern seinem Geschick nicht entziehen kann und daß es mit dem Polykrates wegen seines allzu großen Glückes kein gutes Ende nehmen werde. Er löst daher die Freundschaft mit ihm auf, um sich, wenn den Polykrates ein unvorhergesehenes Geschick treffe, den Schmerz über das Unglück eines Gastfreundes zu ersparen.

Im 44. und 45. Kapitel und später im 122.—125. erzählt Herodot weiteres von den Geschicken des Polykrates und nachdem er (Kap. 128) seinen Tod beschrieben, fügt er noch besonders hinzu: so endete das große Glück des Polykrates, wie es Amasis voraus verkündet hätte.

Vielfach verschieden von dieser Darstellung Herodots ist die Schillers.

Sie zerfällt in zwei Szenen, von denen eine jede nur einen Ort, eine Handlung und eine Zeit enthält und deren erste bis Strophe 13, die zweite bis zu dem Ende des Gedichts reicht.

In der ersten Szene sehen wir (Strophe 1) den Polykrates mit Amasis auf den Zinnen seines Palastes, von wo er den Blick freudig über das ihm unterworfene Samos schweifen läßt und von seinem Glück durchdrungen, von seinem Gastfreund Amasis die Anerkennung der Größe dieses Glückes verlangt. Amasis fürchtet noch Unheil von den Feinden des Polykrates (Strophe 2) und weigert sich, ihn vor ihrer Besiegung für glücklich zu erklären. Doch mitten in seiner Rede wird er von einem Boten unterbrochen, der die Besiegung der Milesier verkündet. Durch eine blutige Trophäe, das Haupt des erschlagenen Feindes, bestätigt er seine Worte und den König von Ägypten ergreift

ein Grauen. (Strophe 5). Das Glück des Freundes steigert seine Besorgnis und um so ängstlicher erinnert er den Polykrates an die Schiffe, die in den Wellen des Meeres tausend Gefahren ausgesetzt sind. Noch schildert er seinem Freunde das mögliche Unglück, als schon das Jauchzen von den Schiffen der zurückkehrenden Flotte an seine Ohren dringt und seine Befürchtungen widerlegt. Sein Erstaunen erreicht jetzt den höchsten Grad; doch noch ist es ihm unmöglich, den Gedanken an einen plötzlichen Glückswechsel aufzugeben, neues Unheil ahnt er von den Kretern (Strophe 7). Da verscheucht die Nachricht von der Besiegung des letzten Feindes (Strophe 8) auch dieses Bedenken, und länger kann er nun dem Gastfreunde (Strophe 9) das Geständnis: „Du bist vom Glücke hoch begünstigt!“ nicht mehr vorenthalten. Aber eine andere Besorgnis, die größte, die er bisher gehegt, beschleicht ihn nun, die Furcht vor dem Neide der Götter, die Furcht, daß sie einen um so unerwartetern und um so schrecklichern Glückswechsel herbeiführen werden.

Und seine Ansichten vom Neide der Götter, wie seine eignen Erfahrungen hierüber entwickelt er weiter in Strophe 10 und 11 und giebt dem Freunde das vermeintliche einzige Rettungsmittel an (Strophe 12 und 13): das Unglück selbst herbeizuführen, freiwillig sich von seinem liebsten Gute zu trennen.

Und nicht vergeblich hat Amasis seinen Freund gewarnt, Polykrates wirft, von der Wahrheit des Gehörten und von der Furcht vor dem Neide der Götter durchdrungen, einen kostbaren Ring in die Wogen des Meeres.

Hiermit, mit dem opfern des Rings, schließt die erste Szene. Die Handlung der zweiten geht am Morgen des folgenden Tags vor sich.

Ein Fischer (Strophe 14) bringt dem König einen Fisch von besonderer Schönheit und Größe zum Geschenke. Der Koch zerlegt den Fisch (Strophe 15), findet in seinen Magen den weggeworfenen Ring des Polykrates und bringt ihn seinem Herrn, dem König, erstaunt über dessen grenzenloses Glück.

Da, als Amasis sieht, daß auch sein Rat das ersehnte und die Götter versöhnende Unglück für Polykrates nicht herbeizuführen vermag, erreicht seine Furcht den höchsten Grad. Er besorgt, selbst mit in das Unglück des Gastfreundes hineingerissen zu werden und verläßt eiligst Samos. —

Unstreitig müssen wir gestehen, daß die Darstellung Schillers ungleich lebhafter und dadurch, daß er mit großer Kunst die Handlung in zwei Szenen zusammendrängte, weit effektvoller geworden ist; allein wir dürfen dabei nicht außer acht lassen, daß Herodot uns eine Geschichte, Schiller uns ein Gedicht giebt.

Der Zweck beider Darstellungen ist also schon hierin verschieden. Herodot will eine religiöse Ansicht entwickeln und begründen, er will durch das Beispiel des Polykrates belehren. Schiller dagegen stellt einen Zug des menschlichen Herzens dar und seine Absicht ist es, das Gefühl zu ergreifen.

Und dieser bei beiden Darstellern verschiedene Zweck erklärt sich aus der Verschiedenheit, mit welcher Herodot und Schiller den Vorgang zwischen Polykrates und Amasis auffassen.

Herodot sieht in der Geschichte des Polykrates ein deutliches Beispiel von dem Neide der Götter. Nach der Vorstellung der Alten war dem Menschen eine Schranke gesetzt, die er nicht überschreiten durfte, ohne den Unwillen, oder, wie Herodot es auffaßt, den Neid der Götter rege zu machen. In dem Polykrates sieht nun Herodot einen Menschen, der durch sein Glück die menschlichen Schranken überschritten und den Neid der Götter herausgefordert hat. Hiernach war es für ihn unerläßlich, das unglückliche Ende des Polykrates zu berichten.

Schiller dagegen sieht in dem Benehmen des Amasis einen eigentümlichen Zug der menschlichen Natur: das unwillkürliche Grauen, das uns beim Anblick zu großen Glückes beschleicht. Der Mensch überhebt sich leicht. Er ist im Glück in steter Gefahr. Mit der Zunahme des Glückes steigt diese Gefahr und die menschliche Besorgnis. Diese wechselseitige Steigerung stellt Schiller vortrefflich dar.

Mit dem Wiederfinden des Rings hat das Glück des Polykrates und mit diesem dessen Gefahr seinen Höhepunkt erreicht. Des Dichters Aufgabe ist daher gelöst und ein Bericht über die weitern Schicksale des Polykrates ist unnötig.

Daß die Erzählung vom Ringe des Polykrates eine tiefe Bedeutung hat, können wir schon daraus entnehmen, daß Schiller, der in der Wahl seines Stoffs stets auf das sorgfältigste zu Werke ging, sie zum Gegenstand eines Gedichtes machte. Wir erkennen es aber auch aus dem Eindruck, den sie, besonders in der Bearbeitung Schillers, auf uns ausübt. Vor allem regt sie unser Nachdenken über menschliches Glück und Unglück auf mannigfaltige Weise an und führt uns zu der wichtigen Lebensregel: das Unglück des Lebens als notwendige Beimischung unseres Glückes ruhig zu ertragen und im Glücke niemals zu vergessen, daß mit jedem Augenblick sein stolzer Bau zusammenbrechen kann.

Erklärung im einzelnen.

1. Erste Szene. Strophe 1–13.

1. Er[1]) stand auf seines Daches Zinnen,[2])
Er schaute mit vergnügten Sinnen[3])

Auf das beherrschte Samos[4]) hin.
„Dieß alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Ägyptens König.
„Gestehe, daß ich glücklich bin." —

1) Er, nämlich Polykrates. — Polykrates machte sich um das Jahr 530 v. Chr. zum Tyrannen von Samos, nachdem er den dort herrschenden Adel unterworfen hatte. Anfangs herrschte er mit seinen beiden Brüdern, die er aber beseitigte. Seine Hofhaltung war eine glänzende. Siegreich unterwarf er die meisten Inseln rings umher und herrschte völlig unumschränkt in seinem Reiche. Samos wurde durch ihn zur bedeutendsten Seemacht erhoben. Er suchte seine Macht durch Bündnisse zu befestigen, unter anderem mit Amasis, König von Ägypten. Dieser aber soll ihm aus Mißtrauen gegen sein fortwährendes Glück die Freundschaft aufgekündigt haben. Im Jahre 522 wurde Polykrates von dem persischen Satrapen Orötes nach Magnesia gelockt und auf schauderhafte Weise umgebracht.

2) Auf seines Daches Zinnen. Unter Zinnen versteht man den obersten, mit Schießscharten versehenen Teil einer Mauer oder die derartige Einfassung eines flachen Daches. — Die Zinnen des Daches sind für das Dach überhaupt gesetzt. Die Dächer der griechischen Häuser waren meist flach.

3) Er schaute mit vergnügten Sinnen. Mit Recht erinnern die Ausleger Schillers hierbei an die Stelle der Glocke:

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück.

eine Stelle, die mit den Worten schließt:

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell.

4) Samos, jetzt Samo oder Susam Adassi, eine Insel an der Küste von Lydien in Kleinasien. Sie hat 15 geographische Meilen im Umfang, einen vortrefflichen Hafen und war wegen der sogenannten samischen Steine, die zum Polieren dienten, berühmt. Die Stadt Samos lag im Süd-Osten der Insel.

5) Ägyptens König ist der oben erwähnte Amasis, welcher von 570 bis 526 regierte. Er war von niederer Geburt, schwang sich aber durch seine Schlauheit zum König empor, nachdem der frühere König Apries vom Volke wegen eines unglücklichen Feldzugs ermordet worden war. Seine Regierung war eine äußerst glückliche.

2. „Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.[1])
Doch einer[2]) lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht."

1) Die Verse 2 und 3 enthalten eine Wortversetzung: Deines Scepters Macht zwingt jetzt die Samier, die vormals deines gleichen waren. — Er hatte sich ja aus geringem Stande zum Herrscher über seine zuvor ihm gleichen Mitbürger emporgeschwungen.

2) Doch Einer. Saupe meint, unter dem einen sei ohne Zweifel der obenerwähnte Bruder des Polykrates, Namens Syloson, zu verstehen. Auch Viehoff und Götzinger halten dies für möglich. Allein dieser eine wird nach Strophe 4 getötet, während Syloson nach Polykrates Tode zur Regierung kam.

3. Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet[1]) gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen[2]) dar:
„Laß, Herr, des Opfers[3]) Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern[4]) Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!"

1) Milet war eine bedeutende Stadt in Kleinasien. Sie hatte vier Häfen, die durch die vorliegenden tragasaischen Inseln geschützt wurden. Jetzt ist das Ufer durch angeschwemmtes Land verändert.

2) Tyrann. Es ist dieser Begriff nicht immer in übler Bedeutung zu nehmen. Es gab in den griechischen Staaten eine doppelte Tyrannis verschiednen Ursprungs. Die ältere Tyrannis stützte sich auf das Bürgertum. Im Kampfe der Demokratie gegen die Aristokratie trat meist ein Demagog (Volksführer) an die Spitze des Volkes. Wußte sich nun dieser hinlänglichen Einfluß beim Volke zu verschaffen, so ward es oft gern geduldet, daß er sich zum Alleinherrscher aufwarf. Viele dieser Tyrannen zeichneten sich durch gute Rechtspflege, sowie durch Sorge für Wissenschaften und Künste aus. — Die jüngere Tyrannis entstand später, als nach Zerrüttung des Volks durch Ochlokratie (Pöbelherrschaft) einzelne Feldherren durch Söldnermacht zu Herrschern sich aufwarfen und nun, ohne das Bürgertum für sich zu haben, ohne Gesetze und Herkommen zu achten, eine völlige Willkürherrschaft ausübten. — Polykrates gehört zu den Tyrannen im besten Sinne des Wortes.

3) Opfer. Polykrates soll den Göttern ein Dankopfer bringen.

4) Muntern soviel als heitern. Das Wort wird häufig von Farben gebraucht, wenn sie lebhaft ins Auge springen.

> 4. „Getroffen sank dein Feind vom Speere;
> Mich sendet mit der frohen Märe
> Dein treuer Feldherr Polydor[1]) —"
> Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
> Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
> Ein wohlbekanntes Haupt[2]) hervor.

1) Der Sieg über den einen Feind bei Milet, sowie der über die Kreter sind nur poetische Ausführungen des Glückes des Polykrates, denen historische Thatsachen nicht zu Grunde liegen. — So ist auch Polydor ein erfundener Name.

2) Ein wohlbekanntes Haupt. Dieser Ausdruck paßte allerdings am besten auf einen Bruder des Polykrates, wenn dies historisch möglich wäre. Allein, wenn auch dieser Feind zu dem frühern Herrschergeschlecht gehörte, welches Polykrates vertrieben hatte, so waren ihm die Züge dieses Nebenbuhlers gewiß nicht minder bekannt.

> 5. Der König tritt zurück mit Grauen:
> „Doch warn' ich Dich, dem Glück zu trauen,"
> Versetzt er mit besorgtem Blick.
> „Bedenk, auf ungetreuen Wellen —
> Wie leicht kann sie[1]) der Sturm zerschellen —
> Schwimmt deiner Flotte[2]) zweifelnd Glück."

1) Sie, nämlich die Flotte.

2) Deiner Flotte. Haben wir an eine Kriegs- oder Handels-Flotte zu denken? Wir sind der Ansicht, daß nur eine Kriegsflotte gemeint sein kann. Das ganze Glück des Polykrates wird als im Werden begriffen dargestellt. Die Unterwerfung der Inseln, die Herodot berichtet, war also wohl auch noch nicht vollendet, wie das ja auch in Strophe 7 bestätigt wird. War aber Polykrates noch mitten im Kampf um die Erweiterung seiner Macht begriffen, so konnte seine Flotte auch nur zu Kriegszwecken dienen.

> 6. Und eh' er noch das Wort gesprochen,[1])
> Hat ihn der Jubel unterbrochen,[2])
> Der von der Reede[3]) jauchzend schallt.
> Mit fremden Schätzen reich beladen,
> Kehrt zu den heimischen Gestaden
> Der Schiffe mastenreicher Wald.

1) Und eh' er noch das Wort gesprochen. Ehe er noch damit fertig ist, das neue Bedenken auszuführen, ehe er noch ausgeredet hat.

2) Hat ihn der Jubel unterbrochen. Viehoff meint man dürfe es hier mit der poetischen Wahrscheinlichkeit nicht zu genau nehmen. Auf ihrem freien Standpunkte habe den Beiden das Herannahen der Flotte nicht unbemerkt bleiben können und habe schon früher, als bei der Landung ihre Aufmerksamkeit erregen müssen. — Wir müssen uns also die beiden Männer so in ihr Gespräch vertieft denken, daß sie auf die Vorgänge auf dem Meere wenig achteten.

Die zweite Hälfte der Strophe: „mit fremden Schätzen reich beladen u. s. w." haben wir uns dann nicht völlig gleichzeitig mit den ersten drei Versen der Strophe zu denken. Der Jubel verkündet das Auftauchen der Flotte, aber es vergeht einige Zeit bis sie wirklich eingelaufen ist.

3) Reede ist eine Gegend im Meere unweit des Ufers, wo ausgerüstete Schiffe zur Abfahrt bereit und angekommene sicher vor Anker liegen.

7. Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter[1]) waffenkundge Schaaren
Bedrängen Dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand."

1) Kreter. Kreta, jetzt Kandia, die größte unter den griechischen Inseln, 190 Quadrat-Meilen groß, 35 Meilen lang, zwischen 9 und $1^1/_2$ Meilen breit. In der Mitte liegt der Berg Ida. Die Hauptstadt war Knossos, einst Residenz des Minos, mit dem Labyrinth. Durch seine günstige Lage hatte Kreta eine bedeutende Seemacht.

8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht mans von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen „Sieg![1])
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

1) Sieg. Das Wort Sieg ist aufgefallen; da doch nicht von einer Seeschlacht; sondern von einer Zerstreuung der feindlichen Flotte durch Sturm die Rede ist. Allein einesteils waren die Kreter wirklich besiegt, wenn auch durch eine Naturmacht, anderenteils ist auch das etwas Auffallende des Wortes durch die Worte: „vorbei, geendet ist der Krieg!" beseitigt.

9. Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:[1])
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch," spricht er, „zittr' ich für Dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil."

1) Mit Entsetzen. Man bemerke die Steigerung. Strophe 5 heißt es: versetzt er mit besorgtem Blick; Strophe 6 der königliche Gast erstaunet; Strophe 9 das hört der Gastfreund mit Entsetzen und endlich Strophe 16: Hier wendet sich der Gast mit Grausen. — Die Worte der Strophe 5: der König tritt zurück mit Grauen können sich demnach nur auf den Anblick des blutigen Hauptes beziehen, und nicht etwa auf die Furcht vor dem Neide der Götter, die zu der Zeit einen solchen Grad noch nicht erreicht haben konnte.

10. „Auch mir ist alles wohlgeraten,[1])
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld!
Doch hatt' ich einen teuern Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld."[2])

1) Alles wohlgeraten. Die Regierung des Amasis war, wie schon oben bemerkt ist, eine sehr glückliche.

2) Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld. Nach der Ansicht des Amasis hat der Mensch dem Schicksal gleichsam einen Tribut zu zahlen. Die Beimischung des Unglücks zum Glück ist nach seiner Überzeugung eine so durchaus notwendige, daß derjenige, dem noch kein Unfall begegnet ist, damit gewissermaßen einen Rückstand zu entrichten, eine Schuld zu bezahlen hat.

11. Drum willst Du Dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden[2])
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun."

1) Leid ist hier fast ein beschönigender, mildernder Ausdruck, denn während das Wort einen hohen Grad des Unglücks nicht ausdrückt, soll es im Gegensatz zu einem freiwillig übernommenen geringen Schmerz den höchsten Grad des Unglücks bezeichnen.

2) Noch keinen sah ich fröhlich enden. Mit den Worten verhält es sich wie mit dem Worte Leid in Vers 1. Im Briefe des Amasis heißt es: Denn noch von keinem habe ich gehört, der nicht zuletzt ein klägliches Ende genommen, wenn ihm alles wohlgelang.

12. „Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen

Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"[1])

1) Amasis rät in dieser Strophe dem Polykrates, die Schuld, von der er Strophe 10 gesprochen, freiwillig abzutragen, da die Götter sie nicht einfordern.

13. Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut,[1])
Ihn will ich den Erinnen[2]) weihen
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

1) Mein höchstes Gut. Es erscheint auffallend, daß ein Siegelring das höchste Gut eines Königs sein soll und es ist viel darüber gestritten, wie das zu erklären sei. Herodot sagt über den Ring: „Er hatte einen Siegelring, den er zu tragen pflegte, in Gold gefaßt, von Smaragdstein, ein Werk des Theodoros von Samos." Der Wert des Ringes bestand wohl zum Teil in dem geschnittenen Smaragd, zumal damals die Steinschneidekunst noch eine kaum beginnende, äußerst seltene war. Dann mochte Polykrates um so mehr stolz darauf sein, als er ihm ein Zeichen war, wie weit die Kunst auf der von ihm beherrschten Insel gekommen sei. Endlich aber finden wir den Wert des Rings auch durch die Worte erklärt: den er zu tragen pflegte. Ein Gegenstand kann, selbst, wenn er von geringem materiellen Werte ist, dadurch, daß wir ihn lange gebraucht und uns daran gewöhnt haben, so wertvoll für uns werden, daß wir ihn nur äußerst ungern entbehren.

2) Erinnen. Vergleiche über die Erynnien: Kraniche des Ibykus Strophe 15, 6. — — Polykrates nennt die Erynnien, die Rachegöttinnen über jeden Frevel gegen die Götter, weil er sich dieselben als die Werkzeuge denkt, deren sich die Götter bedienten, um ihn wegen seines allzugroßen Gückes zu strafen.

2. Zweite Szene. Strophe 14—16.

14. Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring ich ihn."

Mit dieser Strophe beginnt die zweite Szene, die nicht mehr auf der Zinne des Palastes, sondern im Innern desselben spielt.

15. Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hoch erstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,

Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!“[1])

1) Die Worte: o, ohne Grenzen ist dein Glück! führen die letzte Katastrophe herbei.

16. Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;[1])
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“[2])
Und sprachs und schiffte schnell sich ein.

1) Daß die Götter das Verderben des Polykrates wollen, schließt Amasis daraus, daß sie das freiwillige Opfer desselben nicht annehmen.

2) Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben. Herodot giebt den Grund seines Hinwegeilens anders an. Amasis sagt sich, nach ihm, von Polykrates los, „damit nicht, wenn ein arges Geschick über ihn komme, dies auch ihm in der Seele wehe thue, als um einen Gastfreund.“ Dies Motiv ist offenbar schwach. War seine Freundschaft für Polykrates eine wahre, so mußte ihn das Unglück desselben auch dann noch schmerzen, wenn die Bande der Gastfreundschaft abgebrochen waren.

Es hätte dieser Grund bei Schiller auch deshalb durchaus nicht gepaßt, weil nach ihm die Angst des Amasis gradweise auf einen solchen Gipfel gestiegen ist, daß er nunmehr ein alsbaldiges und furchtbares Eintreffen des Unglücks erwarten muß und nur in sofortiger Flucht Beruhigung findet. Ihn faßt ein Grauen im Hause dieses unheimlich Glücklichen.

Die Kraniche des Ibykus.

Einleitung.

Diesem Gedichte, welches in jeder Beziehung zu den vollendetsten Erzeugnissen unserer deutschen Litteratur gehört und in Schönheit der Sprache, wie in unvergleichlicher Malerei der Szenen vielleicht nur von Schillers Taucher übertroffen und von Goethes Ballade „der Fischer“ erreicht wird, liegt eine uns von mehreren Seiten überlieferte Sage zu Grunde. Mit Recht vermutet Hoffmeister, daß Schiller wohl durch die Lektüre seines

Lieblingsschriftstellers Plutarch sie kennen gelernt habe. Dieser erzählt nämlich in einer Abhandlung „über die Geschwätzigkeit" Folgendes: „Als die Mörder des Ibykus im Theater saßen und Kraniche darüber hinflogen, flüsterten sie einander lachend zu: „Da sind die Rächer des Ibykus!" Die daneben Sitzenden hörten die Worte und da Ibykus schon lange verschwunden war und gesucht wurde, so wurden sie aufmerksam und meldeten das Gehörte der Obrigkeit. So überführt, wurden jene hingerichtet, zwar nicht von den Kranichen bestraft; sondern von ihrer eignen Schwatzhaftigkeit als von einer Erynnis oder Strafgöttin veranlaßt, den Mord herauszusagen." —

Das ist der Stoff, wie ihn Schiller vorfand, „die rohe Fabel," wie er selbst in einem Briefe an Goethe ihn nannte. Alles übrige ist in unserm Gedichte teils eigne Erfindung Schillers, teils ist es aus Bemerkungen und Andeutungen Goethes hervorgegangen.

Was ist nun der dem Gedichte zu Grunde liegende Gedanke? — Walker hat eine ganze Abhandlung über die Kraniche des Ibykus geschrieben. Er führt darin eine Reihe von Sagen an, die den tief im Volke wurzelnden Glauben an die Entdeckung jedes Mordes beurkunden. Er erwähnt in dieser Beziehung die Erzählung von den Raben des heiligen Meinrad, in welcher durch Raben, ganz ähnlich wie bei Ibykus durch Kraniche, die Entdeckung der Mörder bewirkt wird.

Auf jenen Volksglauben weist auch das in der Grimmschen Sammlung erzählte und von Chamisso poetisch dargestellte Märchen hin: „Die Sonne bringt es an den Tag."

Wir erinnern in Bezug auf jenen Volksglauben auch an die früher im Volke ganz allgemein verbreitete Meinung, daß der Körper des Gemordeten in Gegenwart des Mörders wieder zu bluten anfange und so der Frevel aufgehellt werde.

Diesem Volksglauben gehört auch die Geschichte des Ibykus an, und indem Schiller diesen Stoff behandelte, wollte er somit auch den ihm zu Grunde liegenden Gedanken darstellen, nämlich: D a s g e h e i m n i s v o l l e W a l t e n d e r s t r a f e n d e n g ö t t l i c h e n G e r e c h t i g k e i t.

Schiller selbst mag es, falls er überhaupt einem bestimmten Gedanken bewußten Ausdruck geben wollte, näher gelegen haben, die Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust darzustellen, wie es Humboldt und die feinsten Ausleger auffassen.

Einteilung.

Das Gedicht zerfällt in drei Teile:
1) Strophe 1— 6. Der Mord des Sängers.
2) Strophe 7—11. Die Kunde des Mords.
3) Strophe 11—23. Des Mords Entdeckung.

Erklärung im einzelnen.

1. Der Mord des Sängers. Strophe 1—6.

1. Zum Kampf der Wagen und Gesänge,[1]
Der auf Korinthus' Landesenge[2])
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus,[3]) der Götterfreund.[4])
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund[5]) Apoll;
So wandert' er an leichtem Stabe[6])
Aus Rhegium,[7]) des Gottes voll.[8])

1) Zu den Veranstaltungen, die dazu dienten, in den zerstreuten Stämmen der Griechen das Bewußtsein der innern Einheit und des gemeinsamen Nationalcharakters zu befestigen und wach zu erhalten, gehörten vorzugsweise die heiligen Festspiele, zu denen besonders die olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen zu zählen sind. Nach den olympischen Spielen, die in Olympia, einer Gegend der Landschaft Elis gefeiert wurden, waren am bedeutendsten die isthmischen. Sie wurden jedes zweite Jahr in der Nähe eines Tempels des Poseidon, in einem heiligen Fichtenhain abgehalten. Die Festspiele hatten drei Hauptteile: 1) den gymnischen, 2) den ritterlichen, und 3) den musikalischen Wettkampf.

Zu dem ersten gehörte das Wettlaufen, der Ring- und Faustkampf; zu dem zweiten das Wettrennen mit dem Viergespann und das Reiter-Rennen und zum dritten Wettkampf Vorträge von Gedichten und musikalische Aufführungen.

Den Vorsitz bei den Spielen hatten gewählte Kampfrichter. Eine unermeßliche Menschenmenge, welche aus dem ganzen Lande zusammenströmte, pflegte sich dazu einzufinden.

Dem Sieger wurde kein andrer Preis, als ein Kranz, der bei den isthmischen Spielen lange aus Eppich und erst nach der Zerstörung Korinths (146 v. Chr.) aus Fichtenlaube bestand. Außer dem Kranz wurde noch die Palme gereicht.

Sieger in einem jener Kämpfe zu sein, galt für die höchste irdische Ehre, deren Glanz auch auf die Vaterstadt überstrahlte.

2) Korinthus' Landesenge, ist der sogenannte Isthmus von Korinth, nach dem die isthmischen Spiele, die dort gefeiert wurden, den Namen hatten.

Korinth war die Hauptstadt der Landschaft Korinthia, welche zum Teil auf dem Isthmus lag. Es war eine der mächtigsten und volkreichsten Städte in Hellas mit 300,000 Einwohnern. Ihre Lage war zwischen zwei Meeren eine vorzügliche. — 146 v. Chr. zerstörte Mummius die Stadt. Cäsar baute sie wieder auf. Jetzt wohnen kaum hundert Menschen auf ihren Trümmern.

3) Ibykus war ein lyrischer Dichter aus Rhegium in Unter-Italien. Er lebte um 520 v. Chr und führte ein wechselvolles Künstlerleben, an den Höfen kunstliebender Tyrannen. Man hat noch Bruchstücke von seinen Liedern. In seinen Gedichten giebt sich eine seltene Glut der Leidenschaft kund.

4) Der Götterfreund. In Vers 8 ist namentlich ein Gott genannt, dem er befreundet war; die Sänger galten jedoch im Altertum überhaupt als den Göttern näher stehend, denn andere Menschen.

5) Der Lieder süßen Mund ist nähere Erklärung der Worte: des Gesanges Gabe. Unbildlich verstehen wir unter: „der Lieder süßen Mund“ die Fähigkeit, in süßen, lieblichen Liedern Gefühle auszusprechen.

6) An leichtem Stabe. Damit ist angedeutet, daß er als echter, fahrender Sänger nicht mit vielem Gepäck beschwert war.

7) So wandert er — — aus Rhegium. Er wandert fröhlich aus der Heimat fort. Von der weiten Reise bis Korinth wird weiter nichts gesagt; die 2. Strophe setzt ein, als er schon die Burg von Korinth vor sich liegen sieht.

8) Des Gottes voll, nämlich des Apollo. Apoll, zubenannt Phöbus, war der Gott der Dichtkunst, des Gesangs und des Saitenspiels.

Er ward dargestellt als schöngelockter, kräftiger Jüngling mit stolzen, klaren Zügen. Die berühmteste Statue, die von ihm erhalten ist, ist der Apoll von Belvedere im Vatikan zu Rom.

Des Gottes voll, ganz begeistert von den Gaben des Apollo. Der Ausdruck ist vorzüglich kurz und treffend gleich als ob Apollo ganz in ihm gelebt hätte.

2. Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth[1]) des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons[2]) Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.

Nichts regt sich um ihn her;[3]) nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

1) Akrokorinth, ein Bergkegel im Süden der Stadt Korinth, mit der Burg, 2800 Fuß hoch.

2) Poseidon, ein Bruder des Zeus, war der Gott des Meeres, dessen Beherrscher er genannt wird, ebenso wie der der übrigen Meergötter.

Wenn er mit seinen stürmenden Rossen über das Meer fährt, so glättet es sich zur stillen Fläche; wenn er mit dem Dreizack hineinstößt, so erheben sich brausend die Wogen. Er war es, der mit seinem grimmigen Zorn den Odysseus verfolgte und ihn viele Jahre nicht nach der ersehnten Heimat gelangen ließ. — Dargestellt wurde er wie Zeus, nur mit trotzigern Mienen. Heilig war ihm das Roß und die Fichte.

Ihm zu Ehren wurden jedes dritte Jahr die isthmischen Spiele gefeiert.

3) Nichts regt sich um ihn her. — Sehr schön ist die Waldesstille geschildert, die den Wandrer um so mehr mit Schauern der Ehrfurcht erfüllt, als sie die Heiligkeit des Ortes zu bekunden scheint. — Gerade, daß nichts Lebendes um ihn sich regt, leitet sehr passend zu dem einzig Lebenden über ihm, zu den Kranichen über, wie überhaupt die Übergänge in diesem Gedicht sämtlich äußerst natürlich und ungezwungen sind.

3. „Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,[1])
Die mir zur See[2]) Begleiter waren!
Zum guten Zeichen[3]) nehm' ich Euch;
Mein Los, es ist dem Euren gleich.
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach —
Sei uns[4]) der Gastliche[5]) gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

1) Befreundte Scharen. Sie waren, wie der folgende Vers sagt, mit Ibykus gereist, und eine gemeinsame Reise schließt aneinander.

2) Zur See u. s. w. Er kam von Rhegium in Unteritalien, hatte also auch eine Seereise gemacht.

3) Zum guten Zeichen. Bei den Griechen, wie bei den Römern, spielten die Zeichen-Orakel eine wichtige Rolle. Diese Zeichen wurden teils künstlich aufgesucht, wie dies beim Beschauen der Eingeweide des Opfertieres der Fall war, teils waren sie natürliche. Zu diesen letztern gehörten besonders die Er-

scheinungen am Himmel, namentlich das Erscheinen großer Vögel, die als Boten des Zeus angesehn wurden. — Warum war das Erscheinen der Kraniche dem Ibykus gerade ein günstiges Zeichen? — Meist lag die Deutung ganz in der Willkür, ob man dem Zeichen rasch eine günstige oder übele Bedeutung zuschrieb. Dann aber konnte auch der Augenblick des Erscheinens dem Ibykus eine gute Vorbedeutung sein; als solche galt z. B. das Erscheinen von Vögeln nach dem Gebete oder in einem feierlichen Augenblick, und „fromme Schauer“ erfüllten den Sänger ja eben beim Eintritt in den heiligen Hain. Die Römer hatten besondere Priester, die Augurn, zur Deutung des Vogelflugs. Diese saßen mit dem Antlitz nach Süden gerichtet; kamen nun die Vögel zur Linken, der Seite des Ostens, des Lichts, so war dies glückverheißend; kamen sie zur Rechten, so bedeutete es Unglück.

4) Uns? Auch die Kraniche suchen eine gastliche Stätte, wo man sie ungestört nisten läßt.

5) Der Gastliche kann unmöglich der Gastfreund in Korinth sein. Was sollte dann „uns“! — den Kranichen und dem Ibykus, der von dem Fremdling wehrt die Schmach — was hätte das für einen Sinn? Es ist Zeus und der Gastliche ist nur Übersetzung seines griechischen Beinamens Xenios.

4. Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem[1]) Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leyer[2]) zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt[3]).

1) Gedrang ist ein mundartliches Wort und heißt: eng, zusammengedrängt.

2) Leyer oder Lyra. Sie war ein gewöhnlich mit sieben Saiten versehenes Instrument. Die beiden gebogenen Enden der Lyra liefen unten zusammen, waren aber oben wie Hörner wieder auseinandergebogen. Ueber einen Resonanzboden waren sie nicht gespannt. Beim Spielen wurden sie mit einem Stäbchen aus feinem Holz, Elfenbein oder Metall, welches Plektron genannt wurde, angeschlagen.

3) Nie des Bogens Kraft gespannt. Es ist hier die Redefigur gebraucht, welche Schiller oft anwendet: die Synekdoche, d. h. die bloße Andeutung des eigentlichen Begriffes, indem man einen Teil desselben für das Ganze setzt, hier also das Bogenspannen für kriegerische Übungen überhaupt. Der

Dichter will darum nicht gerade von der Verteidigung mit dem Bogen reden, sondern von der Verteidigung überhaupt.

5. Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,[1])
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

1) Wie weit er auch die Stimme schickt. Die Stimme wird hier als Botin betrachtet, die Ibykus nach Helfern ausschickt.

6. Und schwer getroffen sinkt er nieder.
Da rauscht der Kraniche Gefieder,[1])
Er hört,[2]) schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von Euch, Ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben."
Er ruft es, und sein Auge bricht.

1) Bei den Kranichen, die er rauschen hört, brauchen wir nicht an dieselben zu denken, welche in Strophe 2 erwähnt sind.

2) Er hört u. s. w. Bekanntlich lassen die Kraniche auf ihrer Wandrung unaufhörlich ihr häßliches Geschrei erschallen.

2. Die Kunde des Mords. Strophe 7—10.

7. Der nackte[1]) Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,[2])
Erkennt der Gastfreund[3]) in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt[4]) von seines Ruhmes Glanz!"

1) Nackt: völlig geplündert, selbst der Kleider beraubt.

2) Der Satz: „obgleich entstellt von Wunden" kann sich nach den Regeln der Grammatik nur auf den Gastfreund (im nächsten Vers) beziehen, während das Partizip hier auf „die Züge" gehen soll.

3) Das Gastrecht war in Griechenland Sache der Religion und heilig. Schon in den ältesten Zeiten bestand dort die Einrichtung der Gastfreundschaft. Es war dies eine Übereinkunft zwischen einzelnen aus verschiednen Provinzen oder

Städten, vermöge deren jedes Familienglied der Verbundenen von der andern Seite jeder Zeit gastlich aufgenommen und geschützt wurde.

4) Bestrahlt u. s. w. Wenn der Ruhm des Siegers auch auf seine Vaterstadt überstrahlte, so natürlich auch auf den Gastfreund desselben.

8. Und jammernd hörens alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste:[1])
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen[2])
Das Volk, es fordert seine Wut,
Zu rächen[4]) des Erschlagnen Manen,[3])
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

1) Bei Poseidons Feste, bei den isthmischen Spielen.

2) Ein Prytane wurde eigentlich ein jeder Vorsteher, namentlich der Vorsteher eines Kollegs genannt. Zuweilen hieß auch der Inhaber der obersten Regierungsgewalt so, den athenischen Archonten, d. h. den Vorstehern nach Abschaffung der Königswürde, vergleichbar.

3) Manen wurden die Seelen der Verstorbenen genannt. Sie werden als Götter verehrt und ihnen Spenden dargebracht. Ihr Wohnort war die Unterwelt.

4) Zu rächen u. s. w. Die Stellung wäre in Prosa: des Erschlagnen Manen zu rächen (und), zu sühnen mit des Mörders Blut. — Götzinger bemerkt hierzu: man sagt wohl ein Verbrechen sühnen; aber nicht den Beleidigten sühnen. Dagegen wenden wir ein, daß der Ausdruck: die Manen sühnen, versöhnen ein sehr gewöhnlicher bei den Alten ist. Es soll ihnen statt der gewöhnlichen Spenden eine Spende von Blut dargebracht werden. Unzweifelhaft hat Schiller bei diesen Worten an die obenerwähnten Sühne-Spenden gedacht.

9. Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,[1])
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios[2]) vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

1) Gelocket von der Spiele Pracht müßte sich grammatisch auf das Subjekt, auf „die Spur" beziehen, während es hier auf der „Völker flutendes Gedränge" gehen soll.

2) Helios (Sol), der Sonnengott. Morgens steigt er im Osten empor aus der Bucht des Okeanos. Des Tags führt er den glänzenden Sonnenwagen mit den feuerschnaubenden Rossen am Himmel her. Abends senkt er sich in den Westen des Ozeans. Nachts fährt er in goldenem Kahne um die Nordhälfte der Erde zum Osten zurück.

Helios dringt mit seinen Strahlen ins Verborgenste. Daher ward er bei Eidschwüren angerufen.

10. Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater[1]) drängt.

1) Das griechische Theater hatte drei Teile: 1) den Zuschauer-Raum, 2) die Orchestra, 3) die Bühne. Der Zuschauer-Raum bestand aus Reihen von Sitzen, welche halbkreisförmig in terrassenartigem Aufsteigen aufgebaut waren. Zuweilen waren es dieser Reihen von Sitzen so viele, daß sie durch Gänge von einander geschieden waren und mehrere Stockwerke bildeten.

Im untersten oder innersten Kreis der Zuschauer-Sitze wurde ein Viereck gezeichnet, das mit seinen Ecken den Kreis berührte. Dieser Raum, in dessen Mitte sich ein Altar befand, der wahrscheinlich nur an den Festen des Bacchus (Dionysos) benutzt wurde, hieß die Orchestra. Dieselbe lag 10 bis 12 Fuß tiefer, als die Bühne.

Die Bühne berührte mit ihrer Vorderseite den innersten Kreis. Sie war mehr lang, als breit. Proscenium war der Name derselben, während mit dem Worte Scene die hintere, mit Dekorationen versehene Bühnenwand bezeichnet wurde. Die Bühne ruhte auf einer Mauer, deren Vorderseite ganz sichtbar und mit Bildsäulen geschmückt war.

Das ganze Theater, das in größern Städten zwanzig bis dreißig tausend Zuschauer faßte, war oben offen. Gegen die Sonne schützte man sich durch breitkrämpige Hüte. Bei eintretendem Regen flüchtete man in die meist ans Theater sich anschließenden Säulenhallen.

3. Des Mords Entdeckung. Strophe 11–23.

11. Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen[1]) —

Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

1) Es brechen fast der Bühne Stützen. Der Dichter hat sich hier einen hölzernen Theaterbau gedacht, vergleiche Strophe 12: von dem Schaugerüste. Gewöhnlich aber waren die Theatersitze am Abhange eines Berges in den Felsen gehauen.

Wir sind mit dieser Strophe unmerklich in das Innere des Theaters versetzt.

12. Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus' Stadt,[1]) von Aulis' Strand,
Von Phocis,[3]) vom Spartanerland,[4])
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln[5]) kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste[6])
Des Chores[7]) grauser Melodie.

1) Theseus' Stadt ist Athen. Hier wurde Theseus vorzugsweise verehrt; denn er galt den Athenern als Ordner und Begründer ihres Staates.

2) Aulis war eine Stadt am Euripus in Böotien, berühmt als Sammelplatz der in den trojanischen Krieg ziehenden Flotte der Hellenen.

3) Phocis war eine Landschaft des mittleren Griechenlands mit dem Parnaß. Sie war namentlich durch das delphische Orakel berühmt, in dessen Nähe die pythischen Spiele gefeiert wurden.

4) Das Spartanerland ist Lakonien, eine Landschaft im Süd-Osten des Peloponnes. Zur Zeit ihrer Blüte hatte sie 200,000 Einwohner. Sparta oder Lacedämon war die Hauptstadt.

5) Von allen Inseln. Von den Cycladen (Delos, Naxos, Paros u. s. w.), den Sporaden (Skyros, Thera u. s. w.), von Euböa, Kreta, Lemnos, Imbros, Thasos u. s. f.

6) Das Schaugerüst ist das Gerüst, auf dem die Sitze der Zuschauer befestigt waren.

7) Der Chor bestand in der griechischen Tragödie und Komödie aus einer bestimmten Anzahl von Schauspielern, die als teilnehmende Zeugen der Handlung beiwohnten. In der Tragödie waren es 15, in der Komödie 24 Personen. Dieselben standen mit den Personen der Handlung in irgend einer Beziehung und

begleiteten frei von Leidenschaft, ruhig und überlegt, bald ratend, bald tröstend, bald warnend die Handlung auf der Bühne, indem sie bestimmte Ruhepunkte durch Gesang und Tanz ausfüllten. — Schiller sagt über die Bestimmung des Chors (in der Einleitung zur Braut von Messina): „Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Gegenwärtiges und Zukünftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen.“

13. Der, streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,[1])
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber![2])
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber[3])
Hoch über Menschliches hinaus.

1) Hervortritt aus dem Hintergrund. Wo stand der Chor? Wo kam er her? — Zwischen der Orchestra, die, wie oben erwähnt ist, zehn bis zwölf Fuß tiefer, als die Bühne lag, und der Bühne wurde ein Bretterboden etwas tiefer, als die Bühne gelegt. Das war die Orchestra in engerem Sinne, auf welcher der Chor auftrat. Er gelangte hierhin durch dieselben, zwischen Zuschauer-Raum und Bühne liegenden Eingänge, durch welche die Zuschauer eintraten.

2) So schreiten keine ird'schen Weiber. Der Chor von Schauspielern, welcher auftritt, stellt die Eumeniden dar. Einen solchen Furien-Chor läßt Äschylus in seinen „Eumeniden“ auftreten.

3) Das Riesenmaß der Leiber. Wir haben hier an eine künstliche Vorrichtung zu denken, wodurch die Gestalten des Chors erhöht wurden. Schiller hat wohl dabei den Kothurn gemeint, eine Art hoher Schuhe, die Äschylus einführte, um den Schauspielern ein übermenschliches Ansehen zu geben, obwohl dies ein, freilich sehr verzeihlicher, Anachronismus wäre, da diese Einführung später, als die Ermordung des Ibykus stattfand. Aber die Eumeniden werden hier ganz eigentlich geschildert (vergleiche namentlich Strophe 14) und auf die Darstellung durch die Schauspieler weiter nicht Rücksicht genommen. So sah sie doch die Phantasie der Griechen (vergleiche Strophe 19 Anmerkung 1).

14. Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut.

Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche blähn.[1])

1) Äschylus, der Vater der griechischen Tragödie, ließ die Furien als häßliche, alte Weiber, mit Schlangenhaaren, blutigen Augen, gefletschten Zähnen, in langen schwarzen Gewändern mit blutrotem Gürtel darstellen.

15. Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus[1]) Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen[2]) Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leyer Klang:[3])

1) Hymnus ist eigentlich ein Loblied auf die Götter. Hier ist es für einen feierlichen Gesang überhaupt gebraucht.

2) Erinnyen oder Eumeniden, lateinisch: Furien. Sie stammen aus dem Erebos, dem untersten Teil der Unterwelt und sind Rächerinnen jeden Frevels vor allem über die Verletzung der Bande des Blutes. Ihr Gesang wird als wahnsinnbringend geschildert, und mit ihm verfolgen sie den Frevler, wie ein gehetztes Wild. Später werden drei genannt: 1) Alekto (die nie Ruhende); 2) Tisiphone (Rächerin des Mords); 3) Megära (die Feindliche).

3) Der liebliche Klang der Lyra vertrug sich nicht mit den grausenerregenden Gesängen der Furien.

16. „Wohl dem,[1]) der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,[2])
Das furchtbare Geschlecht der Nacht."

1) In den Strophen 16 und 17 wird der Inhalt des Gesangs gegeben, den der Chor der Eumeniden anstimmt.

2) Wir heften uns u. s. w. unmittelbar folgen wir ihm auf den Fersen.

17. „Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt[1]) sind wir da, die Schlingen[2])
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.

So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,[3]
Und geben ihn auch dort nicht frei."

1) Geflügelt, hier bildlich: rasch, als ob wir flögen.
2) Die Schlingen ist wieder bildlich zu nehmen. Sie verstricken durch Angst des Frevlers Füße.
3) Bis zu den Schatten, bis in die Unterwelt, vergleiche über die Schatten: Klage der Ceres Strophe 5, 3.

18. So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemessnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.[1])

1) Verschwinden sie u. s. w. Gewöhnlich blieb der Chor während der ganzen Handlung auf der Orchestra. Zuweilen jedoch wie im Ajax des Sophokles trat er auch ab und erschien wieder.

19. Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust[1]) und bebet,
Und huldiget der furcht'barn Macht,[2])
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunklen Knäuel flicht,[3])
Dem tiefen Herzen sich verkündet,[4])
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

1) Noch zweifelnd jede Brust. Die Darstellung des Eumenidenchors ist so ausgeführt, daß die Täuschung vollständig ist und die Zuhörer zweifeln, ob sie ein Schauspiel oder Wahrheit gesehen haben.
2) Der Macht der Eumeniden zunächst, zugleich aber, da diese nur Werkzeuge der göttlichen Vergeltung sind, dieser selbst.
3) Des Schicksals dunklen Knäuel flicht. Gleichwie oft ein Knäul Garn vielfach verschlungen und verwickelt ist, so daß er unentwirrbar scheint, bis er sich unter geschickter Hand dennoch löst, so sind auch die Schicksale der Menschen oft so verworren, daß sie der höhern Leitung zu entbehren scheinen, bis doch zuletzt alles sich von einer höhern Macht gelenkt erweist und die scheinbar unterliegende Tugend siegt, während das schon triumphierende Laster gerichtet wird.
4) Dem tiefen Herzen u. s. w. Im Innersten des menschlichen Herzens lebt die Gewißheit einer gerechten, höhern,

göttlichen Vergeltung, wenn auch das menschliche Auge ihre verborgnen Wege nicht zu erkennen und zu begreifen vermag.

20. Da hört man auf den höchsten Stufen[1])
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh' da, sieh' da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —[2])
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichtem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

1) Über die höchsten Stufen schreibt Schiller an Goethe (am 7. September 1797): „Da ich ihn (den Rufer) oben sitzend annehme, wo das gemeine Volk seinen Platz hat, so kann er erstlich die Kraniche früher sehen, ehe sie über die Mitte des Theaters schweben; dadurch gewinn' ich, daß der Ausruf der wirklichen Erscheinung der Kraniche vorhergehen kann, worauf hier viel ankommt, und daß die wirkliche Erscheinung derselben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, daß ihn das ganze Haus schreien hört, wenn gleich nicht alle seine Worte verstehen."

2) Was hat den Mörder zu dem Ausruf Vers 3 und 4 gebracht? Hören wir, was Schiller selbst von des Mörders Gemütsverfassung in dem oben erwähnten Briefe schreibt: „— Der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht. Aber es hat ihn an seine That und also auch an das, was dabei vorgekommen, erinnert, sein Gemüt ist davon ergriffen, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblick ihn überraschen, er ist ein roher, dummer Mensch, über den der augenblickliche Eindruck eine erschreckende Gewalt hat, der laute unbedachte Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich."

Wenn nach obigem also die Macht der Musik und des Schauspiels nicht der Grundgedanke des Gedichtes ist, so ist sie doch ein äußerst wirksames Nebenmoment. Der Chor der Eumeniden war es, der das ganze Volk in die rechte Stimmung versetzte, die Entdeckung als das aufzufassen, was sie war: nämlich als eine Fügung der göttlichen Strafgerechtigkeit. Der Chor hat auch die Wirkung gehabt, daß er jenes feierliche Schweigen hervorbrachte, in welches der laute Ausruf um so auffallender schallen mußte. So treffend demnach das Auftreten des Chors von Schiller eingeflochten ist, und so sehr das ganze Gedicht darin gipfelt, so ist es doch übertrieben, wenn ein Ausleger sagt: „ohne die dramatische Aufführung wäre es zu der geschilderten Katastrophe nicht gekommen."

21. „Des Ibykus!“ — der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? Den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem, was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“

Ebenso malerisch wie die Waldeinsamkeit (Strophe 2), der Schmerz des Volkes (Strophe 8), der Zudrang zum Theater (Strophe 10 u. 11), endlich der Eumeniden-Chor und seine Wirkung geschildert ist, ebenso malerisch ist in dieser Strophe die Wirkung jenes Ausrufs, der gleich einem Blitzstrahl zündet, erzählt.

22. Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

„Das ist der Eumeniden Macht!“ das ist die Hand der göttlichen Vergeltung. Des Dichters Kunst hilft den frommen Dichter so rächen.

23. Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene[1]) wird zum Tribunal,[2])
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.[3])

1) Scene hier für das Theater überhaupt. Das Gericht wird, um das Volk zu befriedigen, im Theater gehalten, wo die Versammelten Zuhörer sein können.

2) Tribunal: Gerichtshof.

3) Von der Rache wessen? — Von dem Urteil des Gesetzes, das die göttliche Strafgerechtigkeit zu ihrem Werkzeug wählt. — Die Mörder werden verurteilt. —

Kassandra.

Einleitung.

Kassandra, die schönste Tochter des Priamus, war Priesterin des Apollo. Sie hatte sich während der Zerstörung Trojas in den Tempel der Athene geflüchtet, ward aber von dem Bilde der Göttin hinweggerissen und dem Agamemnon als Beute gegeben. Dieser nahm sie mit nach Mycenä, wo sie von Klytemnästra ermordet wurde.

Von Apollo hatte sie gegen das Versprechen, seine Liebe zu erwidern, die Gabe der Weissagung erhalten. Da sie aber nicht Wort hielt, strafte sie der beleidigte Gott dadurch, daß niemand ihren Worten Glauben schenkte. Als sie daher bei der Ankunft der Helena und später während des trojanischen Krieges das Unglück der Stadt und ihrer Bewohner voraussagte, ward sie als Rasende verhöhnt. —

Der Gedanke des Gedichts ist in den Worten der Strophe 11 ausgesprochen: **Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt**, das heißt, wer behielte noch Lebensfreude und die Fähigkeit harmlosen Genusses der Gegenwart, der den furchtbaren Ernst des Lebens kennt und die kommenden Leiden voraussieht. Dieser Gedanke ist in dem Los Kassandras dargestellt, der es gegeben war, in des Lebens tiefste Tiefen hineinzublicken, und die deshalb, während andere in unbefangener Freude glücklich sind, allen Schmerz vorausempfand, den des Lebens Wechsel und Unbestand hervorruft. Fassen wir nun diesen Gedanken des Gedichtes etwas weiter, so führt er die Wahrheit aus: es ist ein Glück für den Menschen, daß ihm die Zukunft verhüllt ist und thöricht ist das Verlangen, sie ergründen zu wollen.

Einteilung.

Obwohl sich das Gedicht nicht in streng geschiedene Abteilungen zerlegen läßt, so kann man doch drei Teile unterscheiden und zwar:

1) Die geschichtliche Einleitung in Strophe 1—3.

2) Das Selbstgespräch der Kassandra in Strophe 4—14.
3) Die Erfüllung ihrer Voraussicht in Strophe 15.

Erklärung im einzelnen.

1. Geschichtliche Einleitung.

1. Freude war in Trojas Hallen,[1]
Eh' die hohe Feste[2]) fiel,
Jubelhymnen[3]) hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel;
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,[4])
Weil der herrliche Pelide[5])
Priams schöne Tochter[6]) freit.

1) Freude war in Trojas Hallen. Nach der nachhomerischen Sage kam Achill, indem er sich mit Polyxena, der Tochter des Priamus, vermählen und zu den Troern übergehen wollte, in den Tempel des Apollo zu Thymbra und ward dort von Paris getötet.

Die Handlung des Gedichtes bewegt sich in der Zeit, in welcher das Hochzeitsfest seinen Anfang nimmt und schließt mit dem Augenblick, wo die Ermordung Achills durch Paris im Tempel geschah und wilder Lärm daraus hervordrang.

2) Die hohe Feste ist Pergamum. Eh' die hohe Feste fiel, ehe also Troja erobert war; denn mit der Burg fiel zugleich die Stadt.

3) Jubelhymnen. Der Hymnus war ein Loblied auf die Götter, das von einem am Altar stehenden oder tanzenden Chor zur Zither gesungen wurde.

4) Von dem thränenvollen Streit. Von dem Kampf mit den Griechen, der schon so viele schmerzlich beweinte Tote gekostet hatte und noch täglich vor den Mauern Ilions seine Opfer forderte.

5) Der herrliche Pelide. Achill, der Sohn des Peleus.

6) Priams schöne Tochter, Polyxena ist gemeint. Nach der bereits erwähnten Sage sollen die Griechen, als sie von Troja heimkehrten, an der thracischen Küste die Polyxena geopfert haben, weil der Schatten Achills sie als Sühne für seinen Tod gefordert habe.

2. Und geschmückt mit Lorbeerreisern,[1])
Festlich wallet[2]) Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häusern,[3])
Zu des Thymbriers[4]) Altar.
Dumpferbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,[5])
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine[6]) traur'ge Brust.

1) Mit Lorbeerreisern. Der Lorbeer war dem Apollo heilig, zu dessen Tempel man eilte.

2) Festlich wallet. Wallen bedeutet: sich wellenförmig bewegen, dann besonders in frommer Andacht zu heiligen Orten ziehen. Hier geht es auf die dichten Scharen, die wie ein wogendes Meer sich zu dem Tempel drängen.

3) Zu der Götter heil'gen Häusern. Zu den Tempeln, in welchen die Bildsäulen der Götter stehen, und in welchen die Götter wohnend gedacht wurden, wie wir ja auch die Kirche als „Gotteshaus" bezeichnen.

4) Zu des Thymbriers Altar. Apollo hatte in Thymbra, einer alten, frühverschwundenen Stadt in der Nähe Trojas einen Tempel und hieß davon der Thymbrier. Der Sage nach fand die Vermählung Achills in Thymbra statt. Schiller läßt es mit seiner Bezeichnung frei, ob wir uns denken wollen, der Zug habe sich nach Thymbra bewegt, oder ob wir an einen Altar des Thymbriers mitten in Troja denken wollen.

5) „Bacchant'sche Lust soviel als: zügellose, unbegrenzte Lust. Über Bacchus und bacchantisch vergleiche „Pompeji und Herculanum" Vers 31.

6) War nur eine traur'ge Brust, nämlich die der Kassandra, wie die folgende Strophe zeigt.

3. Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungesellig[1]) und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhain.[3])
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,[4])
Und sie warf die Priesterbinde[5])
Zu der Erde zürnend hin:

1) Freudlos in der Freuden Fülle, ohne Freude, inmitten des Jubels, der rings um sie herrschte.

2) Ungesellig, den Umgang andrer meidend.

3) Apollos Lorbeerhain ist der dem Apollo heilige Hain bei Troja.

4) Die Seherin, ist Kassandra, der die Gabe verliehen war, in die Zukunft zu sehen.

5) Die Priesterin ist wiederum Kassandra. Die Priester und Wahrsager trugen gewöhnlich weiße Binden um die Stirn, als Abzeichen ihrer Würde.

2. Selbstgespräch der Kassandra. Strophe 4—14.

4. „Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern[1]) hoffen,
Und die Schwester[2]) steht geschmückt.

Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,[3])
Und geflügelt[4]) diesen Mauern,
Seh' ich das Verderben nahn."[5])

1) Die alten Eltern sind Priamus und seine Gemahlin Hekuba.

2) Die Schwester ist Polyxena, die als Braut des Achill geschmückt ist.

3) Mich flieht der süße Wahn. In welchem Wahn d. h. in welcher irrigen Meinung stehen ihre Eltern und ihre Schwester sowie die Bevölkerung Trojas? — In dem Irrtum, es werde wirklich die Hochzeit stattfinden und freudige Folgen haben, da ja damit der Hauptfeind Achilles, zum Freunde werden müsse. — Mich flieht: mich berückt diese süße Hoffnung nicht.

4) Und geflügelt, gleichsam mit Flügeln versehen, also in größter Eile.

5) Seh' ich das Verderben nahn. Welches Verderben sie meint, sagt sie selber in der Enthüllung ihres Gesichtes in den nächsten Strophen.

5. „Eine Fackel[1]) seh ich[2]) glühen,
Aber nicht in Hymens[3]) Hand;
Nach den Wolken[4]) seh' ichs ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich[5]) froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör ich schon des Gottes Schreiten,[6])
Der sie jammervoll zerreißt."

1) Eine Fackel, die Brandfackel nämlich, die später in die Häuser Trojas geschleudert wurde, sieht sie schon im voraus. Auch könnten wir darunter den Brand ganz Trojas verstehen, das gleichsam zu einer einzigen, lohenden Fackel geworden ist.

2) Seh' ich. Das „seh' ich" geht hier auf die Voraussicht. welche ihr verliehen ist. Das Zukünftige steht vor ihrem geistigen Auge.

3) Hymen war der Gott der Ehe. Er war ein Freund und Begleiter des Eros, des Gottes der Liebe. Die Kunst stellt ihn dar als einen geflügelten Knaben, mit der Brautfackel und dem Hochzeitsschleier in der Rechten.

4) Nach den Wolken seh' ichs ziehen. Das unbestimmte „es" bringt hier dieselbe Wirkung hervor, wie die häufige Anwendung dieses Wörtchens im Taucher.

5) Feste seh' ich. Hier ist das Sehen nicht mehr das prophetische wie im Vers 1; sondern das wirkliche Schauen mit leiblichen Augen. Sie sieht, wie man sich zum Hochzeitsfeste der Polyxena rüstet.

6) Des Gottes Schreiten. Sie sieht schon im Geiste den donnernden Ares, den Kriegsgott, der von neuem zum Kampfe reizt und die Feste des Friedens zerstört.

6. „Und sie schelten[1]) meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste[2]) tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,[3])
Pythischer,[4]) du arger Gott!“

1) Und sie schelten u. s. w. Die ungläubigen Trojaner schmähen sie ob ihrer für unwahr gehaltenen düstern Voraussagungen, mit denen sie die herrschende Freude stört.

2) Wüste: hier nicht die unangebaute, sondern eine menschenleere Gegend.

3) Schweres hast du mir beschieden. Weshalb ihr Apollo dies schwere Los auferlegte, ist in der Einleitung gesagt. Wohl mit Absicht deutet Schiller nicht auf den Grund ihres Unglücks hin, weil es dadurch verschuldet und also weniger bemitleidenswert erscheinen würde.

4) Pythisch wird Apollo genannt; weil Delphi oder Pytho seine vornehmste Weissagestätte war.

7. „Dein[1]) Orakel[2]) zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden,[3])
Mit dem aufgeschloßnen Sinn?[4])
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.“

1) Vers 1 und 2 enthalten eine Stellung der Satzteile, die von der regelmäßigen abweicht (Inversion.) Vers 1 ist ein Nebensatz, abhängig von dem Fragesatz in Vers 2 und 3. — „Warum warfest du mich, um dein Orakel zu verkünden, in die Stadt u. s. w.“

2) Orakel steht hier für Orakelspruch.

Allgemein war bei den alten Völkern der Glaube verbreitet, durch gewisse Mittel die Zukunft ergründen zu können. Auf mannigfache Weise meinte man sie zu erfahren, sei es durch Träume, sei es durch die Beschaffenheit der Opfertiere oder aber durch die Aussprüche, die an bestimmten Orten durch die Priester eines bestimmten Gottes, meist des Apollo, den Fragenden gegeben wurden. Es waren geheimnisvolle, meist doppelsinnige Aussprüche, die dem Gott zugeschrieben wurden.

Kassandra, die Priesterin Apollos, wird von dem Geiste des Gottes, wenn er über sie kommt und ihr die Bilder der Zukunft enthüllt, gezwungen zu reden, auch wenn sie niemand hören will.

3) Ewig blind nennt Kassandra die übrigen Menschen, die stets in der Gegenwart befangen selbst die nächste Zukunft nicht sehen.

4) Mit dem aufgeschloßnen, der Zukunft erschlossenen, offenen Sinn.

5) Das Gefürchtete muß nahn. Offenbar ist die Verbindung mit dem Vorhergehenden diese: es ist ganz unnütz, ein Leid vorher zu sehen, das man doch nicht ändern kann; denn was einmal verhängt ist, das muß geschehen, eben weil es verhängt ist. Kassandra kann in gleicher Weise fortfahren: Das Gefürchtete, d. h., was ich einmal fürchte, das muß geschehen und zwar deshalb muß es geschehen, weil ihre Befürchtung auf der untrüglichen Eingebung des Apollo beruht.

8. „Frommts,[1]) den Schleier aufzuheben,[2])
Wo das nahe Schrecknis droht?[3])
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.[4])
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug den blut'gen Schein![5])
Schrecklich ist es,[6]) deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein."

1) Frommts? Nützt es etwas?

2) Den Schleier aufzuheben, nämlich den Schleier, der über die Zukunft gebreitet ist, oder allgemeiner: den Schleier, der dem Sterblichen die Wahrheit verhüllt.

3) Wo das nahe Schrecknis droht. Kassandra kann es angesichts des nahenden Schreckniſses für unnütz erklären, die Zukunft zu enthüllen. Sie hat dies ja an sich selbst erfahren, da man ihr keinen Glauben schenkt. Ihre Sehergabe bürgt ihr dafür, daß das, was sie nahen sieht, auch unabwendbar ist. Sie spricht hier nicht einen allgemeinen Satz aus, das thut sie erst in den folgenden beiden Versen, sie spricht vielmehr mit bestimmter Beziehung auf ihre Erfahrung.

4) Nur der Irrtum ist das Leben u. s. w. Was ist der Sinn dieses widersinnigen Ausspruchs? Um die beiden Verse zu erklären, müssen wir uns nur in die Lage versetzen, in welcher Kassandra sich befand. Sie sieht die allgemeine Freude, die auf der Erwartung froher, glücklicher Tage beruht und weiß doch, daß alle, die sich dieser frohen Hoffnung hingeben, sich irren; denn statt Freude harrt ihrer Schrecken und Unglück; sie sind glücklich in ihrem süßen Wahn. Kassandra allein, welche

die nahe, schreckensvolle Zukunft kennt, empfindet schon jetzt alles Grauen des Todes. — Fassen wir nun den Ausspruch allgemeiner im Hinblick nicht auf diesen einzelnen, sondern auf die zahllosen ähnlichen Fälle des menschlichen Lebens, so lautet er: „Der Mensch soll sich seiner Blindheit freuen, statt sich den hellen Blick in die Zukunft zu wünschen," oder: „glücklich ist der Mensch nur so lange, als ihm im frohen Genuß des Augenblicks die immer drohende Zukunft verborgen ist," oder: „glücklich ist nur, wer in trügerischer Hoffnung dahinlebt; wer den Ernst des Lebens erkannt hat, dessen Herz ist einer vollen, harmlosen Freude nicht mehr fähig."

5) Den blut'gen Schein, das Bild der blutigen Schrecken, die sie im Geiste schon jetzt sieht.

6) Schrecklich ist es u. s. w. Es ist schrecklich, als Sterbliche im Besitz einer Erkenntnis zu sein, wie sie nur die Götter ertragen können.

9. „Meine Blindheit[1]) gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn![2])
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.[3])
Zukunft[4]) hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,[5])
Nahmst der Stunde[6]) fröhlich Leben —
Nimm dein falsch Geschenk zurück!"[7])

1) Meine Blindheit, die Blindheit, die mein war, ehe ich deine Sehergabe hatte.

2) Den fröhlich dunkeln Sinn. Den Sinn, der durch Unkenntnis des Nahenden froh sein konnte.

3) Seit ich deine Stimme bin, seit du durch mich redest, seit du durch meinen Mund die Zukunft verkündest.

4) Zukunft u. s. w. — Die Zukunft ist ihr gegeben, sie braucht sie nicht zu erwarten; sondern hat sie, indem sie dieselbe gegenwärtig schaut.

5) Den Augenblick hat sie nicht mehr, weil sie sich seiner nicht mehr freuen kann.

6) Nahmst der Stunde u. s. w. Wiederholung des Gedankens im vorigen Vers. Das fröhliche Leben der Stunde ist ihr genommen, sie kann sich nicht mehr der Gegenwart freuen.

7) Nimm dein falsch Geschenk zurück. Weshalb ist die Gabe der Weissagung ein falsch Geschenk? — Weil sie ein kostbares, glückbringendes Geschenk zu sein schien und statt dessen eine unheilvolle, alle Freude raubende Gabe ist.

10. „Nimmer mit dem Schmuck der Bräute[1])
Kränzt ich mir das duft'ge Haar,[2])

Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.[3])
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz,
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz."

1) Der Schmuck der Bräute: der Myrtenkranz.

2) Das duft'ge Haar: das Haar pflegte besonders bei festlichen Gelegenheiten mit wohlriechenden Ölen gesalbt zu werden.

3) An dem traurigen Altar. Die meisten Ausgaben haben: an dem blutigen Altar. Traurig oder blutig nennt sie ihn, weil er mit dem Blute der Opfertiere befleckt wird. Ihre Sehergabe, ihr Priestertum ist ihr so verleidet, daß sie alles, auch den Altar der Götter im ungünstigsten Lichte sieht.

4) Jede herbe Not der Meinen. Die Not der Ihren traf schon lange, bevor sie eintrat, ihr ahnendes Herz.

11. „Fröhlich seh' ich die Gespielen,[1])
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen;
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint[2]) der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!"[3])

1) Fröhlich seh' ich u. s. w. Vom Gedanken an die trübe Vergangenheit geht sie wieder zur Gegenwart und ihren Qualen über. — Ihre Gefährtinnen rüsten sich zum beginnenden Feste.

2) Mir erscheint u. s. w. Selbst der Frühling, der in allen Lebenden frohe Hoffnungen weckt, kann ihr Herz nicht zur Freude stimmen.

3) Die Verse 7 und 8 wiederholen in anderer Weise den Gedanken der Verse 3 und 4 der Strophe 8. — Wer das Leben nicht oberflächlich betrachtet; sondern sich mit ahnendem Geiste in die Geschicke versenkt, die es stündlich bringen kann, dem ist die Lebensfreude verkümmert. Es verrät dies Wort eine Ansicht vom menschlichen Leben, wie sie den Dichter selten verließ, und welche zur Folge hatte, daß Schiller sich selten der Freude hingeben konnte, ohne inmitten ihres Genusses von den ernstesten und wehmütigsten Gedanken ergriffen zu werden.

12. „Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn,[1])
Denn den Besten der Hellenen[2])
Hofft sie bräutlich zu umfahn.

Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch, Himmlische dort oben,
Neidet[3]) sie in ihrem Traum."

1) In des Herzens trunknem Wahn. Trunken in uneigentlicher Bedeutung heißt: durch heftige Empfindungen in den Zustand dunkler, verworrener Begriffe versetzt. Die Süßigkeit ihres Irrtums ist so groß, daß ihr Herz trunken davon ist.

2) Denn den Besten der Hellenen: Achilles wird von Homer immer als der erste und vorzüglichste der griechischen Helden dargestellt.

3) Neidet, das einfache Zeitwort statt des abgeleiteten, hier: neiden statt beneiden, wird von Schiller oft gebraucht.

4) Traum, wie oben: Irrtum, Wahn. Die Hochzeitsfreude der Polyxena ist ein Traum, weil sie nicht zur Wirklichkeit werden soll.

13. „Und auch ich hab ihn[1]) gesehen,
Den das Herz[2]) verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung[3]) ziehn;
Doch es tritt[4]) ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn."

1) Hab ihn gesehen, statt: hab den gesehen, welchen das Herz u. s. w. — Wie Polyxena, sagt Kassandra, sei auch sie von Liebe zu einem Manne erfüllt. Es warben um sie Othrioneus und Koröbus. Nach Virgil war es der letztere, dem sie ihr Herz geschenkt hatte und der bei der Eroberung Trojas für sie in den Tod ging.

2) Den das Herz u. s. w., für: den ich liebe.

3) In die heimische Wohnung ziehn. In die Wohnung des Gatten, die dann auch ihr eine Heimat würde.

4) Doch es tritt u. s. w. Ein stygscher Schatten ist der Schatten eines der Unterwelt Entstiegenen. Zwischen das Bild des lebenden Geliebten, das sie mit dem Auge der Liebe sieht, tritt in ihrem prophetischen Geiste der Schatten des gefallenen Koröbus, indem so das Bild des Toten die Lebenden trennt. — Sie sieht also auch den eignen Geliebten schon tot und weiß, daß auch ihr kein Glück erblühen wird.

14. „Ihre bleichen Larven[1]) alle
Sendet mir Proserpina,[2])
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.

In der Jugend frohe Spiele[3])
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle![4])
Nimmer kann ich fröhlich sein."

1) Larven wurden bei den Römern die bösen Geister verstorbener Menschen genannt, die als schreckhafte Spukgestalten die Lebenden ängstigten. In weiterem Sinne wurden damit auch die Seelen Verstorbener überhaupt bezeichnet.

2) Proserpina, die Beherrscherin der Unterwelt, läßt sie jetzt schon die Schatten derer sehen, die noch leben, und in dieser entsetzlichen Voraussicht sieht sie alle ihre Lieben und Volksgenossen, die im Kampf um Troja noch fallen werden, schon jetzt als bleiche, wesenlose Schatten.

3) In der Jugend frohe Spiele: nicht, als ob sie diese Spiele selbst noch mitmachte. Sie sieht die Gespenster sich in den Reigen ihrer jugendlichen Gespielen mischen.

4) Die Schatten der Toten zwischen den Lebenden: das ist das entsetzliche Gewühle.

15. Und den Mordstahl seh ich blinken[1])
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken[2])
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt[3])
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land."[4])

1) Und den Mordstahl u. s. w. Auch ihr eigner Tod steht schon vor dem Auge ihres Geistes. Sie ward von Klytämnestra ermordet.

2) Die Flucht hilft nichts; denn unablässig stehn die Bilder vor ihrer Seele.

3) Unverwandt: ohne mich abwenden zu können.

4) In dem fremden Land: in Mycenä, in Griechenland.

3. Erfüllung der Voraussicht.

16. Und noch hallen[1]) ihre Worte —
Horch! da dringt verworrner Ton[2])
Fernher[3]) aus des Tempels Pforte:
Tot lag Thetis großer Sohn![4])
Eris[5]) schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter[6]) fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.[7])

1) Und noch hallen u. s. w. Sie hat ihre Worte kaum ausgesprochen.

2) Verworrner Ton: der verworrene Lärm, der nach der Ermordung des Achill sich erhebt.

3) Fernher: Kassandra war ja weit hinweg geflohen von dem Gewühle der Lust.

4) Thetis großer Sohn ist Achilles, der Sohn des Peleus und der Meergöttin Thetis.

5) Eris, die Göttin der Zwietracht, des Kampfs und des Streites. Sie ist die Begleiterin des Ares (Mars) und voll unersättlicher Blutgier. Sie ist die Tochter der Nacht, die Mutter der Mühsal, des Hungers, des Haders, des Trugs u. s. w. Statt des Haares hingen ihr Schlangen um das Haupt.

6) Alle Götter u. s. w. Selbst die Götter, die am ganzen Kampfe den lebhaftesten Anteil nehmen und deshalb wohl auch bei diesem wichtigen Ereignis zugegen waren, fliehen entsetzt über die Schandthat des Paris, der den Achilles im Tempel tötete.

7) Ein schweres Gewitter zieht sich über Ilion zusammen. Mögen auch wirklich Gewitterwolken, die der Donnerer Zeus gesandt, gemeint sein, so giebt doch der bildliche Sinn, der auf das drohende Unglück deutet, diesem Schlußgemälde eine schauerliche Größe.

Die Bürgschaft.

Quelle des Gedichtes.

Die Erzählung, welche der Bürgschaft zu Grunde liegt, wird von verschiedenen Schriftstellern verschieden wiedergegeben. Bei dem einen heißen die Freunde Möros und Selinuntius, bei dem andern Damon und Phintias. Die Quelle, aus welcher Schiller geschöpft hat, ist das Fabelbuch des Hygin. Wir geben seine Erzählung, wie sich Schiller dieselbe auf ein Quartblatt verzeichnet hat:*)

„Als in Sizilien der höchst grausame Tyrann Dionys herrschte und seine Unterthanen qualvoll hinrichten ließ, entschloß sich Möros den Tyrannen zu töten. Die Trabanten aber, die hiervon Kunde erhalten hatten, überraschten ihn und führten ihn, bewaffnet, wie er war, zum König. Im Verhör gestand er, daß

*) Fr. von Schillers Denkwürdigkeiten u. s. w. geordnet von A. Diezmann. Leipzig 1854. S. 338. —

seine Absicht gewesen sei, den König zu töten, und dieser befahl, ihn ans Kreuz zu schlagen. Da erbat sich Möros von ihm einen Urlaub von drei Tagen, um seine Schwester zu verheiraten und versprach dem Tyrannen, seinen Freund und Genossen Selinuntius als Bürgen dafür zu stellen, daß er am dritten Tage zurückkäme. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verheiratung der Schwester, eröffnete aber dem Selinuntius, wenn Möres nicht auf den Tag zurückkomme, müsse er die Strafe leiden, Möros aber sei frei. Als dieser nun nach der Verheiratung seiner Schwester zurückkehren wollte, wuchs der Strom von plötzlichem Ungewitter und Regen geschwellt, so sehr an, daß er glaubte, weder durchwaten noch durchschwimmen zu können. Er setzte sich daher ans Ufer und fing an zu weinen, daß sein Freund für ihn sterben mußte. Der Tyrann aber befahl inzwischen, den Selinuntius zu kreuzigen, da schon 6 Stunden des dritten Tags vorüber wären. Selinuntius entgegnete, der Tag sei noch nicht abgelaufen. Als aber neun Stunden verflossen waren, ließ der König den Selinuntius zu dem Kreuze führen. In diesem Augenblick, holte Möros, der endlich mit Mühe den Strom überwältigt hatte, den Henker ein und rief schon von weitem: „Halt ein, Henker! Da bin ich, für den er gebürgt hat!“ Der Vorfall wurde schnell dem König hinterbracht, dieser ließ beide vor sich führen, bat sie, daß sie ihn in ihre Freundschaft aufnehmen möchten und schenkte dem Möros das Leben!“

Gedanke des Gedichtes.

Der dem Gedicht zu Grunde liegende Gedanke ist die Darstellung der Freundestreue und damit der Liebe und Treue überhaupt. Nach diesem Gedanken hat Schiller den Stoff künstlerisch erweitert, indem er zu dem einen, in der überlieferten Erzählung gegebenen Hindernis, dem Anschwellen des Stromes, noch zwei weitere, die Räuber und die Gefahr des Verschmachtens hinzufügte. Wie leicht hätte Möros bei solchen Hemmnissen sein Ausbleiben entschuldigen und sein Leben retten können; aber ihm steht nur das Ziel vor Augen: den Freund, der für ihn gebürgt hat, nicht sterben zu lassen.

Einteilung.

Die Bürgschaft zerfällt in drei Teile.

1) Der Vorgang bei Dionys. Strophe 1—4.
2) Die Reise. Strophe 5—17.
3) Die Ankunft. Strophe 18—20.

Erklärung im einzelnen.

1. Der Vorgang bei Dionys. Strophe 1—4.

1) Zu Dionys[1]), dem Tyrannen,[2]) schlich,
Möros den Dolch im Gewande:
Ihn schlugen die Häscher[3]) in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich. —
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen!“ —

1) Schiller meint den ältern Dionys.

Dieser Dionys hatte sich durch List und Tapferkeit vom Kriegshauptmann zum Feldherrn und bald darauf durch eine Leibwache von Söldnern zum Tyrannen von Syrakus emporgeschwungen. Nach und nach wußte er sich alle sizilianischen Städte zu unterwerfen, deren Einwohner er großenteils hinwegführte und durch Söldnerscharen ersetzte.

Sein Charakter wird als grausam und argwöhnisch dargestellt. Er lebte in beständiger Furcht vor den Bürgern, deren er so viele unglücklich gemacht hatte. Um einem Höfling, Namens Damokles, die Angst zu veranschaulichen, von der er selbst stets gepeinigt wurde, ließ er einst über dessen Haupt ein Schwert an einem Pferdehaar aufhängen. Daher das sprichwörtliche Damoklesschwert. Dionys liebte es, als Künstler und Dichter zu gelten, erntete aber nur verdienten Spott. Im Jahre 367 v. Chr. starb er an einem Schlaftrunk, den ihm Dionysius der Jüngere hatte reichen lassen.

2) Häscher ist noch an manchen Orten der Name für Gerichtsbote, Gerichtsdiener.

3) Entgegnet, er tritt ihm mit dem Wort entgegen.

4) „Die Stadt vom Tyrannen befreien“ sind natürlich Worte des Möros, auf welche im nächsten Vers die Antwort des Tyrannen folgt.

2. „Ich bin,“ spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten[1]) gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

1) Dem Gatten d. h. dem, der ihr Gatte werden soll.

3. Da lächelt der König mit arger List[1])
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,

Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

1) Worin besteht die arge List? — Er, der keinem Menschen traut, freut sich, Gelegenheit zu haben, nun die Freundestreue als leeren Wahn zu erweisen. Die List ist um so verfänglicher, als er für den Fall seines längern Ausbleibens Möros Straffreiheit zusichert.

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du[2]) dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

1) Das frevelnde Streben nennt Möros seine Absicht, den Tyrannen zu ermorden, weil es als Freventhat gestraft werden soll.

2) Möros setzt stillschweigend voraus, daß der Freund einen solchen Liebesdienst ihm erweisen wird; deshalb fragt er nicht, ob er damit einverstanden sei, bittet auch nicht lange, sondern fordert ihn einfach dazu auf.

2. Die Rückkehr. Strophe 5—17.

5. Und schweigend[1]) umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,[2])
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

1) Auch bei ihm bedarf es nicht vieler Worte. Es versteht sich bei seiner Freundschaft von selbst, daß er die Bürgschaft übernimmt.

2) Ehe das dritte Morgenrot scheint: mit diesen Worten ist die Zeit des Sonnenaufgangs als Zeit der Abreise angegeben. Wir werden weiter unten sehen, wie genau alle Tageszeiten des dritten Tages: Mittag, Nachmittag, Dämmerung, Abend und Nacht angegeben sind.

6. Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,[1])
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

1) Es könnte auffallen, wie in der kurzen Zeit, welche Möros zu seiner Reise braucht, der Strom so anschwellen kann. Allein in dieser Strophe ist das rasche Steigen des Wassers völlig motivirt. Es ist ein Bergwasser, das von zahlreichen Quellen und Bächlein genährt wird. Bekanntlich wachsen solche Bergströme äußerst rasch.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,[1])
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

1) Dem Ausdruck: „die Stimme schicket" liegt das Bild zu Grunde, als ob die Stimme ein Bote sei, den Möros aussendet.

8. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus[1]) erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne,[2]) und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."[3])

1) Hier ist die *zweite* Zeit des dritten Tags, die Zeit des *Mittags* angegeben.
2) Mir erbleichen: für mich erbleichen, für mich und an meiner Statt sterben.

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut,
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott[1]) hat Erbarmen.

1) Es ist unentschieden gelassen, ob Zeus, oder ein anderer, vielleicht der Flußgott ihm Hilfe bringt.

10. Und gewinnt das Ufer[1]) und eilet fort
Und danket[2]) dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet[3]) Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

1) *Gewinnen*, wird häufig in der Bedeutung: von gehen, fahren, reiten, an einen Ort gelangen u. s. w., gebraucht.

2) Vor allem eilt er weiter und dankt im Forteilen dem rettenden Gotte, den er in der vorhergehenden Strophe knieend um seinen Schutz angerufen hatte.

3) Schnauben wird von verschiednen heftigen Gemütsbewegungen, hier von der wilden Raub- und Mordlust gebraucht.

11. „Was wollt Ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!"
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.[1])

1) Es könnte auffallen, daß Möros allein den Kampf mit so vielen beginnt, und daß er solchen Erfolg hat. Allein es ist bekannt, daß Zustände größter Aufgeregtheit auch außergewöhnliche Kräfte verleihen.

12. Und die Sonne versendet glühenden Brand,[1])
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,[2])
Und der Freund mir, der liebende sterben!"

1) Wir finden in diesem Vers die dritte Zeitangabe: es ist Nachmittag geworden.

2) Goethe bemerkt zu dieser und der folgenden Strophe: „In der Bürgschaft möchte es physiologisch nicht ganz zu passieren sein, daß einer, der sich an einem regnichten Tage aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet, kommt der Phantasie und der Gemütsstimmung der Durst hier nicht ganz recht." Allein „verschmachten" heißt hier nicht lediglich vor Durst umkommen, sondern in weiterer Bedeutung auch von Hitze, Ermüdung und Entkräftung aufgerieben werden. Nichts nötigt uns, bei der Darstellung des Dichters blos an Durst und nicht auch an die allgemeine Einwirkung der Sonnenhitze zu denken, die in Sizilien zur Sommerszeit, auch nach einem am Morgen vorausgegangenen Unwetter Nachmittags einen außerordentlichen Grad erreicht.

13. Und horch! da sprudelt es silberhell,[1])
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,

Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.[2])

1) Es ist hierbei nicht etwa an ein Wunder zu denken. Die Quelle war schon da, jetzt aber hört er sie erst, als er sich mit allen Kräften nach einer Erquickung umsieht.

2) Auch hier ist nicht blos an das Löschen des Durstes zu denken, obgleich es auffällt, daß Goethes poetisches Gefühl an dessen Befriedigung so sehr Anstoß nahm.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün[1])
Und malt auf den glänzenden Matten[2])
Der Bäume gigantische Schatten;[3])
Und zwei Wandrer[4]) sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,[5])
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen."

1) „Der Zweige Grün" deutet die Sommerszeit in Verbindung mit dem glühenden Sonnenbrand bestimmt genug an.

2) Matte, Grasland: hier die Rasendecke des Waldes, die von den letzten Sonnenstrahlen erglänzt.

3) Die drei ersten Verse der Strophe enthalten die vierte Zeitangabe: es ist Abend. Wenn nämlich die Schatten der Bäume schon riesenhaft sind, so muß die Sonne bereits tief am Himmel stehen. — Gigantisch ist ein griechisches Wort und heißt: riesengroß.

4) Die zwei Wandrer lenken unsere Aufmerksamkeit einerseits auf das, was unterdessen in Syrakus vorgeht; andrerseits steigern sie noch die Eile des Möros.

5) „Fliehn" steht hier natürlich in seiner eigentlichsten Bedeutung: „sich rasch von einem Orte entfernen," ohne den Nebenbegriff der Furcht.

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da schimmern in Abendrots Strahlen[1])
Von ferne die Zinnen von Syrakus,[2])
Und entgegen kommt ihm Philostratus,[3])
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter!

1) Fünfte Zeitangabe: Die Sonne ist dem Untergang nahe: der Abend ist hereingebrochen. Mit vollster Absicht bemerkt der Dichter das Weiterrücken des Tages so oft, um uns die Angst des eilenden Möros zu vergegenwärtigen, der all diese Zeichen sicherlich in ängstlicher Spannung beobachtet.

2) Syrakus, die größte und reichste Stadt Siziliens an der Ostküste der Insel, damals der Sitz des Tyrannen Dionysius.

3) Philostratus, sein Diener, begegnet ihm. Wahrscheinlich hat er sich in der Absicht auf den Weg begeben, um seinen Herrn zu warnen, in die Stadt zu kommen, in welcher man sich bereitet, den Freund ans Kreuz zu schlagen.

16. „Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigne Leben![1])
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er[2])
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen[3]) Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

1) Philostratus nimmt an, daß der Tyrann sein Wort nicht halten und den Möros, wenn auch sein Freund für ihn gestorben wäre, doch auch kreuzigen lassen würde.

2) „Gewartet' er" statt „hat er gewartet." Statt warten auf jemanden wird dichterisch oft der Genitiv gesetzt.

3) Weshalb wird sein Glaube mutig genannt? Weil Mut dazu gehört, in solcher Lage den Glauben festzuhalten.

17. „„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.[1])
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!""

1) Er hätte sein Gewissen damit beschwichtigen können, daß sein Tod dem Freunde nichts zu nützen vermöge, und sich dem Tyrannen durch die Flucht entziehen können, aber er hat nur den einen Wunsch: seine Treue zu bewähren.

3. Die Ankunft. Strophe 18—20.

18. Und die Sonne geht unter,[1]) da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seil schon zieht man den Freund empor,[2])
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:[3])
„Mich, Henker, ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

1) Letzte Zeitangabe: die Nacht bricht herein, das Ende des Tages und damit der verwilligten Frist ist vollends da.

2) Die zu Kreuzigenden wurden mit Stricken am

Stamm des Kreuzes emporgezogen und an den Querbalken befestigt, da die Nägel den Körper nicht halten konnten.

3) Chor hier für: Menge, dichte Schar.

19. Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.[1])

1) Von den meisten Auslegern Schillers wird das Benehmen des Tyrannen, wie es in dieser und der folgenden Strophe geschildert ist, für unwahrscheinlich erklärt. Es sei nicht zu glauben, daß Dionys habe wünschen können, der Freund seines Mörders zu werden. Allein der Auftritt, welcher das ganze Volk bis zu Thränen ergriff, mußte auch ihn mächtig bewegen und erschüttern, da seine ganze Berechnung, die er schon als gelungen ansah, mit einem Male noch zu Schanden wurde. — Mag es auch immerhin nur eine augenblickliche Aufwallung sein, die den Tyrannen hinriß und deren auch das verhärtetste Gemüt fähig bleibt, — störend und unwahrscheinlich wird der geschilderte Vorgang keinem unbefangenen Leser erscheinen.

20. Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch[1]) kein leerer Wahn!
So nehmt auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte."

1) Was bedeutet dies „doch"? — „Dennoch, so fest ich auch der Ansicht war, wahre und uneigennützige Liebe und Treue bestehe nicht unter den Menschen, sehe ich es jetzt unwiderleglich bewiesen, daß Freundestreue kein leerer Wahn ist."

Der Taucher.

Quelle des Gedichts.

Es hat die größte Wahrscheinlichkeit, daß Schiller den Stoff des Gedichts aus einer Novelle geschöpft hat, die wiederum nach einer uns bekannten Darstellung der zu Grunde liegenden Geschichte, von Athanasius Kircher, bearbeitet ist; da eine unverkennbare Ähnlichkeit des Schillerschen Gedichtes mit der Erzählung Kirchers sich nicht leugnen läßt, die doch Schiller, wie er selbst erklärt hat, nicht kannte.

Wir geben im Folgenden die Erzählung Athanasius Kirchers, eines gelehrten Jesuiten, der 1680 in Rom gestorben ist, mit einigen Abkürzungen.

„Zur Zeit des Königs Friedrich von Sizilien*) lebte in Sizilien ein sehr berühmter Taucher, Namens Nicolaus, den man gewöhnlich wegen seiner Gewandtheit im Schwimmen, Pesce Cola d. h. Nikolaus, den Fisch, nannte. Von Jugend auf ans Meer gewöhnt, war er fast immer mit Aufsuchen von Austern und Korallen beschäftigt, aus deren Verkauf er seinen Unterhalt gewann. Einige Male ward er von Fischern mitten auf dem Meere von Calabrien gefunden. Anfangs hielten sie ihn für ein Meerungeheuer, bis sie ihn erkannten und ins Schiff aufnahmen. Er erzählte, daß er in einem ledernen Beutel Briefe nach einer Stadt bringe. Durch den steten Aufenthalt im Wasser soll sich seine Natur so geändert haben, daß ihm zwischen den Fingern eine Schwimmhaut gewachsen sei und seine Lunge sich außerordentlich erweitert habe. Einst kam der König von Sizilien nach Messina, und da er allerlei wunderbares über diesen Taucher gehört hatte, wünschte er ihn zu sehen. Als der Taucher nach langem Suchen herbeigebracht wurde, beschloß der König, durch ihn das Innere der Charybdis untersuchen zu lassen. Er befahl ihm also, sich in die Tiefe hinabzubegeben und um ihn zu ermutigen, ließ er eine goldene Schale hineinwerfen, die ihm gehören sollte, wenn er sie heraufbrächte. Nicolaus stürze sich alsbald, von Goldgier getrieben, in den Strudel. Mit großer Spannung harrten der König und seine Umgebung dreiviertel Stunden. Endlich ward er mit großer Macht aus der Tiefe wieder emporgeworfen. Er hielt triumphierend die Schale in die Höhe und ward in den Palast des Königs geführt. Nach-

*) Lebte um 1350.

dem er sich durch Speise und Trank erquickt hatte, trat er vor den König und sprach also: „Gnädigster König, hätte ich vorher gewußt, was ich jetzt weiß, nimmermehr würde ich, und wenn Du mir Dein halbes Königreich geboten hättest, Deinem Befehl gehorcht haben." Als der König nach dem Grund hiervon fragte, antwortete er: „Vier Dinge giebt es, die selbst den Fischen diese Stelle unzugänglich machen, erstens das Getöse des heraufbrausenden Stromes; zweitens die unzähligen Klippen, deren Fuß ich nur mit der größten Gefahr erreichte; drittens das Toben der unterirdischen Wasser, die wild aus den untersten Felsschluchten hervorstürzen und so schreckliche Wirbel erzeugen, daß die Furcht allein einen Menschen schon töten könnte, viertens das Gewimmel der ungeheuern Polypen, die an den Klippenwänden hingen und mich mit Entsetzen erfüllten. Ich sah einen, dessen Rumpf größer war als ein Mensch und, hätte er mich mit seinen zehn Fuß langen Fangarmen gefaßt, so würde mich die bloße Umschlingung getötet haben. In den benachbarten Felsgrotten wimmelten Fische von ungeheurer Größe, Hunde, gewöhnlich Fischhunde genannt. Sie sind fast so groß, wie die Walfische und ihr Rachen ist mit drei Reihen Zähnen versehen, die schärfer sind, als ein Schwert, oder eine Nadel, und verloren ist der, den sie damit erfassen." Man fragte ihn alsdann, wie er die Schale sobald habe auffinden können. Er antwortete, durch die Macht der Strömungen und Gegenströmungen sei dieselbe nicht senkrecht hinabgesunken; sondern, wie er selbst, durch der Wogen Macht seitwärts verschlagen worden, wo er sie in einer Felsenhöhle gefunden habe. Wäre sie auf den Grund gesunken, so hätte er bei dem Sieden der Gewässer und dem Toben der Wirbel keine Hoffnung gehabt, sie wiederzufinden; denn die Strudel, welche die unterirdischen Fluten bald einschlürften, bald wieder ausspieen, tobten so gewaltig, daß keine Kraft ihnen zu widerstehen vermöchte. Zudem sei die Tiefe des Meeres so groß, daß es für die Augen eine undurchdringliche Finsternis darböte. Zu nochmaliger Untersuchung der Charybdis wollte er sich nicht verstehen. Doch da man ihm einen Beutel mit Gold bot und abermals eine kostbare Schale in den Strudel warf, so stürzte er sich zum zweiten Male hinein, kam aber nicht wieder zum Vorschein. Die Strömungen verschlugen ihn entweder in die Felsenlabyrinthe, oder er ward eine Beute der Fische."

Bearbeitung des Stoffes.

Wir wissen nicht, wie weit die von Schiller benutzte Novelle bereits den oben gegebenen Stoff veredelt hatte. Soviel aber sehen wir, daß sich kaum an einem andern Gedicht so der Unter-

schied poetischer und prosaischer Darstellung erkennen läßt. Wie sind alle poetischen Momente der Erzählung Kirchers, selbst malerische, passende Ausdrücke aufgenommen, während alle unpoetischen Motive und Schilderungen beseitigt sind!

Zunächst ist auf völlig ungezwungene Weise die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung hergestellt. Bei Kircher wird der Taucher, nachdem er wieder zum Vorschein gekommen ist, in den Palast des Königs geführt, wo der zweite Auftritt vorgeht.

Später müssen wir uns den Vorgang nach Kircher wieder am Meere denken, muß also der König mit seiner Umgebung wieder hinauswandern. Bei Schiller findet die ganze Handlung am Meeresstrande statt.

Ferner, wie ganz anders, wie viel schöner und darum poetischer tritt uns in unserm Gedicht die Gestalt des Tauchers entgegen, als bei Kircher. Nach letzterm ist er ein halbes Amphibium, mit Schwimmhäuten zwischen den Fingern, zugleich ein Taucher von Profession, der schon oftmals die gefährlichsten Wagstücke unternommen hat. Bei Schiller ist er ein Edelknecht, ein herrlicher Jüngling, ausgezeichnet durch körperliche Schönheit und Kraft, wie durch bescheidenen und doch dabei kecken und hochherzigen Sinn.

Endlich, was treibt den Taucher zu dem verwegnen Wagnis? — Nichts, als Habgier. Zum ersten Mal eine goldene Schale, zum zweiten Mal kommt noch ein Beutel Gold dazu.

Bei dem Jüngling ist es zum ersten Male der Ruhm, eine ritterliche, weil dem König wohlgefällige, That zu unternehmen, und wohl auch den Beifall der zuschauenden Edelfrauen zu erlangen. Zum zweiten Male ist es das Höchste, was einen Edelknappen begeistern kann, selbst dem Tod ins Angesicht zu sehen, nämlich die Aussicht, noch selbigen Tages Ritter zu werden und des Königs liebliche Tochter zu erringen: also Ruhm und Liebe in Verbindung, die beiden Ideale des Rittertums.

Die verschönernde Umbildung des Stoffes erstreckt sich bis in die kleinsten Züge. So muß z. B. der Taucher erst ein reichliches Mahl zu sich nehmen, dessen Ende der König gewiß ungeduldig erwartet. Der Jüngling aber stärkt sich nur durch einen Becher goldnen Weines.

Wie aber durch den poetischen Inhalt, so zeichnet sich das Gedicht auch durch die wunderbare Schönheit der Form aus. Es ist versucht, diese im folgenden einzeln nachzuweisen. Doch auch ohne diesen Nachweis tritt uns die Malerei in Reim und Ausdruck unverkennbar entgegen. Wir möchten sogar, was Wortmalerei betrifft, die Schilderung der Charybde in diesem Gedichte

über alles stellen, was jemals von einem Dichter in deutscher Sprache in diesem Punkt geleistet ist.

Gedanke des Gedichtes.

Der Grundgedanken des ganzen Gedichtes ist nach unserer Ansicht die Macht des Ruhmes und der Liebe, die den Menschen zu den größten Anstrengungen, zum Kampf gegen unendlich überlegene Mächte anspornt. Wie schon erwähnt, waren es besonders diese beiden Triebfedern, die das Rittertum zu den kühnsten Unternehmungen begeisterten. Die Schilderung der Charybde, schon vorher die vergeblichen Aufforderungen des Königs, endlich die Erzählung des Tauchers selbst, — dies alles dient dazu, uns das Verwegene, Tollkühne der That des Jünglings erkennen zu lassen. Um so stärker aber tritt dadurch auch die Macht hervor, welche Ruhm und Liebe auf den Jüngling ausüben.

Einteilung.

Wir unterscheiden in dem Gedichte vier Abteilungen:
1. Des Jünglings Wagnis. Strophe 1—8.
2. Des Jünglings Wiederkehr. Strophe 9—15.
3. Des Jünglings Bericht. Strophe 16—22.
4. Des Jünglings Ende. Strophe 23—27.

Erklärung im einzelnen.

1. Des Jünglings Wagnis. Strophe 1—8.

1. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,[1])
Zu tauchen in diesen Schlund?[2])
Einen goldnen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.[3])
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."[4])

1) Knappen wurden zu den Zeiten des Rittertums junge Adlige genannt, die bei einem Ritter ritterliches Leben lernten und in seinem Dienste des Ritterschlags sich würdig zu machen suchten.

2) Schlund wird uneigentlich der Anfang einer Höhle oder eines Abgrundes genannt. Besonders wird das Wort häufig von tiefen Stellen in einem Fluß oder in einem Meere gebraucht, welche die sich nähernden Körper verschlingen. Hier ist natürlich die Charybde in der Meerenge von Sizilien gemeint, von welcher näheres unten gesagt wird.

3) Der schwarze Mund. Mund wird uneigentlich für die

Öffnung eines Dinges gesetzt. Diese Öffnung im Meere, die wegen ihrer Tiefe schwarz aussehen mußte, entstand durch die wirbelnde Umdrehung des Wassers und mußte deshalb trichterförmig in der Mitte des Strudels hinabgehen.

4) Er ist sein eigen. Nicht etwa wegen seines Goldwertes war der Becher ein Gegenstand, wert eines solchen Wagnisses, sondern weil er eine Gabe aus königlicher Hand war.

2. Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde[1]) Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen[2]) in diese Tiefe nieder?"

1) Die Charybde scheint nach den Schilderungen der Alten früher ein weit heftigerer Meeresstrudel gewesen zu sein als sie es jetzt ist. Nicht weit vom Lazaretto, dem Quarantaine-Gebäude in Messina, befindet sich die berüchtigte Charybdis, jetzt Calofaro oder Charillo genannt, eine Stelle in der Meerenge, wo der Strom, weil er an den Felsen auf dem Boden vielfach gebrochen wird, eine wirbelnde Bewegung macht. Dieser Wirbel läßt sich bei stillem Wetter kaum bemerken, vermehrt aber seine Kraft bei Zunahme des Windes und schlägt im Sturme sehr hohe Wellen, die zu kochen scheinen und den Laut eines entfernten Kanonendonners verursachen. Wiewohl ihn die Seefahrer in unsern Tagen, wo sich ihre Kunst sehr vervollkommnet hat, nicht so außerordentlich fürchten, als in frühern Zeiten, so bleibt er doch eine gefährliche Stelle, auf der ein Schiff, das bei stürmischem Wetter in seine Nähe gerät, leicht von den Klippen zertrümmert und in den Grund gerissen werden kann."

2) Wer ist der Beherzte, zu tauchen in diese Tiefe? so viel als: wer hat das Herz, das heißt den Mut.

3. Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmens und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,[1])
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

1) Ein Blick in das furchtbar tobende Meer genügt, die Anwesenden von dem Wagnis abzuschrecken, so sehr auch die Aufforderung des Königs ihren Ehrgeiz entflammen mag.

4. Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor.
Und ein Edelknecht,[1]) sanft und keck,[2])
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,[3])

Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

1) Edelknecht, soviel als Knappe oder Schildknappe.

2) Keck hat nur in wenigen Redensarten einen tadelnden Nebenbegriff. Sonst heißt es lebhaft, munter, furchtlos, nicht zaudernd.

3) Weg ist so auszusprechen, daß es einen richtigen Reim auf „keck“ giebt.

5. Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,[1]
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

1) In Bezug auf „die Wasser, die sie hinunterschlang,“ vergleiche in der Einleitung, daß die Fluten vom Strudel bald eingeschlürft, bald wieder ausgespieen wurden.

6. Und es wallet und siedet und brauset und zischt,[1]
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,[2]
Und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

1) Wie unvergleichlich schön Schiller in den beiden Strophen 6 u. 7 die Charybdis geschildert hat, erwähnen in voller Übereinstimmung Humboldt und Goethe. Beide haben bei Anblick des Rheinfalls bei Schaffhausen dieser Worte aus dem Taucher gedacht und ihre Trefflichkeit bestätigt gefunden. Goethe sagt, daß alle Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung des Rheinfalls in dem Vers: „es wallet und siedet u. s. w.“ begriffen seien. Und doch hatte Schiller „diese Natur,“ wie er sagt, nur bei einer Mühle studiert! So verstand es seine Phantasie, aus dem Kleinsten die Züge zur Darstellung des Größten und Erhabensten herauszufinden.

2) Gischt ist der Schaum auf aufbrausenden Flüßigkeiten. Strophe 7 steht dafür: „weißer Schaum.“

7. Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als gings in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.[1]

1) Wir haben eine Schilderung der Charybdis von Homer,

die Schiller, wie er angiebt, studirt hat. Sie findet sich in der Odyssee, Buch 12, 234—243.

8. Jetzt schnell, eh die Brandung[1]) wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört, —
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.[2])

1) Brandung. Man hat gezweifelt, ob unter Brandung der ans Ufer zurückkehrende Wellenschlag der Küste zu verstehen sei, der ihm verwehrt hätte, mit dem Strudel zu schwimmen, oder das Wiederheraufkommen der Fluten am Trichter. Viehoff entscheidet sich, gewiß mit Recht, für die letztere Auffassung, indem er der Ansicht ist, der Dichter habe, wenn er das Erstere gemeint, dies bestimmter bezeichnen müssen.

Wir fügen hinzu, daß in Strophe 7 genau genug das Aussehen des Strudels zur Zeit, als der Jüngling sich hinein stürzte, geschildert ist. Die „wilde Gewalt" hat sich gelegt, das Emporsprudeln der Wasser hat aufgehört. Statt dessen bildet sich nun ein grundloser Trichter. Wenn der Dichter fortfährt: „Jetzt ehe die Brandung wiederkehrt," so kann er nur das in Strophe 6 geschilderte Aufbrausen der Flut und deren Rückkehr meinen. Es hätte nur Unklarheit in das Bild bringen müssen, wenn er gewollt hätte, daß wir außer dem periodisch aufwallenden Meere auch noch den wechselnden Wellenschlag am Strande uns vorstellen sollten.

2) Nimmer steht für „nicht mehr." Doch soll es wohl auch in der Bedeutung „nie mehr," die es gewöhnlich hat, gleichsam aus der Seele der Zuschauer gesprochen sein, die ihn nie wieder zu sehen fürchten müssen.

2. Des Jünglings Wiederkehr. Strophe 9—15.

9. Und stille wirds[1]) über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört mans heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

1) Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, wie die Momente des Phänomens mit der Handlung zusammenfallen. Wie es über dem Wasser stille wird, so harrt auch alles in atemlosem Schweigen und wie das Heulen der Fluten den schrecklichsten Eindruck macht, so ist dies peinliche, bange Erwarten auch bei den Zuschauern der entsetzlichste Augenblick.

10. Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.[1])

1) In den beiden Strophen ist das enthalten, was hauptsächlich in der peinlichen Pause die Herzen der Zuschauer erfüllt, nämlich der Gedanke an die Verwegenheit des Jünglings und seinen unvermeidlichen Tod.

11. Wohl manches Fahrzeug,[1]) vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört mans näher und immer näher brausen.

1) Wo selbst Schiffe zerschmettert wurden, wie sollte da ein Mensch wieder lebend zum Vorschein kommen?

12. Und es wallet[1]) und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

1) Die Brandung, deren Wiederkehr der Jüngling nach Strophe 8 zuvorgekommen ist, kehrt nun zurück; nach der Natur der Charybde, welche die Wasser erst hinunterschlingt und dann wiedergibt. Da die Erscheinung dieselbe und zugleich so gewaltig und erschütternd ist, daß sie bei jeder Wiederholung uns von neuem zu ergreifen im Stande ist, so ist auch die Darstellung dieselbe, wie in Strophe 6. Nur ist es diesmal, wo die Erscheinung zum zweiten Male sich zeigt, weniger der Gedanke an die Unerschöpflichkeit der Fluten, welcher sich den Zuschauern aufdrängt, die nun bereits das Aufhören des Emporwallens gesehen haben, als das Tosen der Gewässer, das von neuem die Sinne und Herzen erschüttert, weshalb der Schluß aus Strophe 5 gewählt ist.

13. Und sieh![1]) aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sichs schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird blos,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß
Und er ists, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

1) Das Aufbrausen des Wassers und das Zurückkehren der hinabgeschlungenen Fluten führt am Passendsten das Wiederauftauchen des Jünglings herbei. Dadurch, daß er uns ganz allmählich, je nachdem er näher kommt, geschildert wird, wird die Darstellung um so anschaulicher und lebendiger.

14. Und atmete lang und atmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es[1]) behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

1) Es ist mit vollem Recht darauf aufmerksam gemacht worden, wie der Dichter durch den häufigen Gebrauch des unbestimmten: „es" das Grauen vor dem Innern der Charybde noch zu erhöhen weiß.

15. Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter[1]) winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

1) War es bisher mehr der Ruhm, den königlichen Preis zu erringen, so tritt jetzt das andere Motiv, die Liebe, in den Vordergrund.

3. Der Bericht des Tauchers. Strophe 16—22.

16. „Lang lebe der König! Es freue sich
Wer da atmet im rosigen Licht![1])
Da unten aber ists fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter[2]) nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig[3]) bedecken mit Nacht und Grauen."

1) Rosig nennt der Dichter das Licht, wohl nicht allein wegen der Farbe, sondern wie die Rose überhaupt ein Sinnbild des Schönen und Lieblichen ist, so erscheint auch in diesem Sinne dem Jüngling das Licht „rosig" im Gegensatz gegen die schwarze Tiefe, die er soeben verlassen hat.

2) Nicht mit Unrecht tadeln es die Ausleger Schillers, daß er im Taucher die Religionen untereinander mische, zumal da das Mittelalter die Zeit der Handlung ist. Was den Dichter dazu veranlaßt hat, sehen wir aus der Einleitung zur Braut von Messina. Hier sagt er: „Eine andere Freiheit, die ich mir erlaubt, möchte schwerer zu rechtfertigen sein. Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der

Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese Religionen teils lebendig, teils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiednen Religionen als ein gesamtes Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln. Unter der Hülle der Religionen liegt die Religion selbst, der Gedanke eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am trefflichsten findet."

3) Gnädig sind sie, indem sie dem Menschen einen solch grauenhaften Anblick ersparen.

17. „Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;[1])
Mich packte des Doppelstroms[2]) wütende Macht,
Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen,
Trieb michs um, ich konnte nicht widerstehen."

1) Man vergleiche zu dem „reißenden Quell," der seitwärts aus dem Felsen stürzt, die Erzählung Kirchers.

2) Doppelstrom, derselbe entstand durch die abwärts gehende Strömung des Strudels und die des seitwärts gehenden Felsenstroms.

18. „Da zeigte mir Gott,[1]) zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Not,[2])
Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,[3])
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

1) Hier findet sich wieder die christliche Ausdrucksweise.

2) Nach unsern Satzzeichen, wenn also hinter „rief" ein Komma steht, bezieht sich dieser Nebensatz auf das Wort „zeigte" im Hauptsatz. Es hieße dann: „Gott zeigte mir, als ich mich in der höchsten Not befand." Fehlt jedoch das betreffende Komma, so heißt es: da zeigte mir Gott, als ich in der höchsten Not ihn anrief. Gegen diese letztere Auffassung spricht der Umstand, daß nach Strophe 8, Vers 2 der Jüngling sich schon zuvor Gott befohlen hat.

3) Die Koralle ist ein Pflanzentier (Polyp), bestehend aus gallertigem Schleim, in dem sich mit der Zeit ein fester, aus Kalk bestehender Kern bildet. Sie sitzen auf dem Boden des Meeres fest, und allmählich nach dessen Oberfläche wachsend, bilden sie endlich eine zusammenhängende Familie, aus Milliarden Gliedern bestehend und bekannt unter dem Namen der Korallenbänke oder Riffe.

18. „Denn unter mir lags noch bergetief
In purpurner[1]) Finsternis da,
Und obs hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wies von Salamandern[2]) und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen."

1) Der Ausdruck „purpurne Finsternis" ist angefochten. Schiller schreibt darüber (am 21. Juli 1797): „Purpurne Finsternis" ist gar nicht müßig; der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben. Eben darum lasse ich ihn umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht „rosig" nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangnen grünlichen Scheine so erfolgt."

2) „Der Salamander (Erdmolch) gehört zu den froschartigen Lurchen, ist schwarz und gelb gefleckt und wird irriger Weise für giftig gehalten."

3) Dem Dichter ist es natürlich nicht darum zu thun gewesen, naturgeschichtlich richtig die Ungeheuer der Meerestiefe anzugeben; er wählt vielmehr lauter derartige Amphibien und Fische, welche von der Sage als ungeheuerlich dargestellt sind.

20. „Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche,[1]) der Klippenfisch,[2])
Des Hammers[3]) gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai,[4]) des Meeres Hyäne."[5])

1) Der Roche gehört zu den gefräßigsten Ungeheuren des Meeres.

2) Welchen Fisch Schiller unter „dem Klippenfisch" versteht, ist nicht zu ersehen. Die Klippfische, welche Linné aufführt, sind ganz ungefährlich. Vielleicht veranlaßte ihn der Name, diesen Fisch hier mit den Korallenklippen, in denen der Taucher hängt, in Verbindung zu bringen.

3) Unter „dem Hammer" ist der Hammerhai zu verstehen.

4) Der hier genannte Hai ist der Riesenhai. Tage lang folgt er lauernd den Schiffen.

5) Des Meeres Hyäne, dasselbe gefährliche Raubtier, wie die Hyäne zu Lande ist, ist der Riesenhai im Meere.

21. „Und da hing ich und wars[1]) mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven[2]) die einzige fühlende Brust,
Allein[3]) in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede."

1) Wars mir statt: war mir dessen, nämlich der gänzlichen Abgeschiedenheit von der Menschenwelt.

2) Larve, ein geformtes Gesicht, welches von dem übrigen Körper abgesondert ist, eine Maske. Auch heißt das Insekt so, so lange es noch Raupe ist. — In ersterer Bedeutung wäre der Sinn, „unter den häßlichen, grinsenden Angesichtern der Meerungeheuer," in letzterer Bedeutung, „unter ungestalten, zum Teil noch unentwickelten, raupenähnlichen Ungeheuern." Die letztere Auffassung, nach welcher der Einbildung ins ungeheure vergrößerte Insecten-Larven vorschweben, verdient wohl den Vorzug. Übrigens verbindet sich auch mit dem Worte Larven in der erstgenannten Bedeutung vor allem der Begriff des Unheimlichen, auf den es hier ankommt.

3) Allein, d. i. ohne Menschen zu sehen oder zu hören.

22. „Und schaudernd dacht' ichs — da krochs[1]) heran,
Regte hundert Gelenke[2]) zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

1) Da kroch „es" heran.

Alles, was Furcht und Entsetzen beim Menschen hervorbringt, vereinigt sich in diesen beiden Strophen. — Zunächst ist es die Finsternis, die den Jüngling schreckt. „Die Finsternis ist schrecklich," sagt Schiller, „weil sie uns die Gegenstände verbirgt und uns also der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert." Von der Stille sagt er: „Bei den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren, feierlichen Eindruck gesehen und dazu bediente man sich besonders des Stillschweigens. Eine tiefe Stille giebt der Einbildungskraft den weitesten Spielraum und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll." Endlich ist auch noch das Geheime, Unbestimmte und Undurchdringliche nach Schiller ein Gegenstand des Schreckens. „Auch das Unbestimmte ist ein Bestandteil des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit giebt, das Bild nach ihrem eignen Gutdünken auszumalen."

Die Wahrheit dieser letztern Bemerkung fühlen wir lebhaft bei dem unbestimmten „es" in Strophe 22, „es kroch heran, will schnappen, u. s. w."

2) Bei den hundert Gelenken ist wohl an einen der von Kircher geschilderten Polypen zu denken.

4. Des Tauchers Ende. Strophe 23—27.

23. Der König darob sich verwundert schier[1])
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesem Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst dus noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."[2])

1) Schier, hieß eigentlich: „ungestüm, schnell, bald," dann: „beinahe" und hat meist nur die Bedeutung einer allgemeinen Bekräftigung. (Das Adjektivum schier, „schieres Fleisch" und dergl. ist ein ganz andres Wort).

2) Die Wißbegier des Königs ist noch nicht befriedigt. Der Taucher, der nach seiner Erzählung an einer Klippe hängen geblieben ist, soll auch noch den untersten Grund des Meeres erforschen.

24. Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laß, Vater, genug sein das grausame Spiel![1])
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."[2])

1) Ein Spiel nennt sie das Beginnen des Königs und „ein Spiel" wird es mit Recht genannt, da es ja lediglich zu seiner Ergötzung dienen soll.

2) Anstatt, daß er die Ritter, wie er schon gethan, noch einmal beschämt. Durch diesen zu Grund liegenden Gedanken rechtfertigt sich der Ausdruck „beschämen", da es ja eigentlich für den Knappen keine Schande ist, wenn es ihm die Ritter zuvor thun, wohl aber umgekehrt. —

25. Drauf der König greift nach dem Becher schnell,[1])
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

1) Weshalb schnell? Um alle Erörterung einerseits, und andererseits wohl auch das aufsteigende Mitleiden bei ihm selber abzuschneiden. —

26. Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;[1])
Da treibts ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und er stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

1) Woher das Erröten und dann das Erbleichen der Jungfrau? Ersteres hat als Grund den Vorschlag des Königs, sie dem Jüngling zum Weibe zu geben; dann aber auch ist es das Zeichen der Liebe, die sich schon in ihrem Mitleiden verraten hat. — Sie erbleicht aber und sinkt hin in der schrecklichen Gewißheit, die ihr aus den Augen des Jünglings entgegen blitzt, daß er das gefährliche Wagnis nochmals unternehmen wird.

27. Wohl hört man die Brandung,[1]) wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sichs hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

1) Brandung ist hier, wie Strophe 8, das Zurückkehren der eingezogenen Fluten genannt.

Der Kampf mit dem Drachen.

Quelle des Gedichts.

Die Erzählung, welche dem „Kampf mit dem Drachen" zu Grunde liegt, fand Schiller in Niethammers Übersetzung von Vertots Geschichte des Johanniter-Ordens, zu welcher er die in den kleinern Schriften Schillers uns aufbewahrte Einleitung schrieb.

Die Erzählung Vertots stimmt im Ganzen so mit dem Inhalt des Gedichtes überein, daß es überflüssig erscheint, sie mitzuteilen. Nur der Schluß ist von Schiller anders gegeben. Bei Vertot heißt es nämlich, der Großmeister habe trotz dem Beifallsrufen des Volkes als strenger Beobachter der Ordenszucht den Ritter auf der Stelle ins Gefängnis geschickt. Dann habe er rasch den Rat versammelt und diesem vorgestellt, ein solcher Undank sei für die Ordenszucht gefährlicher, als viele Schlangen und strenge müsse der Sieger bestraft werden. Der Rat habe es indessen durchgesetzt, daß dem Ritter nur das Ordenskleid genommen worden sei, was demselben schwerer erschien, als der Tod. Nachdem aber der Ordenszucht Genüge geschehen sei, habe der Ordensmeister wieder seinen sanften und guten Charakter gezeigt. Er bewirkte es, daß man ihn um Gnade bat,

schenkte dem Ritter das Kleid wieder und überhäufte ihn mit Zeichen seines Wohlwollens. Wir sehen die Verzeihung, die Schiller alsbald folgen läßt, tritt nach Vertot erst später ein. Es stimmt indes Vertots Darstellung insofern doch mit Schiller überein, als auch bei diesem die Vergebung erst dann erfolgt, als man den Meister um Gnade gebeten, also das geschehene Unrecht eingesehen hat. — Daß überhaupt der Charakter des Ritters bei Vertot, der den Zug der Demut und Selbstverleugnung nicht besonders erwähnt, doch mit der Zeichnung Schillers übereinstimmt, zeigt die Liebe, die der Ordensmeister ihm zuwendet, und die doch verdient sein muß.

Bearbeitung des Stoffes.

Haben wir demnach bei diesem Gedicht weniger, wie bei den übrigen Balladen Schillers die Erfindungsgabe des Dichters zu bewundern, mit der er sonst den Stoff umformt und erweitert, so müssen wir hier die künstlerische Anordnung des Stoffes anerkennen. Weit auseinander liegende Vorgänge, wie die Verheerungen des Drachen, der steigende Unmut des Ritters, seine Reise nach Frankreich, die Anfertigung des Bildes, seine Rückkehr, der Kampf, die Zusammenberufung des Ordens, das Gericht des Großmeisters, endlich die Verzeihung sind in den beiden Auftritten, dem Auflauf auf der Straße und dem Gericht zusammengefaßt. Dazu ist die ganze Anlage so, daß sich alles vereinigt, die größte Teilnahme zu erregen. Dahin gehört der seltsame Volksauflauf, dessen Ursache wir nicht kennen; dann der Vorgang vor dem Großmeister, bei dem wir die Spannung des Volkes mitfühlen; später die eingehende Schilderung der Zurüstungen, deren Erfolg wir kennen möchten. Nachdem wir endlich das Urteil des Richters vernommen und den Unwillen des Volkes gesehen haben, vereinigt sich alle Spannung und Teilnahme in der Frage, wie sich der Ritter benehmen wird, die dann die befriedigendste Lösung findet.

Gedanke des Gedichtes.

Der Gedanke des Gedichtes tritt klar hervor. Der Dichter zeigt uns, wie sich in jenem Orden die größte Tapferkeit mit der aufrichtigsten Demut verband. Der Gedanke des Ganzen liegt also in dem einen Worte: Selbstverleugnung! Das, was Schiller überhaupt an der Zeit der Kreuzzüge so hoch stellt, die Opferung der ganzen Person für ein rein ideales Gut, das finden wir hier wieder. Der Ritter opfert seinen Stolz, seinen Ruhm, sich selber dem Gedanken, dessen Träger sein Orden war, und den

er zugleich als den Grundgedanken des Christentums erkannt hatte. Er bietet uns also das schönste Bild vollkommener Selbstverleugnung.

Liegt Sage oder Geschichte der Erzählung zu Grunde?

Noch drängt sich dem Leser die Frage auf: in wie weit ist die erzählte Begebenheit eine geschichtlich wahre? Besonders das Wort „Drache," welches lediglich der Märchenwelt angehört, läßt uns den ganzen Vorgang für eine Sage halten. Indes scheint doch der Erzählung ein geschichtliches Ereignis zu Grunde zu liegen. Als Großmeister, unter dem sich der Vorfall ereignete, wird von mehreren Geschichtsschreibern Helion de Villeneuve genannt, der von 1323 bis 1346 Oberhaupt des Ordens war. Das Tier, gegen welches er den Kampf verboten hatte, wird als Schlange oder Krokodil oder eine Art Amphibium bezeichnet, welches sich in Morästen und an den Ufern der Flüsse aufhielt. Auch der Name des Ritters ist uns von der Geschichte aufbewahrt. Er hieß Dieudonné de Gozon und hatte in der Provinz Languedoc in Frankreich ein Schloß.

Erklärung im einzelnen.

1. Der Zug zum Ordensmeister. Strophe 1—3.

1. Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?[1])
Stürzt Rhodus[2]) unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,[3])
Gewahr' ich aus dem Menschentroß;
Und hinter ihm, welch' Abenteuer![4])
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache[5]) scheint es von Gestalt
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

1) Was rennt das Volk u. s. w. Wir werden mit dieser Frage mitten in die Straßen der Stadt Rhodus versetzt und sehen ein Menschengewühl sich uns nähern, von dem wir nicht wissen, welcher Grund, ob etwa ein ausgebrochener Brand es zusammengerufen hat.

2) Rhodus war die Hauptstadt der Insel Rhodus, an der Küste von Kleinasien gelegen, welche 21 Quadratmeilen umfaßte. Sie war zur Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, Sitz des Johanniter-Ordens und zwar seit 1291, in welchem

Jahre Accon (Ptolemais), ihr früherer Sitz, von den Türken erobert war.

3) Hoch zu Roß. Nur weil er zu Pferd die Menge überragt, zu Fuß war dies unmöglich, ist er in ihrer Mitte zu erblicken.

4) Abenteuer: eine wunderbare Begebenheit oder Erscheinung, ein seltsamer Vorfall.

5) Die ältern Naturforscher schildern uns unter diesem Namen eine Art ungeheurer, fürchterlicher Eidechsen mit Flügeln und einem großen Rachen.

2. Und tausend Stimmen wurden laut:
„Das ist der Lindwurm[1]), kommt und schaut,
Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel Andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewaltgen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johanns,[2]) des Täufers,[3]) Orden,
Die Ritter des Spitals,[4]) im Flug
Zu Rate sind versammelt worden.

1) Lind ist ein altnordischer Ausdruck für Schlange. Lindwurm bezeichnet also dasselbe, wie Drache.

2) Strauß ist ein älteres Wort für Streit, Kampf.

3) Sankt Johannes, des Täufers Orden, ist der Johanniter-Orden. Es gehörte derselbe zu jenen großartigen Ritter-Orden, die während der Kreuzzüge entstanden waren. Im Thale Josaphat bei Jerusalem lag ein Kloster, welches aus dem 9. Jahrhundert stammte. In Verbindung mit diesem Kloster stand ein Hospitium, d. h. ein Kranken- und Armenhaus für die Pilger. Dies Hospitium, das nach dem hl. Johannes, Patriarchen von Jerusalem, benannt war, stand zur Zeit des ersten Kreuzzuges unter einem Ritter, Namens Gerhard von der Provence. Derselbe zeigte solchen Eifer in der Pflege der Pilger, daß ihm Gottfried, König von Jerusalem, bedeutende Ländereien schenkte und ihm gestattete, aus dem Hospitium einen eigenen Orten zu bilden. Dies that er 1313. Die Mitglieder dieses Ordens nahmen die Regeln der Augustiner Chorherren an und trugen einen schwarzen Mantel mit einem weißen achteckigen Kreuz auf der linken Seite. Der Pabst Paschalis II. bestätigte 1318 den Orden und gab ihm das Recht, den Ordensmeister selbst zu wählen. Der Orten bestand später aus Rittern, Geistlichen und dienenden Brüdern. Die Ritter hatten die doppelte Pflicht der Krankenpflege und des Kampfes gegen die Ungläubigen.

Hierauf und auf die Klostergelübde (Armut, Keuschheit, Gehorsam) wurden sie verpflichtet. Der Orden stand unter einem Großmeister, der mit einem ihm zur Seite stehenden Rate die in Comthureien geteilten Ordensgüter verwalten ließ. Die Besitzungen des Ordens umfaßten im 13. Jahrhundert 19000 Morgen Landes.

3) Johannes der Täufer war der Schutzpatron des Ordens.

4) Die Ritter des Spitals, soviel als: des Hospitiums, welches ein Haus der Krankenpflege war. Unter Spital versteht man daher noch heute ein Armen- und Krankenhaus. „Die Ritter des Spitals" ist Apposition zu Sankt Johanns, des Täufers, Orden.

3. Und vor den edlen Meister[1]) tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;[2])
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen
Erfüllend des Geländers Stufen.[3])
Und Jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.[4])
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."[5])

1) Der Meister ist der „Großmeister" des Ordens, der im „Rate" der Ordensrichter den Vorsitz hatte.

2) Die Bescheidenheit des Jünglings ist unter dem Triumphgeschrei des Volks, welches ihn als Sieger feiert, um so mehr anzuerkennen.

3) Des Geländers Stufen steht für „der Treppe Stufen." Es ist die Figur (der Synekdoche), nach welcher ein Teil fürs Ganze, das Geländer für die ganze Treppe gesetzt wird. Oder sollten wir uns den Schauplatz der Verhandlung in einem mit Galerieen versehenen Saal des Klosters denken, so daß dann unter „des Geländers Stufen" die niedern und höheren Sitze hinter dem Geländer der Galerie zu verstehen wären?

4) Die Ritterpflicht bestand im allgemeinen im Schutz aller Bedrängten; die Ordensritter hatten namentlich die Pflicht, die Pilgrime zu schirmen.

5) Vertot erzählt, der Zufluchtsort des furchtbaren Tieres sei eine Höhle neben einem Sumpfe am Fuße des Berges St. Stephan gewesen. Auf der Spitze dieses Berges habe eine Kirche gelegen. In solchen abgelegen liegenden Kirchen befand

sich meist ein heiliges Bild, oder eine Reliquie, nach der gewallfahrtet wurde.

2. Des Ordensmeisters Anklage. Strophe 4 und 5.

4. Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan;[1])
Der Mut ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich! was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"[2])
Und alle rings herum erbleichen.[3])
Doch er, mit edlem Anstand,[4]) spricht,
Indem er sich errötend[5]) neiget:
„„Gehorsam[6]) ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.""

1) In Prosa würde hier statt „thun", welches in diesem Sinne nicht ohne Object gebraucht wird, „handeln" stehen.

2) Das Zeichen des Kreuzes, welches die Ritter auf der Brust trugen, war das Sinnbild der Selbstverleugnung, wie Christus zu seinen Jüngern sagt: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir." (Ev. Matth. 16, 24).

3) Alle erbleichen; weil sie jetzt erst die Übertretung des äußerst streng gehandhabten Ordensgelübdes bemerken. — Die „alle rings herum" sind wohl zunächst die Ritter des Rates.

4) Mit edlem Anstand, nicht etwa trotzig, rechthaberisch im Gedanken an den eben errungenen ruhmvollen Sieg.

5) Errötend. Nicht Schreck, nicht Schuldbewußtsein ists bis jetzt, was ihn erfüllt. Sein Gefühl nur ist verletzt durch die öffentliche Anklage, die er im ersten Augenblick für ungerecht hält, während er doch unschuldig zu sein glaubt.

6) Gehorsam ist die Frucht der Selbstverleugnung.

5. „Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
Der Meister, „hast du frech[1]) verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Mut gewaget!" —
„„Herr, richte, wenn du alles[2]) weißt,""
Spricht Jener mit gesetztem Geist,[3])
„„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht ichs, in dem Kampf zu siegen.""

1) Die Worte „frech", und mit „frevlem" Mut zeigen die rücksichtslose Strenge des Meisters.

2) Auf das Wort „alles" ist ein besonderer Nachdruck zu legen. Der Jüngling will sagen: wenn du alles, wenn du vor allem weißt, daß ich zwar dem äußern Wortlaut, dem Buchstaben des Gesetzes nicht gehorchte, daß ich aber seinen Sinn und Geist erfüllt habe. Als den Zweck des Gesetzes faßt er nämlich die Absicht des Meisters auf, Menschenleben zu schonen. Durch Klugheit glaubt er gerade das Ziel, sein und der Pilger Leben zu bewahren, auch im Kampfe erreicht zu haben.

3) Mit gesetztem Geist. Auf die harten Worte des Meisters war es nötig zu zeigen, daß der Jüngling auch ein strafendes Wort desselben verträgt und trotz des jubelnden Volkes in seinem Rücken und seines vermeintlichen Rechtes nicht vergißt, wem er gegenüber steht.

3. Des Jünglings Verteidigung. Strophe 6—21.

6. „Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion[1],)
Des kühnen Mutes[2]) Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmut und die Streitbegier,
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte;
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen."

1) Indem jene Ritter den Orden zierten, sagt der Dichter, zierten sie auch die christliche Religion, deren Dienst der Orden übte.

2) Des kühnen Mutes, der nicht mit der nötigen List und Klugheit verbunden war.

7. „Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,[1])
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten[2]) von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern
Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit den Minotauren,[3])
Die armen Opfer[4]) zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauern."

In dieser Strophe, wie in der folgenden, sucht der Jüngling zu beweisen, daß der Kampf an und für sich mit dem Zweck des

Ordens und dem Gebot des Meisters wohl vereinbar gewesen sei, indem er die Aufgabe des Ordens, Kampf gegen die Ungläubigen, etwas weiter steckt. Wenn aber der Meister diesen Kampf dennoch untersagte, so habe er damit wohl nur blinde Tollkühnheit, nicht aber den siegesgewissen, mit Weisheit verbundenen Mut verboten.

1) Unter den Helden, die das Heidentum bis zu dem Ruhm der Götter erhob, sind die sogenannten Heroen oder Halbgötter zu verstehen, deren Heldenthaten die griechische Sage feierte.

2) Von diesen Helden sind besonders zwei erwähnt: Herkules und Theseus. Ersterer vollbrachte im Dienst des Euristheus, Königs von Mycenä, zwölf Arbeiten, durch deren Ausführung er nach dem Willen des Zeus die Unsterblichkeit erwerben sollte. Die erste dieser Arbeiten war der Kampf mit dem nemäischen Löwen, der unverwundbar war. Herkules trieb ihn in seine Höhle und erwürgte ihn. Als er damit nach Mycenä kam, erschrak Euristheus so, daß er sich in einem ehernen Faß unter der Erde verbarg.

3) Der Minotauros, welchen Minos, König von Kreta, im Labyrinth verborgen hielt, hatte den Leib eines Stiers und den Kopf eines Menschen. Als der Sohn des Minos in Athen ermordet worden war, legte er den Athenern den Tribut auf, alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen zum Fraß des Minotauros in das Labyrinth zu schicken. Theseus tötete das Ungeheuer im Labyrinth und rettete sich aus dessen Irrgängen durch ein Knäul Garn, das ihm Ariadne, die Tochter des Minos, mitgegeben hatte.

4) Die armen Opfer: Die dem Ungeheuer zu opfernden Jünglinge und Jungfrauen.

8. „Ist nur der Sarazen[1]) es wert,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er[2]) nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter.[3])
Von jeder[4]) Not und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Mut muß Weisheit[5]) leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus: Ich habs gefunden!“

1) Sarazen, soviel als Araber, Morgenländer, hier für: Muhamedaner, Türke. Gegen die Türken kämpften jene Ritterorden hauptsächlich.

2) Bekriegt er, der Ordensritter, der Christ, nur die Ungläubigen und deren falsche Götter?

3) Der Jüngling faßt die Aufgabe seines Ordens **weiter**, wie die folgenden Verse zeigen.

4) Auf „jeder“ ist der Nachdruck zu legen. Nicht allein von den Ungläubigen, von jedem Feind muß er die Welt befreien.

5) Gerade darin erkennt der Jüngling für sich selbst seine Entschuldigung, daß er durch Weisheit die Gefahr des Kampfes beseitigt und demnach gegen des Meisters Gebot nicht gefehlt habe.

9. „Und trat zu dir und sprach das Wort:
Mich zieht es nach der Heimat[1]) fort.
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heimschen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgetürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.“[2])

1) Seine Heimat war Frankreich, und dorthin fordert er Urlaub, der ihm gewährt wird.

2) In diesen und den folgenden Versen wird nun das Drachenbild äußerst anschaulich geschildert.

10. „Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.“[1])

1) Daß es sich schlänge, soviel als, daß es sich wohl schlingen könnte.

11. „Und alles bild ich nach genau,
Und kleid es[1]) in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschiens, halb Molch[2]) und Drache,
Gezeuget in der giftgen Lache.[3])
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur[4]) zu greifen;

Die hetz ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme."

1) Und kleid' es u. s. w., d. h. ich überziehe es mit einer häßlichen, grauen Farbe, streiche es damit an.

2) Molch: eine Art schwarzer Eidechsen mit gelben Flecken.

3) Lache: ein stehendes Wasser, ein Sumpf. Weshalb steht der bestimmte Artikel: gezeuget in der giftgen Lache? — Wohl in dem Sinne: in der giftgen Lache, in der solches Gewürm zu leben und sich zu ernähren pflegt.

4) Ur: Auerochse.

12. „Und wo des Bauches weiches Vließ[1])
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,[2])
Von adeliger Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng ichs los,
Und stach'l es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoß,[3])
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren."

1) Vließ oder Fließ: ein veraltetes Wort; es bezeichnet ein Fell, an dem sich noch das Haar, oder die Wolle befindet.

2) Wie die Hunde, so gewöhnte er auch sein Roß an den furchtbaren Anblick des Ungeheuers. Die Ritter, die vor ihm gekämpft, hatten dies versäumt und waren deshalb während des Kampfs ohne allen Beistand der scheu gewordenen Tiere.

3) Sein Geschoß ist natürlich die Lanze oder der Speer.

13. „Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast ich, bis sie sich gewöhnen,
So üb' ichs aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.[1])
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt ich kaum zu ruh'n,
Bis ich das große Werk bestanden."

1) Auf schnellen Schiffen. Wie ist die Mehrzahl

zu erklären? Sie ist wohl so zu verstehen, daß er unterwegs die Schiffe wechselte, indem keins direkt bis Rhodus ging.

14. „Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz;
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten,
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen[1]) nehm ich Rat.
Flugs unterricht ich[2]) meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,[3])
Und von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit ich dem Feinde frisch entgegen."

1) Nicht seinen Verstand befragte er, der ihm sagte: der Meister hats verboten; sondern sein Gefühl, das ihm die Gewißheit gab: ein solches Liebeswerk kann nicht verboten sein.
2) Ich gebe ihnen die nötigen Verhaltungsbefehle.
3) Den „versuchten", d. i. oft erprobten Rappen.

15. „Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch,
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel[1]) schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.[2])
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim[3]) nach der steilen Höhe;
Doch, hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe."

1) Mirakel, vom lateinischen miraculum, ein Wunder oder etwas Wunderbares. Das Gnadenbild wird hier näher als ein Bild von der Anbetung der heiligen drei Könige bezeichnet.
2) Begaben, mit Gaben versehen, ungewöhnlich für beschenken gebraucht.
3) Der Pilgrim u. s. w. Eine Menge von Kirchen haben Bilder, nach denen die Katholiken wallfahrten, weil sie denselben wunderbare Wirkungen zuschreiben.

16. „Tief in dem Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Tau des nahen Moors[1]) befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.

So hielt er, wie der Höllendrache,[2])
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße."

1) Moor, ein sumpfiges morastiges Land mit schwarzem Boden, wie dasjenige, woraus man Torf sticht.

2) Der Höllendrache, wie Cerberus, der Höllenhund, den Ausgang des Hades (der Unterwelt der Alten) bewachte und keinen herausließ.

Manche Ausleger Schillers wollen unter diesem Worte den Satan verstanden wissen; weil der mittelalterliche Charakter des Ganzen ein Bild wie das des Cerberus nicht zulasse.

17. „Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz[1]) von Sünde.
Drauf gürt ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle,[2])
Und schwinge mich behend aufs Roß,
Und Gott empfehl ich meine Seele.

1) Reinigte mein Herz: bat um Vergebung meiner Sünden, um nicht als Strafe dafür das Mißlingen des Unternehmens fürchten zu müssen.

2) Vertot erzählt, er habe den Dienern befohlen, wenn er umkäme, nach Frankreich zurückzukehren, wenn sie aber merkten, daß er die Schlange getötet habe, oder von ihr verwundet sei, so sollten sie herzueilen.

18. „Kaum seh' ich mich im ebnen Plan[1])
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;[2])
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend teilet
Und von sich haucht den giftgen Wind
Und winselnd wie der Schakal[3]) heulet."

1) Der Plan, die Ebene, Fläche; ehemals besonders für Kampfplatz und Schlachtfeld gebraucht.

2) Die Scheu des Rosses und der Hunde zeigt, wie notwendig ihre Einübung bei dem Drachenbild gewesen ist. Sie würden ohne dieselbe gänzlich unbrauchbar zum Kampfe gewesen sein.

3) Schakal, ein in Asien häufiges, wolfähnliches Tier, wegen seiner Farbe Goldwolf genannt.

19. „Doch schnell erfrisch ich ihren Mut,
Sie fassen ihren Feind mit Wut,
Indem ich nach des Tieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab;
Und eh ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick[1])
Und seines Atems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springts zurück,
Und jetzo wars um mich geschehen —"[2])

1) Ein Basilisk ist eine Art giftiger Schlangen, die am häufigsten in Afrika gefunden werden.

2) Der Ritter zeigt nach dieser Strophe, indem er mitten in der Todesgefahr die Blöße des Drachen erspäht, ebensoviel Geistesgegenwart, als er zuvor Klugheit und Tapferkeit bewiesen hat.

20. „Da schwing ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wütend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wutentbrannt,
An seinen Bauch mit grimmgen Bissen[1])
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen."

1) Vergleiche hierzu die Abrichtung der Doggen in Strophe 12: Und wo des Bauches weiches Vließ u. s. w.

21. „Und, eh es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachbohrend bis ans Heft den Stahl;
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl;

Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn.
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh ich die Knappen um mich stehn
Und tot im Blute liegt der Drache."[1])

1) Man bemerke den Wechsel im Ausdruck, mit dem der Dichter das besiegte Tier nennt: Ungeheuer, Lindwurm, Raubtier, Wurm, Feind, Tier, Drache.

4. Das Urteil. Strophe 22—25.

22. Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit[1]) jetzt aller Hörer Brust
So wie der Ritter dies gesprochen;
Und zehnfach am Gewölb gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke[2]) zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

1) Es lag gleichsam wie eine Last auf den Herzen aller Zuhörer, von so viel Klugheit und Tapferkeit hören zu müssen, ohne ihren Beifall laut werden lassen zu dürfen. Jetzt, wo die Erzählung beendet ist, dürfen sie jubeln.
2) Das Volk, welches dem Ritter bis zum Ordenshause gefolgt ist, will ihn dem übrigen Volk in der Stadt zeigen.

23. Und spricht: „„Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm[1]) gebar
Dein Herz als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenstge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt:
Denn der ists, der die Welt zerstöret.

1) Indem der Ordensmeister auch den Ungehorsam als eine Schlange darstellt, und zwar als eine solche, die gefährlicher sei, als die vom Ritter getötete, zeigt er am Treffendsten die Grundlosigkeit der Entschuldigung.

24. „„Mut, zeiget auch der Mameluck,[1]
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,[2])
Da stifteten, auf heilgem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten Schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.[3])
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.““[4])

1) Mamelucken wurden die Sklaven der Türken genannt. Der Meister weist also auf solche hin, die noch unter den Türken standen.

2) In Jerusalem.

3) Im weitern Verlauf dieser Strophe wird die Selbstverleugnung als das eigentlichste Streben des Ordens bezeichnet.

4) In den Worten: „wende dich hinweg!“ und „du darfst dich nicht schmücken mit dem Kreuz des Herrn“ liegt die Ausstoßung aus dem Orden, dessen Abzeichen das Kreuz war, ausgesprochen.

25. Da bricht die Menge tobend aus,
Gewaltger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „„Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härtre Kampf[1]) gelungen.
Nimm dieses Kreuz.[2]) Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen.““

1) Ein harter Kampf wäre die Besiegung seiner Kampflust um des Verbotes willen gewesen, der härtere Kampf ist jedoch seine schweigende Unterwerfung unter des Meisters Urteil.

2) Nimm dieses Kreuz: nimm das Gewand zurück, das du in selbstverleugnendem Gehorsam abgelegt hast. Wenn andere Ausleger bei diesen Worten an die Erhebung des Ritters in den Stand eines Comthurs denken und also das Kreuz, das der Meister giebt, als einen Orden auffassen, so erscheint ein solcher Lohn für die Erreichung des Schwersten, die Überwindung des eignen Herzens, nicht passend.

Das Kreuz befand sich, wie oben bemerkt ist, auf dem Mantel der Ordensritter und wird hier mit dem Kreuz also der Mantel bezeichnet.

Der Graf von Habsburg.

Quelle des Gedichtes.

In einer Anmerkung Schillers zu dem Gedicht „der Graf von Habsburg" bezeichnet er als Quelle desselben den Geschichtsschreiber Tschudi, der in seiner Chronik Folgendes erzählt:

„Zu der Zeit (im Jahre 1266) ritt Graf Rudolf von Habsburg mit seinen Dienern aufs Waidwerk zum Beitzen und Jagen, und wie er in eine Au kam, allein mit seinem Pferd, hörte er ein Schellengeklingel. Er ritt dem Getön nach durch das Gesträuch, um zu erfahren, was das wäre. Da fand er einen Priester mit dem hochwürdigen Sakrament und seinen Meßner, der ihm das Glöcklein vortrug. Da stieg Graf Rudolf von seinem Pferd, kniete nieder und erzeigte dem heiligen Sakrament seine Ehrerbietung. Nun war allda ein Wässerlein und der Priester stellte das heilige Sakrament neben sich, fing an seine Schuhe auszuziehen und wollte durch den Bach hindurchwaten; denn der Steg war durch das Hochwasser hinweggeschwemmt worden. Der Graf fragte den Priester, wo er hinaus wolle? der Priester antwortete: ich trage das heilige Sakrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit liegt; und da ich an dies Wasser gekommen bin, ist der Steg verronnen, und ich muß also hindurchwaten, damit der Kranke nicht verkürzt werde. Da hieß Graf Rudolf den Priester sich mit dem hochwürdigen Sakrament auf sein Pferd setzen und bis zu dem Kranken zu reiten und seine Sache auszurichten, damit der Kranke nicht versäumt werde. Bald kam einer der Diener des Grafen herzu, auf dessen Pferd der Graf sich dann setzte und dem Waidwerk ferner nachging.

Da nun der Priester wieder heim kam, brachte er selbst dem Grafen Rudolf das Pferd wieder mit großer Danksagung der Gnade und Tugend, die er ihm erzeigt habe. Da sprach Graf Rudolf: das wolle Gott nimmer, daß ich oder einer meiner Diener mit Wissen das Pferd bestiege, das meinen Herrn und

Schöpfer getragen. Dünkt Euch, daß Ihrs mit Gott und Recht nicht haben mögt, so ordnet es zum Gottesdienst. Denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Seele, Leib, Ehre und Gut zu Lehen habe. Der Priester sprach: Herr, nun wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in Zeit und dort ewiglich Euch schenken.

Am folgenden Morgen ritt Rudolf in ein Kloster. Dort sagte ihm die Klosterfrau: das wird der allmächtige Gott Euch und Euern Nachkommen wieder vergelten und sollt fürwahr wissen, daß Ihr mit Euern Nachkommen in höchste zeitliche Ehre kommen werdet.

Später ward dieser Priester Kaplan des Kurfürsten von Mainz und hat diesem und andern Herren von solcher Tugend und auch von der Mannheit des Grafen Rudolf soviel angezeigt, daß sein Name im ganzen Reich ruhmwürdig und bekannt ward. Dafür er nachher zum römischen Kaiser erwählt wurde."

Der Gedanke des Gedichtes.

Vergleichen wir das Gedicht mit der Erzählung Tschudis, so finden wir, daß der Dichter, ähnlich wie wir dies im Ring des Polykrates beobachtet haben, bemüht war, Einheit des Orts und Einheit der Handlung herzustellen. Zu dem Zweck führt er uns in den Krönungssaal zu Aachen, und läßt dort jenen Priester als Sänger auftreten.

Das Gedicht zeigt uns: wie die tiefste Demut von Gott mit der höchsten Ehre belohnt wird:

Einteilung.

Das Gedicht läßt sich in drei Teile zerlegen:

1. Der Sänger beim Krönungsmahle. Strophe 1—5.
2. Das Lied des Sängers. Strophe 6—11.
3. Des Liedes Wirkung. Strophe 12.

Erklärung im einzelnen.

1. Der Sänger beim Krönungsmahle. Strophe 1—5.

1. Zu Aachen[1]) in seiner Kaiserpracht
   Im altertümlichen Saale,
   Saß König Rudolfs[2]) heilige Macht[3])
   Beim festlichen Krönungsmahle.[4])
   Die Speisen trug[5]) der Pfalzgraf des Rheins,
   Es schenkte der Böhme[6]) des perlenden Weins,
   Und alle die Wähler, die Sieben,
   Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,[7])
   Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
   Die Würde des Amtes zu üben.

1) In Aachen wurden, im dortigen uralten Dome, bis zu Maximilian II. die deutschen Könige gekrönt.

2) Rudolf I. war geboren am 1. Mai 1218. Er war ein Sohn des Grafen Albrecht von Habsburg. In seiner Jugend begleitete er Kaiser Friedrich II. auf mehreren Heerfahrten und erwarb sich bei diesen Gelegenheiten den Ruhm eines tapfern Ritters und Kriegsmanns. Da es von ihm bekannt war, daß er seinen Schutz allen Schwächern angedeihen ließ, die ihn darum angingen, so wählten ihn 1257 die Zürcher, Urner, Schwyzer und Unterwaldner zum Hauptmann und Schirmherrn. Als solcher verteidigte er sie gegen den Lehnsadel und war besonders den Raubrittern ein Schrecken.

Eben war Rudolf im Begriff, eine Fehde zu vermitteln, als Burggraf Friedrich von Nürnberg und der Reichshofmarschall Graf Heinrich von Pappenheim kamen, um ihm im Namen der Kurfürsten seine Wahl zum Kaiser zu verkündigen und ihn zur Krönung nach Aachen einzuladen. Rudolf antwortete: „Der Ehre und des Preises eracht ich mich zwar unwert, bitte aber Gott, er wolle mich also gesinnt machen, daß ich ihm und den Menschen zum Wohlgefallen das Reich führen möge."

3) Heilige Macht, so viel als: Majestät.

4) Das Krönungsmahl fand am Aller-Heiligen-Abend des Jahres 1273 statt.

5) Die sieben fürstlichen Wähler, nämlich die Kurfürsten, traten zum ersten Mal bei der Doppelwahl Richards von Cornwallis und Alfons von Castilien auf. Sie leiteten ihr Wahlrecht von den Erzämtern ab, welche sie inne hatten.

Bei der Wahl Rudolfs in Frankfurt am Main und später beim Krönungsmahle waren folgende Kurfürsten thätig: 1) Pfalzgraf Ludwig der Strenge, als Erztruchseß; 2) Herzog Albrecht II. von Sachsen, als Erzmarschall; 3) Markgraf Otto von Brandenburg, als Erzkämmerer; der vierte hätte Ottokar von Böhmen sein müssen, als Erzschenk, aber als Nichtdeutschen schloß man ihn vom Stimmrecht aus und gab seine Stimme an Bayern, das früher mitzuwählen hatte. Dazu kamen 5) und 6) und 7) die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier.

6) Wenn Schiller den Böhmen als Erzschenk hier anführt, so bemerkt er selbst zu diesem Vers, wie er recht gut wisse, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte. Er läßt ihn wohl deshalb sein Amt dennoch bei der Krönung verwalten, um den Glanz des Mahles zu erhöhen.

7) Man kannte in früherer Zeit nur sieben Planeten, auf welche der Vergleich dieses Verses anspielt.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon[1])
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jubelnde Rufen der Menge,
Denn geendigt[2]) nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter[3]) war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr[4]) waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

1) Balkon, im gewöhnlichen Sinn ein Geländer vor einem Fenster. Hier ist damit eine Galerie gemeint, die um die Wände des Saals herumlief und von der herab das Volk dem Krönungsmahle zuschaute.

2) Denn geendigt nach langem u. s. w. — Von Vers 5 bis Ende der Strophe ist die Zeit des Interregnums in kurzen, treffenden Zügen sehr anschaulich geschildert, ebenso, wie die ganze Strophe die Freude der damaligen Welt über das Aufhören jenes ungeordneten Zustands des deutschen Reiches vorzüglich darstellt.

Interregnum — kaiserlose Zeit — nannte man die Zeit von 1250—1273, in welcher zwar mehrere Fürsten zu deutschen Kaisern erwählt waren, ihr Ansehen als solche jedoch nicht behaupten konnten. Es war die Zeit der höchsten Zuchtlosigkeit, unter der das Reich jemals geseufzt, und das Raubrittertum stand in seiner höchsten Blüte.

3) Ein Richter war wieder auf Erden. Kaiser Rudolf übte in der That strenges Gericht gegen die eingerissene Gesetzlosigkeit. Im Jahr 1289 brach er allein in Thüringen 66 Raubburgen und ließ 29 von deren Besitzern in Erfurt hinrichten; 1293 zerstörte er in Franken und Schwaben wieder 70 Burgen von Raubrittern.

4) Nicht blind mehr u. s. w. Nicht blinde Gewalt, nicht Faustrecht, sondern die bewußte und verständige Entscheidung eines obersten Richters entscheidet nun.

3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ichs gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ichs als Kaiser entbehren."

1) Der Jubel des Volkes, der sich so stürmisch ihm kundgab, mußte auch Rudolf aufs Freudigste stimmen.

4. Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;[1])
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,[2])
Der Sänger singt von der Minne[3]) Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
„„Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?""

1) Talar ist ein bis auf die Füße reichendes Gewand.

2) Der Saiten Gold, die goldenen Saiten, wie oben Strophe 1 „König Rudolfs heilige Macht" für: der in seiner Majestät heilige und mächtige König Rudolf steht.

3) Minne, ein jetzt nur noch dichterisch gebrauchtes Wort für: Liebe.

4) Sold soviel als: Lohn. „Was ist der Liebe Lohn?" Die Liebe wird allein durch Gegenliebe belohnt.

5. „Nicht gebieten werd ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herrn Pflicht![1])
Er gehorcht der gebietenden Stunde.[2])
Wie in den Lüften[3]) der Sturmwind saust,[4])
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket[5]) der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

1) In der Pflicht, d. i. im Dienste Gottes, der ihm die Gabe des Gesangs verliehen hat.

2) Er gehorcht der gebietenden Stunde. D. h. er singt dann, wenn es ihm die Stunde gebietet, wenn er den mächtigen Drang des Dichtens und Singens in sich spürt. Diese Zeit hat er nicht in seiner Willkür, sondern er muß abwarten, bis der „höhere Herr", dem er unterthan ist, sie herbeiführt.

3) Wie in den Lüften u. s. w. hier wird näher ausgeführt, daß die dichterische Begeisterung geheimnisvoll und unerklärlich in ihrem Ursprung und in ihrem Aufhören ist.

4) Der Sturmwind saust. Dieser Vers ist mit dem folgenden eine Anspielung auf das Schriftwort: „Der Wind bläst, wo er will und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt." Ev. Joh. 3, 8.

5) Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt. So heißt es in der Macht des Gesanges:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er (der Gesang) das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

2. Das Lied des Sängers. Strophe 6—11.

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„„Aufs Waidwerk[1]) hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen,[2])
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein[3]) hört er erklingen fern,
Ein Priester wars mit dem Leib des Herrn:
Voran kam der Meßner[4]) geschritten.

1) Das Waidwerk: Die Kunst und Beschäftigung eines Jägers. Oft steht das Wort auch, wie hier, geradezu für Jagd.

2) Den flüchtigen Gemsbock zu jagen. Die Ausleger Schillers finden den Zusatz, daß der Graf auf die Gemsjagd geritten sei, wovon Tschudi nichts sagt, unglücklich gewählt. Allein wir erinnern auch hier daran, wie außerordentlich sorgsam Schiller in der Ausarbeitung der kleinsten Nebenzüge zu Werke ging, und wie genau prüfend seine Freunde, denen er fast stets seine Gedichte vorlegte, bevor sie gedruckt wurden, Vers für Vers musterten, so daß wir nur annehmen können, er habe absichtlich diesen Zug erwähnt.

3) Ein Glöcklein, das Meßglöckchen. Es wird mit demselben bei der Messe (dem Teil des katholischen Gottesdienstes, nach dessen Absingung der Priester das Abendmahl genießt) das Zeichen gegeben, wenn die Verwandlung der Hostie in den Leib Christi (die Konsekration) geschehen ist.

4) Meßner ist der Kirchendiener, der das zur Messe gehörige Gerät in seiner Verwahrung hat.

7. „„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,[1])
Das Haupt mit Demut entblößet,[2])
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.[3])
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;

Und beiseit legt jener das Sakrament,[4])
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.""

1) Der Graf verneigt sich vor der Monstranz, dem Gehäuse, in welchem in der katholischen Kirche die geweihte Hostie aufbewahrt und gezeigt wird.

2) Entblößet ist Partizipium. Indem er sein Haupt demütig entblößt heißt es hier.

3) In der Hostie verehrt er den Erlöser der Welt selber.

4) Ein Sakrament ist eine von JEsus selbst eingesetzte feierliche Handlung. Bekanntlich zählen deren die Protestanten zwei (Taufe und Abendmahl); jedoch die römisch Katholischen sieben. Hier ist bildlich das Sakrament selbst für die zum Sakrament erforderlichen Gerätschaften gesetzt. Wir haben uns zu denken, daß der Priester die Monstranz hinlegt, um sich zum Durchwaten des Wassers zu rüsten.

8. „Was schaffst du?[1])" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert[2]) betrachtet.
„„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost[3]) schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden[4]) werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.""

1) Was schaffst du? — Schaffen wird zuweilen auch im Hochdeutschen für thun gebraucht, z. B. in der Redensart: was hast du hier zu schaffen? Hier heißt es in diesem Sinne: was thust du, was beginnst du hier mit der Monstranz mitten im Walde?

2) Verwundert darüber, daß er den Priester im Walde mit dem Meßner und der Monstranz findet.

Der Schauplatz der Handlung war in der Nähe der Burg Neu-Habsburg zwischen Luzern und Küßnacht.

3) Himmelskost: der Genuß des heiligen Abendmahls.

4) Daß dem Lechzenden werde sein Heil, daß er vor dem Tode durch den Genuß des heiligen Abendmahls den Trost und die Beruhigung finde, nach der er schmachtet.

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich[1]) Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.

Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget[2]) noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden[3]) am Zügel geführet.

1) Ritterlich wird das Roß wohl nicht nur deshalb genannt, weil es Eigentum eines Ritters ist, sondern auch, um im Gegensatz zu dem demütigen Priester auszudrücken, daß es ein stolzes, prächtig gezäumtes Roß ist.

2) Vergnüget u. s. w. Vergnügen ist von „genug“ abzuleiten. Es heißt dann: genügen, befriedigen. Er befriedigt seine Jagdlust.

3) Bescheiden. Gestern, im heiligen Dienste, scheute er sich nicht, das stolze Roß zu reiten, heut führt er es und geht zu Fuß nebenher.

10. „Nicht wolle das Gott,“ rief mit Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte[1]) fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen![2])
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage[3]) und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“

1) Der ungewöhnliche Ausdruck: „das Roß beschritte“ erklärt sich aus der Quelle des Dichters, wo es heißt: „daß ich oder einer meiner Diener das Roß überschritte.“

2) Das meinen Schöpfer getragen; genau wie Tschudi. Christus ist als Schöpfer der Welt gedacht. So heißt es im Hebräerbrief Kap. 1, 2: Gott hat den Sohn gesetzet zum Erben über alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat.

3) Zu Lehen trage. Dieser Ausdruck ist der Zeit, in welcher die Geschichte spielt, sehr angemessen, indem damals das Lehnswesen von allgemeinster Bedeutung war. Da Lehen eine Sache bedeutet, die von dem Eigentümer einem andern unter gewissen Bedingungen übertragen wird, so zeigt der Graf mit jenem Ausdruck seine aufrichtige Frömmigkeit, indem er es ausspricht, daß er recht wohl weiß, er müsse jene Güter dereinst sämtlich dem obersten Lehnsherrn, seinem Gott, zurückgeben und dafür Rechenschaft ablegen.

11. „„So mög auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,

Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten[1]) im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter[2]).
So mögen sie,"" rief er begeistert aus,
„„Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!""

1) Von diesem ritterlichen Walten, als Schirmherr der Schweiz, ist bereits erzählt.

2) Von seinen sechs Töchtern heiratete die älteste, Mathilde, den Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein; die zweite, Agnes, den Herzog Albrecht II. von Sachsen-Wittenberg; die dritte, Katharine, den Herzog Otto von Niederbayern; die vierte, Hedwig, den Markgrafen Otto den Kleinen von Brandenburg; die fünfte, Jutta, den König Wenzel von Böhmen; die sechste den König Karl Martell von Neapel und Sicilien.

3. Des Liedes Wirkung. Strophe 12.

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters[1]) erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte[2]) den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.[3])

1) Die Züge u. s. w. In den Zügen des Sängers, der sein Lied geendet hat, erkennt der Kaiser die Züge des Priesters dem er einst sein Roß geschenkt.

2) Und erkannte u. s. w., Alles erkannte im Kaiser den Grafen, der die edle, vom Sänger besungene That gethan hatte.

3) Hoffmeister hat gegen den Schluß des Gedichts Bedenken geltend gemacht. Er fragt: „was brachte diese allgemeine Rührung und religiöse Erhebung der Gemüter hervor?" Er meint, die Prophezeihung von den sechs Kronen der Töchter habe nur dann diesen Eindruck machen können, wenn sie zur Zeit des Krönungsmahles schon in Erfüllung gegangen sei. Die Hinweisung auf die damals noch nicht verheirateten Töchter stände ziemlich müssig da.

Allein jene Prophezeiung war eine doppelte: einmal allgemeiner, daß Gott den Grafen zu Ehren bringen werde, wie der Graf ihn geehrt habe. Dieser Teil der Verheißung hatte sich

auf das Glänzendste erfüllt. Der Graf, der zur Zeit jener Begebenheit noch nicht einmal zu den mächtigsten oder begütertsten deutschen Fürsten gehört hatte, war jetzt Kaiser von Deutschland, „Herr der Welt." An dieser Erfüllung trat so sichtlich das „göttliche Walten" hervor, daß nun auch die Verwirklichung des zweiten, bestimmteren Teils der Prophezeihung in das Gebiet nicht nur der Möglichkeit, sondern sogar der Wahrscheinlichkeit gerückt war.

Die Teilung der Erde.

Einleitung.

Es gehört dies Gedicht in die Zahl der Fabeln und Parabeln, deren wir nur wenige von Schiller besitzen. Schiller nennt es selbst in einem Brief an Goethe eine Schnurre. Wir sehen hier, wie derselbe Schiller, der uns zuweilen durch den höchsten Schwung des Tragischen hinreißt, auch heiter und witzig zu erzählen weiß.

Das Gedicht will folgende Wahrheit darstellen:

Der Dichter, dessen hochgehobener, mehr auf das Unsichtbare, als auf das Wirkliche und Sichtbare gerichteter Sinn oftmals die gebieterischen Ansprüche dieses Lebens, seine prosaischen und nüchternen Anforderungen vergißt, kommt dadurch häufig in Armut und Dürftigkeit. Dann aber, wenn er sich von dem entblößt sieht, was viele seiner Mitmenschen in Fülle haben, trägt ihn sein erhabener Geist über solche Bedrängnisse, über Mangel und Entbehrungen aller Art hinaus. Er freut sich seines Schaffens, freut sich der Wahrheiten, der unvergänglichen Gedanken, die seinen Geist erheben und seine Muse erwecken, und vergißt darüber alle irdische Not.

Schiller erfuhr diese Wahrheit an sich selber. Er hatte Zeiten, wo er kaum die nötigsten Bedürfnisse erschwingen konnte. Aber seine dichterische Begeisterung, die Gewisheit seines hohen Berufes, erhob ihn über die Gefahren und über das Peinliche solcher Lagen.

Erklärung im einzelnen.

1. „Nehmt hin die Welt!" rief Zeus[1]) von seinen Höhen[2])
 Den Menschen zu; „nehmt, sie soll euer sein.
 Euch schenk ich sie zum Erb und ewgen Lehen;[3])
 Doch teilt euch brüderlich darein.

1) Zeus, ist in der griechischen Götterlehre der oberste der Götter, der „Vater der Menschen und Götter". Er gibt den Menschen die Erde, damit sie sich in ihre Güter teilen.

2) Von seinen Höhen heißt es; weil sich die Griechen die Wohnung des Zeus als eine auf dem Berg Olymp gelegene Burg dachten, die bis in den Himmel ragte.

3) Zum Erb und ew'gen Lehen so viel als: zu stetem Besitz. Ein Lehen ist ein von dem Eigentümer, dem Lehnsherrn, unter gewissen Bedingungen und Förmlichkeiten einem andern, dem Lehnsmann, zum Nießbrauch übertragenes Gut.

2. Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte[1]) durch den Wald.

Auf die Aufforderung des Zeus eilen alle, die nur zugreifen können, sich von der Erde ihr Teil zu nehmen. Der Bauer wählt sich die Früchte der Erde; der Edelmann den Wald mit seinem Wild.

1) Birschen oder pirschen, mit Geschossen jagen, im Gegensatz zu „beizen", mit abgerichteten Raubvögeln jagen; hier steht birschen überhaupt für jagen.

3. Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,[1])
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: „der Zehente ist mein."

Der Kaufmann füllt seine Magazine, der Abt seine Keller, der König wählt für sich die Steuern und Abgaben.

1) Firnewein: ein in Süddeutschland noch gebräuchlicher Ausdruck für vorjährigen Wein, daher überhaupt: alter, guter Wein.

4. Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern[1];)
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

Als alles schon verteilt ist, kommt der Dichter und findet nichts mehr für sich übrig.

1) Was ist die weite Ferne, in welcher er geweilt hat? Schiller sagt es Strophe 6. Es ist das Land der Träume, es sind die hohen, oft überschwänglichen Gedanken und Entwürfe, in denen er gelebt, deretwegen er die Güter der Erde vergessen hat.

5. „Weh mir! so soll denn ich allein von Allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?"[1])
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis[2]) Thron.

Der Dichter wirft sich vor dem Thron des Jupiter — Zeus — nieder und beklagt sich, daß für ihn, der dem aus dem Nichts schaffenden Gott am nächsten stehe, nichts mehr übrig sei.

1) Seinen getreusten Sohn nennt er sich deshalb, weil er ja nicht auf das Irdische sieht, sondern auf die ewige Wahrheit sinnt, die allein von Gott kommt und zu Gott führt.

2) Jovis ist der Genitiv von Jupiter, also so viel wie des Jupiter, des Zeus.

6. „„Wenn du im Land der Träume[1]) dich verweilet,""
Versetzt der Gott, „„so hadre nicht mit mir,
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?""
„Ich war," sprach der Poet, „bei dir.[2])"

Deine eigne Schuld ist's, sagt ihm Zeus, wenn du bei der Teilung fern bliebst und auf die Frage, wo er gewesen sei, antwortet der Dichter, bei Zeus.

1) Im Lande der Träume, fern von der Wirklichkeit, in den Erhebungen der Poesie.

2) Bei dir: mit der Erforschung deines Wesens, deiner Gedanken, deiner Wahrheit beschäftigt.

7. „Mein Auge hing an deinem Angesichte,[1])
An deines Himmels Harmonie[2]) mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte[3])
Berauscht, das Irdische verlor!"

Der Dichter fährt fort die Entzückungen, die ihn die Erde vergessen ließen, zu schildern.

1) An deinem Angesichte. Mein Auge weilte auf all den Schönheiten, die ein Ausfluß deiner Schöpferkraft sind.

2) An deines Himmels Harmonie mein Ohr. Die Griechen redeten von der Musik der Sphären, d. h. von sanften Melodieen, welche die Bewegungen der Gestirne hervorbrächten. Nur die Weisen und Dichter vernahmen, wie die Sage ging, diese Musik.

3) Von deinem Lichte: von dem Lichte der ewigen Wahrheit, welches den andern Sterblichen verhüllt ist, und nur in dem entzückten Geiste des Dichters erfaßt wird.

8. „„Was thun?"" spricht Zeus — „„die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein:
Willst du[1]) in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.""

Die Güter der Welt, antwortet Zeus, sind für dich verloren; doch mein Himmel ist noch für dich offen.

1) Willst du u. s. w., willst du teilnehmen an höheren, als irdischen Freuden und Genüssen, so soll es dir vergönnt sein, die reinsten, den andern versagten Freuden, die geistigen Genüsse des Denkens, des Forschens, des Enthüllens der Wahrheit zu empfinden!

Das Mädchen aus der Fremde.

Eine sinnbildliche Darstellung oder ein Gleichnis.

Gegenstand der sinnbildlichen Darstellung.

Das Mädchen aus der Fremde ist ein Gedicht von solcher Einfachheit, Innigkeit, Anmut und Lieblichkeit, daß wir es nicht lesen können, ohne den ganzen Reiz der Schillerschen Poesie zu empfinden. Auch für den der die Deutung dieses Gleichnisses nicht kennt, ist das ausgeführte Bild so schön, so wunderbar ansprechend, daß es schon an und für sich ergreift. Noch wertvoller aber wird uns das kleine Gedicht, wenn wir es mit dem Bewußtsein seines tiefern Sinnes lesen. Es ist nämlich unter dem „Mädchen aus der Fremde“ die Dichtkunst zu verstehen, und der Eindruck, den das Gedicht auf jeden ausübt, der nur einigen Sinn für dichterische Schönheiten hat, gleicht ganz dem Zauber, den die Erscheinung des Mädchens auf alle ausübt, denen es nahe kommt und ist der beste Beweis für die innere Wahrheit des vom Dichter gebrauchten Bildes.

Wenn wir indes sagen, das Mädchen aus der Fremde ist die Dichtkunst, so verstehen wir dies Wort hier im weitesten Sinne. Alle Künste streben nach der Darstellung des Schönen, welches sie zwar nie erreichen, das aber als schönstes Traumbild dem Künstler vor der Seele steht. Dies Ideal, das die Seele des Künstlers erfüllt, das ihn mitten in der ihn umgebenden Welt eine höhere, vollendetere Welt schauen läßt, sucht er in seinen Schöpfungen zu verwirklichen. So lange dieses Musterbild nun noch lediglich als Antrieb zu künstlerischem Schaffen in der Seele des Künstlers lebt, so lange ist es, wenn wir das Wort im weitesten Sinne nehmen, Dichtung. Sie ist in diesem Sinne jene, über die irdischen Verhältnisse und Schranken sich erhebende reine und ungetrübte Stimmung der Seele, die sowohl

zu höherer Betrachtung, als zu höherer Darstellung der Welt und ihrer Dinge führt und so mit Recht die Quelle aller übrigen Künste genannt werden kann. Wenn man die Malerei eine stumme und die Bildhauerei eine in Stein gehauene Dichtung genannt hat, so liegt auch dieser Auffassung der Gedanke zu Grunde, daß die Dichtkunst die Mutter der übrigen Künste sei.

Erklärung im einzelnen.

1. In einem Thal[1]) bei armen Hirten[2])
Erschien mit jedem jungen Jahr,[3])
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen[4]) schön und wunderbar.

1) Mit dem Thal, in welchem die Dichtkunst einkehrt, ist angedeutet, daß sie stille, friedliche Zurückgezogenheit liebt. Dem Lärm und der Unruhe bleibt sie ferne, das Getümmel des Kriegs flieht sie.

2) Bei armen Hirten soll gleichfalls, indem es an den friedlichen Aufenthalt der Hirten erinnert, den Begriff des Thals weiter ausführen. Die, zu denen die Dichtkunst kommt, werden aber ferner deshalb als Hirten bezeichnet, um damit anzudeuten, daß zur Pflege der Künste nicht allein die rechte Stätte, der geeignete Boden notwendig ist, sondern auch Menschen, die friedlich und ruhig, frei von Bosheit und Ränken in einfachen, reinen Sitten leben.

3) Erschien mit jedem jungen Jahr. Damit, daß die Ankunft des Mädchens in den Lenz verlegt wird, den ja die Hirten am Freudigsten begrüßen, soll einmal die Freude angedeutet sein, die überall in der Begleitung der Künste ist; dann aber läßt sich auch die Zeit der Erscheinung des Mädchens insofern festhalten, als gerade der Frühling in der Natur, wie im Menschenleben (die Jugend) der Dichtkunst am günstigsten ist.

4) Ein Mädchen schön und wunderbar. Auch im Abschied vom Leser wird die Muse als Mädchen dargestellt; „wunderbar", soviel wie erhaben und unerklärlich.

Mit dem Begriff Mädchen ist zugleich der Begriff der Jugend, des Frohsinns und der Heiterkeit gegeben, wie Schiller von der Kunst sagt:

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

2. Sie[1]) war nicht in dem Thal geboren,[2])
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,[3])
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

1) In der zweiten Strophe wird uns die Herkunft des Mädchens und damit der Ursprung der Dichtkunst geschildert.

2) Nicht in dem Thal geboren. Die Poesie ist nichts alltägliches, nichts einheimisches, sie ist etwas höheres, aus unbekannten Quellen strömendes.

3) Doch schnell war ihre Spur verloren. Rasch und geheimnisvoll, wie die Gewalt der Dichtung über uns kommt, uns in eine andere schönere Welt hineinzaubert, uns zum Genuß und Schaffen des Schönen begeistert, so rasch verschwindet sie auch wieder. Das ist bei den einzelnen Personen, wie bei ganzen Völkern der Fall.

Was die Empfänglichkeit für die Dichtkunst bei den einzelnen Menschen betrifft, so hat ein jeder, auch der Dichter, Zeiten, in denen sein Sinn für dieselbe nicht so offen ist, wie zu anderer Zeit. So klagt Schiller im November 1796, „auch nicht den Saum des Kleides einer Muse erblickt zu haben."

3. Beseligend[1]) war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde,[2]) eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

In dieser Strophe wird die Wirkung der Dichtkunst geschildert. Sie macht das Herz weit, d. h. sie erschließt es den süßesten Hoffnungen, den kühnsten Plänen und Entwürfen, den edelsten Entschließungen und gerade dadurch gewährt sie die höchste und reinste Freude.

1) Welche Seligkeit sie dem Dichter gewährt, lesen wir in der „Teilung der Erde," in den Worten des Dichters, wie auch in den Worten des Zeus (Strophe 7 und 8).

Doch auch der Nicht-Dichter empfindet, wenn auch wohl in geringerem Grade, diese Seligkeit. Bei ihm gilt das Wort aus der Macht des Gesangs:

Es schwinden jedes Kummers Falten
So lang des Liedes Zauber walten.

Worin aber besteht dies Gefühl der Seligkeit? Bei ihm, wie bei dem Dichter, in den schönen Bildern und Ahnungen einer höhern, vollkommneren Welt, welche die Dichtkunst ihm in seiner Einbildungskraft erregt.

2) Doch eine Würde u. s. w. Schon deshalb, weil die Begeisterung jeden Augenblick wieder entfliehen kann und sich also auch dem Dichter nie zu stetem, gewissem Besitz hingibt, wird sie auch niemals zur völlig Vertrauten. Sie bleibt sich stets ihres höhern Ursprungs bewußt, und in unerreichbarer Ferne steht sie über dem armen Erdgeborenen.

4. Sie brachte Blumen mit und Früchte,[1])
Gereift auf einer andern Flur,

In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

1) Unter den Blumen und Früchten, welche die Dichtkunst mitbringt, verstehen wir die verschiedene Wirkung, welche sie auf den einzelnen ausübt. Der eine wird durch sie nur zur höhern Betrachtung der Dinge geführt, zum Genuß und Verständnis der Schönheit: der andere zu künstlichem Schaffen, zur höhern Darstellung. Bei den erstern gleichen die Zauber der Dichtung nur dem flüchtigen Blütenduft, der bald verweht ist, bei dem letztern gewinnen sie Form und Gestalt, setzen also gleichsam zu Früchten an. Bei den ersteren ist die dichterische Stimmung auch zugleich mit dem Aufhören der dichterischen Anwandlung unwiederbringlich verloren, der letztere hat jene erhabene Eindrücke durch bleibende Kunstwerke gefesselt. Dem Einen hat die holde Kunst ihre Blüten, dem andern ihre Früchte geschenkt.

5. Und teilte jedem[1]) eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

1) Die Gabe der Dichtung ist weder an einen Stand noch an ein Alter gebunden. Ihr Verständnis, ihre Erhebungen sind jedem empfänglichen Menschen zugänglich, wenn es freilich auch andere Bilder sind, durch welche sie den Jüngling und andere durch welche sie den Greis begeistert.

Wir dürfen sie uns aber nach dieser und der folgenden Strophe nicht denken, als käme sie zu jedem ungerufen, als sei es nicht möglich und nicht notwendig, ihre Gaben aufzusuchen. Sie ist vielmehr da mit ihren Gaben, und wer Sehnsucht darnach hat, kann und muß sich dieselben holen (ein jeder, der zu ihr kam, ging beschenkt nach Haus). Auch nach Strophe 6 heißt sie die zu ihr kommenden Gäste willkommen.

Wir dürfen also nicht erwarten, ihre Zauber von selbst über uns kommen zu sehen; wir müssen auch durch das Studium des Schönen der Gaben der Dichtkunst teilhaftig zu werden suchen.

6. Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.[1])

1) Den Liebenden reicht die Dichtkunst ihre schönsten Gaben, d. h. in der Zeit der Jugend, in der Zeit der Liebe ist das Herz am empfänglichsten für ihre Genüsse.

Es ist mit Recht gesagt, daß fast jeder Mensch einmal im Leben Dichter sei, nämlich in der Zeit der ersten Liebe. In dieser Zeit, die Schiller so schön in der Glocke geschildert hat, lebt das Herz nur in den höchsten Erwartungen einer sich niemals völlig verwirklichenden Welt der Hoffnung.

Pompeji und Herculanum.

Einleitung.

Wie Tacitus erzählt, wurden im Jahre 63 nach Christi Geburt die Städte Pompeji und Herculanum, beide in Campanien am Fuße des Vesuvs gelegen, durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht. Nachdem sie wieder aufgebaut waren, wurden beide Städte am 24. August des Jahres 79 bei einem Ausbruch des Vesuvs durch Asche und Lava ganz verschüttet. Pompeji ward vierzehn Fuß hoch mit Asche, Sand und Bimsstein bedeckt, Herculanum durch eine Lavaschicht von fünfzig bis hundert Fuß begraben. Viele Bewohner entgingen indes dem Untergang. An der Stelle von Herculanum wurden später die Orte Portici und Resina erbaut. —

Im Jahre 1721 stieß man beim Graben eines Brunnens auf das Theater von Herculanum. Die Festigkeit der Lava erschwerte hier, ebenso wie die darüber gebauten Städte, weitere Ausgrabungen. Bei Pompeji aber ist es gelungen, mehr als den dritten Teil der Stadt bloß zu legen, so daß hier der Besucher das Bild einer griechisch-italienischen Stadt gewinnt.

Es läßt sich denken, wie sehr Schiller, der so ganz in der griechischen Welt lebte, diesen Ausgrabungen seine Teilnahme zuwandte. So führt er uns denn mitten in die Stadt Pompeji und schildert sie uns als erlöst von einer langen Verzauberung so lebhaft, daß wir ganz in das Leben und Treiben, wie es hier vor 1800 Jahren herrschte, hineinversetzt werden und im Geiste auch die Menschenwelt in den Straßen neu erstehen sehen.

Einteilung.

Nach einer Einleitung durch die Verse 1—6, führt uns der Dichter durch die Straßen, vom Porticus bis ins Theater, und von

da auf das Forum, Vers 7—18; dann läßt er uns in den Versen 19—46 ein Wohnhaus, hierauf in den Versen 47—50 das Museum und endlich in den Versen 51—56 einen Tempel besuchen.

Erklärung im einzelnen.

1. Einleitung. Vers 1—6.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,[1])
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen, Römer, o kommt, o seht das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Herkules Stadt.[2])

1) Es bezieht sich dies Flehn um trinkbare Quellen auf das Graben des Brunnens, durch welches die verschüttete Stadt entdeckt wurde.

2) Hercules Stadt: Herculanum, oder, wie es richtiger heißt: Herculaneum. Der Sage nach hat Hercules diese Stadt gegründet.

Der Dichter trennt in seiner Darstellung die beiden Städte nicht, sondern läßt das Bild beider in eins zusammenfließen.

2. Wanderung durch die Straßen. Vers 7—18.

Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus[1]) öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater,[2]) es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.
Mimen,[3]) wo bleibt ihr? Hervor! das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest[4]) folge der grausende Chor![5])
Wohin führet der Bogen des Siegs?[6]) Erkennt ihr das Forum?[7])
Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?[8])
Traget, Lictoren,[9]) die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor,[10]) der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.

1) Porticus: eine Säulenhalle, ein Säulengang. Nach außen waren diese Hallen, die zu Spaziergängen, besonders bei schlechtem Wetter, dienten, durch Wände geschützt, auf denen Gemälde angebracht waren.

2) Vergleiche über das griechische Theater und seine Bauart: Kraniche des Ibycus Strophe 10, 8.

3) Mimen sind Schauspieler. Das Wort bedeutet Nachahmer und bezeichnet in engerem Sinne eine Art Komiker.

4) Atreus Sohn ist Agamemnon. Der Dichter denkt

an die Aufführung der Opferung der Iphigenia in Aulis durch ihren Vater Agamemnon und an die Verfolgung des Muttermörders Orestes durch die Furien.

5) Über diesen grausenden Chor vergleiche: Kraniche des Ibycus Strophe 12, 8.

6) Bogen des Siegs für: Triumphbogen.

7) Das Forum war der Versammlungsplatz des Volkes für Gerichte und Märkte.

8) Der kurulische Sessel war ein prächtiger, von Elfenbein oder Marmor und Metall gearbeiteter Stuhl ohne Lehne, auf dem die höheren Magistrate Recht sprachen.

9) Die Liktoren waren die Diener der höheren Magistrate, die ihnen als Zeichen der Macht die Rutenbündel mit den Beilen vortrugen.

10) Ursprünglich hatten die Consuln die Gerichtsbarkeit in der Stadt Rom. Seit 367 v. Chr. wurde dieselbe einem Prätor übertragen. Später hatte der städtische Prätor in der Stadt Recht zu sprechen und zur Leitung auswärtiger Untersuchungen wurden auswärtige Prätoren ernannt, deren Zahl unter Augustus 12, oft aber mehr betrug, so daß wohl Götzinger mit Unrecht es unbegreiflich findet, daß in Pompeji oder Herkulanum vom Dichter ein Prätor genannt wird.

3. Besuch eines Hauses. Vers 19–46.

Schützend springen die Dächer hervor,[1]) die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.[2])
Öffnet die Läden[3]) geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrigte Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich[4]) sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.[5])
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston[6]) reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien[7]) dort keltern den purpurnen Wein;
Hoch auf springt die Bacchantin[8]) im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun[9]) hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren,[10]) auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus[11]) ihn an.
Knaben, was säumt ihr? Herbei! da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug![12])
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?[13])
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd.
Kauft, hier geb ich euch Münzen, vom mächtigen Titus[14]) gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,

Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an!
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten[15]) zum Schmuck.
Führet die Braut in das duftende Bad,[16]) hier stehn noch die Salben,
Schminke find ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.

1) Die glatten Dächer der Alten sprangen über die Häuser vor und dienten den Fußgängern so zum Schutze gegen Sonne und Regen.

2) Die Fenster der Alten gingen nach dem Hofe. Gewöhnlich jedoch empfingen die Zimmer ihr Licht durch die Thüren.

3) Glasfenster hatten die Alten nicht, sondern nur Öffnungen, welche durch Läden geschlossen wurden.

4) Das Estrich, früher Aestrich, ist ein mit Steinen belegter Fußboden. Bei den Alten bestand das Estrich oft aus prachtvoller Mosaikarbeit.

5) An Wandgemälden war Pompeji sehr reich. Vers 27 bis 34 werden einzelne solcher Wandgemälde beschrieben.

6) Feston, ein Gewinde von Früchten, Blumen oder Blättern, wie sie häufig zur Einfassung von Gemälden angewandt wurden.

7) Ein Genius wurde gewöhnlich als Jüngling in einer Toga dargestellt.

8) Bacchantinnen, Mänaden, waren rasende Weiber, die im Gefolge des Gottes Bacchus waren.

9) Satyrn, Faunen und Pane, sämtlich Begleiter des Bacchus, wurden früher verschieden, später in derselben Bedeutung gebraucht. Sie werden geschildert als von leichtsinnigem Charakter und der Liebe, dem Wein und der Musik ergeben. Sie pflegten die Nymphen zu necken.

10) Centauren waren Gestalten, aus einem Mann und einem Roß zusammengesetzt und zwar so, daß sich an den Leib und die Brust eines Pferdes der Oberkörper eines Mannes anschloß.

11) Thyrsus hieß ein Stab, den die Begleiter des Bacchus trugen. Er war mit Weinlaub und Epheu bekleidet.

12) Da in einigen Städten Etruriens sehr gesuchte, prachtvolle Vasen gefertigt wurden, so nannte man überhaupt ausgegrabene Vasen „etrurische." Sie dienten als Eimer, Krüge, Weingefäße, sowie zum Schmuck und bestanden aus gebranntem Thon mit roten Figuren auf schwarzem Grunde bemalt oder waren von ciselirtem Metall.

13) Die Sphinx war ein Ungeheuer, das in der Regel aus dem Rumpf eines geflügelten Löwen und aus Kopf und Brust einer Jungfrau bestehend, abgebildet wurde.

14) Titus Flavius Vespasianus war römischer Kaiser zur Zeit der Verschüttung der Städte. — Er war jener Titus, der im Jahre 70 n. Chr. Jerusalem eroberte.

15) Paste: ein in Glas, Wachs oder Porzellan nachgebildeter Edelstein. Hier wohl für kostbare Steine überhaupt.

16) Das Baden war sehr beliebt bei den Alten. Nach dem Bade wurde der Körper mit Salben und kostbaren Ölen eingerieben. —

4. Besuch des Museums. Vers 47—50.

Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum[1])
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen[2]) gehäuft.
Griffel[3]) findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.

1) Unter Museum haben wir eine Bibliothek zu verstehen. Die Bücherrollen lagen in Schränken, die an den Wänden oder auch in der Mitte des Zimmers standen und nur so hoch waren, daß man bequem jedes Buch erreichen konnte.

2) Die Bücher der Alten waren so eingerichtet, daß die Blätter an einer Seite durch Leinen zusammengefügt und dann an einem hohlen Cylinder befestigt wurden. Durch diesen aus Holz, Elfenbein oder Knochen bestehenden Cylinder ging ein drehbarer Stab, der unten und oben einen Knopf hatte. Die Blätter bestanden meist aus Pergament.

3) Der Griffel, mit dem man auf Wachstafeln schrieb, war von Metall. Oben war er breit, um das Wachs wieder glätten zu können.

5. Besuch eines Tempels. Vers 51—56.

Auch die Penaten,[1]) sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,[2])
Und die Victoria[3]) fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet —
Lang schon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

1) Penaten sind die Hausgötter der Römer, die Schutzgötter der Familie. Sie wurden in einem Schrank aufbewahrt, der im Familienzimmer stand. In der Nähe desselben stand ein Herd, auf dem ihnen ein immerwährendes Feuer brannte.

2) Hermes, Merkur, ist der Herold der Götter, der ihren Willen vollzieht und durch seine Klugheit vermittelt. Als Bote des Zeus ist er Führer der Träume, der mit seinem Stab die Augen schließt und wieder öffnet. Er wird als schlanker, kräftiger Jüngling mit ruhigen Zügen abgebildet. Auf dem Kopf

trägt er einen flachen Hut, der oft mit Flügeln versehen ist, in der Hand einen goldenen Zauberstab, den hier der Dichter Caduceus nennt, ein Wort, das überhaupt für einen Heroldsstab gebraucht wurde.

3) Victoria oder Nike, die Siegesgöttin. Sie wurde gewöhnlich als geflügelte Jungfrau mit Palme und Kranz dargestellt. Sie wird häufig in Verbindung mit andern siegverleihenden Göttern gebracht. So trugen namentlich die Zeusstatuen in Olympia und die Pallas auf der Burg in Athen eine Nike auf der Hand.

Pegasus im Joche.

Zur Überschrift.

Pegasus war nach der griechischen Götterlehre ein geflügeltes Roß, von Poseidon und der schrecklichen Medusa gezeugt, deren Anblick so entsetzlich war, daß er versteinerte. Von griechischen und römischen Dichtern wird er gewöhnlich als das Roß des Zeus betrachtet, dem er Blitz und Donner trägt.

Pegasus wird ferner — und in dieser Bedeutung steht das Wort hier — als das Musenroß genannt. — Als nämlich der Berg Helikon beim Gesange der Musen sich zum Himmel erhob, hemmte Pegasus sein Emporsteigen durch einen Hufschlag. Unter diesem Hufschlag aber entstand die begeisternde Musenquelle Hippokrene. Als Dichterroß, auf dem die Poeten in Begeisterung sich emporschwingen, ist er erst von neuern Dichtern, nicht bei den Griechen bezeichnet.

„Pegasus im Joche" ist eine spätere Überschrift. Die ursprüngliche hieß: „Pegasus in der Dienstbarkeit."

Inhalt des Gedichtes im ganzen.

Der Dichter versäumt es zuweilen auf Sicherung seiner äußeren Verhältnisse, auf Erwerb und Gewinn bedacht zu sein. Oft aber gerät er dadurch in so drückende Verlegenheit, daß er seinen Genius zwingen muß, zur Gewinnung des täglichen Brotes zu arbeiten. In solchen Arbeiten vermag sich dann unmöglich des Dichters höheres Wesen zu entfalten, und erst dann erscheint er wieder in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, wenn ihn

Apollo wieder in seine Dienste nimmt, d. h., wenn er wieder in wirklich dichterischem Schaffen begriffen ist, zu dem nicht die Not des Lebens, sondern seine Begeisterung ihn drängt.

Erklärung im einzelnen.

1. Vers 1—4.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,[1])
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,
Bracht einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

a. Bildlich. Ein darbender Dichter bringt sein Musenroß zu Markt, um es zu verkaufen.

b. Unbildlich. Der Dichter kommt, durch die äußerste Not getrieben, auf den Gedanken, seine dichterische Begabung durch solche Arbeiten zu verwerten, die seiner höhern Begabung nicht entsprechen und daher seiner unwürdig sind.

1) Haymarket, ein Flecken in England. Wenn ein Weib in England die eheliche Treue verletzte, durfte nach altem Rechte der Ehemann es in diesen Ort bringen und verkaufen. So liegt schon im Namen des Orts, wo der Handel stattfindet, eine Anspielung auf die Unwürdigkeit desselben.

2. Vers 5–21.

Hell wieherte der Hippogryph,[1])
Und bäumte sich in prächtiger Parade;[2])
Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
Das edle, königliche Tier! Nur schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd es zieren.
Die Race, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter[3]) endlich faßte Mut.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen:
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund,[4]) die will ich wohl dran wagen;
Der Täuscher, hoch vergnügt, die Ware loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

a) Bildlich. Das Flügelroß macht wegen seines Feuers und seiner königlichen Haltung allgemeines Aufsehen. Man merkt, es ist von seltner Art. Doch die auffallenden Flügel wollen nicht gefallen. Sie lassen offenbar halsbrechende Dinge von ihm vermuten. Keiner will den unsichern Kauf wagen. Endlich entschließt sich ein Pächter dazu. Er meint, es lasse sich doch wohl,

bei einiger Nachhülfe, ein gewinnbringender Gebrauch davon machen. Der Verkäufer, dem schon bange war, er werde das Roß gar nicht los, schlägt ein und hoffnungsvoll eilt der Käufer mit seiner Ware von dannen.

b. Unbildlich. Der Dichter kann nicht verfehlen, Beifall, Staunen zu erregen. Allein das Auffallende, Ungewöhnliche, das ihm meist eigen ist, erweckt Mißtrauen. Man fürchtet Ausschreitungen. Endlich entschließt sich ein Mann von wenig Menschenkenntnis, das Genie in seine Dienste zu nehmen und erkauft mit geringem Geld des Dichters Zeit und Muse.

1) Hippogryph so viel als Flügelroß, für: Pegasus.

2) Parade, vom französischen parade, Staat, Gepränge. Hier als Kunstausdruck für: edle, vollendete Haltung und Stellung.

3) Pachter soll hier einen durch seinen Aufenthalt auf dem Lande mit solcher Ware unerfahrenen Menschen bezeichnen.

4) Zwanzig Pfund, nämlich ein Pfund Sterling zu etwa 20 Mark gerechnet.

3. Vers 22—32.

Das edle Tier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,[1])
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,
Den Karren[2]) um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Tiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr ich Passagiere,
Da stell ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe[3]) soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller gibt sich mit den Jahren.

a) Bildlich. Kaum wird das Roß zu gewöhnlicher Dienstarbeit verwendet, so wirft es in seinem Feuer fast den Karren, an den es gespannt ist, in einen Abgrund. Da läßt es sein Herr nicht mehr allein arbeiten, sondern spannt es vor zwei andere Pferde, die auf der einen Seite durch ihre Langsamkeit sein Feuer zügeln und auf der andern mit fortgerissen werden.

b) Unbildlich. Das Genie vermag in seinem Feuer sich nicht in den Zwang der Lohnarbeit, in die engen Grenzen einer Geschäftsordnung zu schicken. Es bringt durch seine kühnen Entwürfe das Unternehmen, zu dem es dienen soll, in Gefahr. Doch der, welcher es in Dienst genommen, denkt, sich zu helfen. Er hofft, wenn er den einen mit zwei andern gewöhnlichen Arbeitern zusammen thue, so werde seine ungewöhnliche Arbeitskraft zwei Tiere ihm ersetzen. Auch würde mit den Jahren wohl das Ungestüm sich mäßigen.

1) Ungewohnte Bürde, den ordnungsmäßigen Geschäftsgang. Die Künstler hassen ihn meist. Wie mancher berühmte Künstler hat in wenig Wochen Unsterbliches geschaffen und dann wieder monatelang alle Beschäftigung geflohen.

2) Karren. Mit einem Karren, einem Räderwerk, das langsam aber sicher sich fortbewegt, wird sehr treffend die Arbeit des Geschäfts verglichen.

3) Krabbe, mit krappen (um sich greifen) zusammenhängend, ein scherzhafter Ausdruck für unruhige Personen oder Tiere.

4. Vers 33—44.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
Belebt der Klepper[1]) Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,[2])
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

a. Bildlich. Anfangs geht es, wie der Käufer vermutet hat; die beiden andern Pferde werden zu rascherem Gang mit fortgerissen. Doch nicht lange vermag das Flügelroß den ebenen Weg zu schreiten. Das Haupt dem Himmel zugewandt, verläßt es die sichere Spur und eilt querfeld über Stock und Stein. Sein Feuer steckt die beiden andern an, und zum Staunen aller, welche die tolle Fahrt sehn, geht es weiter, bis ein unübersteigliches Hindernis den Lauf des Gespannes hemmt.

b. Unbildlich, Es scheint, als erfülle sich die Berechnung jenes beschränkten Kopfes. Des Dichters Geist bringt Leben in das ganze Getriebe des Geschäfts. Aber nicht lange, so regt sich die höhere Natur des Rosses, es steckt sich weiter gehende Ziele. Selbst die Genossen seiner Arbeit werden mit hineingerissen in seine Gedankenwelt und tragen dazu bei, unbekümmert um der Vorgesetzten Willen, das Ganze in die größte Gefahr zu bringen, bis sich unübersteigliche Schranken vorstellen.

1) Klepper, vom niederdeutschen „kleppen", laufen ist ein Pferd, das nur zum Laufen gebraucht wird, gewöhnlich ein kleines, schnelles Reitpferd geringer Art.

2) Zum Schrecken der Wanderer, die vorübergehend den Vorgang mit ansahen.

5. Vers 45—68.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn ob wir den Tollwurm[1]) nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
Eh noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich habs, ich habs gefunden!
Ruft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug[2]) mit meinem stärksten Stier!

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif[3]) und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus' stolzes Roß[4]) muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

Verwünschtes Tier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen:
So bist du denn zum ackern selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

a. Bildlich. Der Pächter begreift nicht, wie ihn seine Berechnung getäuscht haben kann, doch sieht er ein, daß es so nicht geht. Er hofft das Feuer nun durch karge Kost und harte Arbeit zu dämpfen, und als es nach seiner Ansicht mürbe ist, spannt er es von neuem mit einem Stier zusammen. Unwillig strebt das Flügelroß sich der Fesseln zu entwinden; denn sein Genosse läßt sich nicht fortreißen und bleibt in seinem Trott. Da weicht die Kraft und das edle Roß bricht unter dem Schelten seines Herrn zusammen.

b. Unbildlich. Der Arbeitgeber des Dichters kommt allmählich zu der Überzeugung, daß auf diese Weise die Ausschreitungen seines Arbeiters nicht zu hemmen sind. Er greift zu einem andern Mittel, und läßt den Edlen darben d. h. hier, er lohnt den Dichter so gering, daß er die für ihn allzugeringe Arbeit thun muß, nur um zu leben. Das scheint zu fruchten. Das Feuer, der Übermut schwinden und nun versucht es der Herr, ihm eine unfähige Arbeitsmaschine zuzugesellen, die sich durch nichts aus ihrem Gleis bringen läßt. Vergebens versucht der Dichter diese seinem Geist gesetzten Schranken zu überwinden.

Nach fruchtloser Mühe schwindet sein Mut und voll tiefen Harmes läßt er endlich alles über sich ergehen.

1) Tollwurm, soll ein Wurm sein, der den Hunden unter der Zunge sitzt und entfernt werden muß, um sie vor Tollheit zu schützen. — Hier ist die Krankheit, nicht das Pferd, mit dem Worte bezeichnet.

2) Vor den Pflug. Bisher war es noch edlere Arbeit, Passagiere fahren, jetzt ists die gewöhnlichste. — So wollte sich J. J. Rousseau eine Zeit lang durch Notenschreiben ernähren, konnte aber auch diese Brotarbeit nicht zur Zufriedenheit seines Arbeitgebers fertig bringen.

3) Der Greif. Greif bezeichnet erstlich eine sehr große Art Geier; dann wird das Wort aber auch von einem ungeheuern fabelhaften Vogel gebraucht. In letzterer Bedeutung steht es hier für: Flügelroß.

4) Phöbus' stolzes Roß: Phöbus Apollo war der Gott der Dichtkunst, hier so viel als Musenroß. Apollo war der Führer der Musen.

6. Vers 69–92.

Indem er noch in seines Zornes Wut
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
Ein lustiger Gesell[1]) die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r[2]) von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gib acht, du sollst dein Wunder schaun.

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichre Hand,
So knirscht[3]) es in des Zügels Band,
Und steigt,[4]) und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

a. Bildlich. Während der Bauer noch das edle Tier mißhandelt, kommt ein Jüngling, mit einer Zither und mit

goldnem Stirnband geschmückt. Was willst du, ruft er dem Pächter zu, mit dem sonderbaren Paare? Leih mir einmal dein Roß. Ich will dir zeigen, was es leistet.

Das Flügelroß wird seiner Fesseln entledigt, und kaum hat sich der Jüngling auf seinen Rücken geschwungen, und es fühlt die Leitung des rechten Herrn, so ist sein ganzes Wesen umgewandelt. Das alte Feuer, die frühere Kraft, sein königliches Wesen sind wieder da. Die Schwingen, die bisher als überflüssige Zuthat erschienen, müssen ihrer Bestimmung entsprechen: es emporzutragen bis zu den Höhen des Himmels.

b. Unbildlich. Während der Dichter nahe daran ist, der Not des Lebens völlig zu erliegen, kommt mit einem Male seine Dichtergabe in alter, voller Begeisterung über ihn und treibt ihn, der unwürdigen Lohnarbeit zu entsagen. Und kaum ist er seinem freien Schaffen zurückgegeben, so entfaltet sich in voller Schönheit seine höhere Begabung. Er erscheint als das, was er wirklich ist, als ein höheres, gottähnliches Wesen, und die Schwingen seines Geistes tragen ihn empor zu Höhen, bis zu denen ihm der gewöhnliche Mensch nicht zu folgen vermag.

1) Ein lustiger Gesell. Der lustige Gesell ist Phöbus Apollo, der Gott der Dichtkunst, wie aus einem Briefe Schillers vom 8. Sept. 1795 hervorgeht, in dem es heißt: „Pegasus muß da geschlossen werden, wo Apoll ihn besteigt.“

2) Bauer steht hier statt Pächter, um den niedern Stand desselben besser zu bezeichnen.

3) Es knirscht nicht vor Wut über die frühere unwürdige Behandlung, sondern weil sein altes Feuer zurückkehrt.

4) Es steigt, d. i. es bäumt sich in die Höhe. Von dem Emporsteigen in die Lüfte ist erst später die Rede.

Die Worte des Glaubens.

Inhalt des Gedichtes.

In den Worten des Glaubens werden drei derjenigen Gedanken dargestellt, die zu den Grundlagen alles Glaubens gehören und ein geistiges Allgemeingut aller Menschen sind. Sie sind so tief im Bewußtsein aller Menschen gegründet, daß die

Philosophie sie auf der einen Seite dem menschlichen Herzen nicht zu rauben vermag, auf der andern Seite sie aber auch nicht zu erklären braucht.

Das kleine Gedicht enthält: 1) eine Einleitung, Strophe 1; 2) die Ausführung, Strophe 2—4; 3) den Schluß, Strophe 5.

1. Einleitung. Strophe 1.

1. Drei Worte nenn ich euch inhaltschwer,[1]
   Sie gehen von Munde zu Munde;[2]
Doch stammen sie nicht von außen her;[3]
   Das Herz nur giebt davon Kunde.[4]
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.[5]

1) Drei Worte nenn ich euch inhaltschwer. Wie es Worte mit wenig Gehalt giebt, leere, „gehaltlose" Worte, so gibt es auch solche, die in ihrem engen Rahmen eine ganze Welt umschließen. Zu diesen letztern gehören die Worte: Freiheit, Tugend und Gott. Ihr Inhalt ist so unendlich groß, wie das Gebiet des Glaubens ein grenzenloses und unermeßliches ist. Es läßt sich mit diesen Worten alles in Verbindung bringen, was Hohes, Edles und Heiliges im Menschenherzen lebt. Auf jedem dieser Begriffe haben sich daher auch verschiedene wissenschaftliche Lehrformen erbaut, die von ihm aus alle sittlichen Wahrheiten ableiten.

2) Sie gehen von Munde zu Munde. Sie werden allgemein gebraucht, allgemein angewendet, allgemein als bekannt und verständlich vorausgesetzt.

3) Doch stammen sie nicht von außen her. Sie bezeichnen nicht Dinge der äußern, sichtbaren Welt und werden uns also auch nicht von außen zugeführt. Sonst wären es nicht Worte des Glaubens, denn der Glaube ist dem Schauen entgegengesetzt.

4) Das Herz nur giebt davon Kunde. Nicht also durch die leiblichen Augen, auch nicht durch den denkenden Verstand, daß er sie etwa erst bilden müßte, entstehen diese Begriffe im menschlichen Herzen, sondern sie sind ihm gleichsam angeboren, d. h. zugleich mit dem erwachenden Bewußtsein stellen sie sich ein.

5) Dem Menschen ist aller Wert u. s. w. Der Mensch unterscheidet sich gerade durch die Fähigkeit des Denkens von der unvernünftigen Tierwelt, die nur sinnlicher Wahrnehmungen fähig ist. Sobald der Mensch diese Gedanken aufgegeben hat, sobald sein Thun und Handeln nicht mehr durch sie beeinflußt ist, sobald also sein Sinn lediglich auf das grob Sinnliche gerichtet ist, hat er seine höhere Bestimmung vergessen und seine Menschenwürde verloren.

2. Die Ausführung. Strophe 2—4.

2. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,[1])
Und würd' er in Ketten geboren.[2])
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,[3])
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren![4])
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht![5])

Der erste der erwähnten Begriffe ist der der Freiheit. — Schiller stellte diesen Begriff in Rücksicht auf die ihm innewohnenden Kräfte fast höher, als die beiden andern. Er ist daher mit Recht der Dichter der Freiheit genannt worden.

1) Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei. Der Mensch ist frei, sobald er das Bewußtsein der seiner Menschenwürde zukommenden Freiheit hat. Ist diese Freiheit, oder wie wir sie auch nennen können, diese Selbstbestimmung auch keine vollkommene, schrankenlose, so ist ihm das Streben, sie zu erweitern, die Schranken zu überwinden, doch angeboren.

2) Und würd' er in Ketten geboren. Sobald der Mensch das Bewußtsein seiner Freiheit hat, sobald ist er innerlich frei und wäre er unter dem stärksten, äußern Druck geboren. Nichts, was von außen kommt, ist im Stande, seinen Willen im Widerspruch mit seiner Überzeugung zu bestimmen. Das haben tausend Märtyrer, das hat unter andern ein Johannes Huß, das haben die Reformatoren bewiesen. Auch die schrecklichsten Drohungen und Vergewaltigungen haben jene Männer nicht zu einem andern Bekenntnis, als dem ihrer freien Überzeugung zu bringen vermocht.

3) Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei. Laßt Euch den Glauben an die Freiheit, den Glauben an die Wahrheit, an die Erhabenheit dieses Gedankens nicht rauben durch den Hinblick auf die Greuel, die unter dem Namen der Freiheit von einem zügellosen Pöbel, von einer irregeleiteten Menge schon begangen sind. Der Pöbel verbindet mit dem Worte Freiheit nur den Begriff der Zügellosigkeit und Gesetzlosigkeit. Wie sollten seine Ausschreitungen, wie sollte sonst sein wüstes Freiheitsgeschrei die Freiheit schänden können, welche die Gesetzmäßigkeit selber ist!

4) Nicht den Mißbrauch rasender Thoren. Nicht allein der niedere Pöbel, sondern auch denkende, aber in verkehrten Grundsätzen befangne Köpfe treiben oftmals Mißbrauch mit dem Worte Freiheit und seinen Folgerungen und könnten uns dadurch zweifelhaft an der Wahrheit dieses Begriffs machen. — Die französische Revolution von 1789, die der Dichter kaum einige Jahre hinter sich hatte, als er die Worte des Glaubens

(im Jahre 1797) schrieb, zeigte ihm als die Zerrbilder der Freiheit einerseits die Ausbrüche viehischer Rohheit der untersten Volksmassen, andrerseits denkende Männer, die in blinder und wütender Verneinung alles Bestehenden noch größere Greuel verübten, als die entfesselten Volksmassen. „Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde."

Doch derartige Verirrungen dürfen uns die Gewißheit nicht rauben, daß die Freiheit eins der höchsten Musterbilder bleibt, nach deren größerer Verwirklichung die Menschheit ringt.

5) Vor dem Sklaven u. s. w. Nie, das sagt der Dichter weiter, ist es die wahre Freiheit, die wir zu fürchten brauchen. Entfesselter Knechtessinn ist keine Freiheit.

Die Stellung des Wortes „nicht" im 6. Vers ist ungewöhnlich: „vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, mögt Ihr wohl zittern; nicht aber vor dem freien Menschen."

Äußerlich frei, der Sklavenketten ledig sein, heißt noch nicht wahrhaft frei, innerlich frei sein. Der Sklave, der seine Kette bricht, bleibt darum doch ein Sklave mit knechtischem Sklavensinn und ist dann um so mehr zu fürchten, da er, als innerlich unfrei, seine zügellosen Begierden nicht zu mäßigen weiß. Der innerlich freie Mensch, der da weiß, daß Freiheit freiwillige Gesetzmäßigkeit bedingt, wird auch, wenn er in den Besitz größerer äußrer Freiheit kommt, sie nie mißbrauchen.

3. Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,[1])
Der Mensch kann sie üben im Leben,[2])
Und sollt er auch straucheln überall,[3])
Er kann nach der göttlichen streben,[4])
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.[5])

1) Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall. Was schon von den drei Begriffen in der ersten Strophe gesagt ist, daß sie inhaltsschwere Worte seien, wird hier besonders auf die Tugend angewendet: sie ist kein leerer Schall, kein eitler Wahn. Hat es doch Männer gegeben, die behaupteten, es gäbe keine wahrhaft tugendhaften Handlungen, es ließen sich auch die scheinbar edelsten Thaten auf niedere Motive ohne Ausnahme zurückführen. Im Gegensatz zu solchen Leugnern der Tugend sagt der Dichter ferner:

2) Der Mensch kann sie üben im Leben, die Tugend ist wirklich eine mächtige, treibende Kraft im Leben des Menschen, sie hat wirklich zu allen Zeiten Männer und Frauen zu wahrhaft großen, sittlich-erhabenen Thaten begeistert.

3) Und sollt er auch straucheln überall. Und sollte der Mensch auch das hohe Vorbild der Tugend nie völlig

erreichen, sollte er gegen seinen besseren Willen und sein besseres Wissen noch oft durch seine Sinnlichkeit oder seine Schwäche zu Fehlern und Vergehungen sich hinreißen lassen, so kann er doch

4) Nach der göttlichen streben, er hat doch das Vermögen, sie in Liebe zu erfassen und ihr nachzujagen. Das ist ja gerade ein Grundsatz evangelischer Lehre, daß der Mensch zwar schwach und untüchtig zum Guten ist, und es niemals zur völligen Sündlosigkeit bringt, daß er aber darum nie ermatten, nie aufhören soll, nach Heiligung zu ringen, und daß er in solchem Ringen der göttlichen Hilfe gewis sein dürfe.

5) Und was kein Verstand u. s. f. D. h. die Übung der Tugend ist nicht an hohe Geisteskräfte gebunden. Nicht das Nachdenken des Verstandes, sondern der Antrieb des Herzens ist es, der zu den edelsten Thaten treibt. — Während der geistig hoch Begabte sich durch manche Schwankungen seines sittlichen Urteils hindurcharbeiten muß, und dabei oft in Gefahr ist, nicht das Rechte zu wählen, trifft der, welcher einfach der Stimme seines Herzens folgt, meist mit wunderbarer Sicherheit das Rechte. — Man denke nur an die Klugheitslehren der Jesuiten, in denen durch allerlei Spitzfindigkeiten des Verstandes die sittlichen Begriffe völlig verkehrt werden können. Gerade die Klügsten und Gebildetsten lassen sich oft durch solche Werke berücken, während der einfache Sinn, der sich an die Stimme Gottes im Herzen hält, aus der Sünde sich keine Tugend und aus der Tugend sich keine Sünde machen läßt.

4. Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,[1])
Wie auch der menschliche wanke;[2])
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,[3])
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.[4])

Das dritte Wort des Glaubens heißt: Gott. Daß der Dichter bei dem angebornen Glauben des menschlichen Herzens an einen Gott den Glauben an einen persönlichen Gott meint, geht aus dieser Strophe klar hervor.

Zunächst zeigt es Vers 1.

1) Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt. Nur einer Person kann ein Wille zugeschrieben werden. Dieser Wille ist „heilig“, nur auf das Gute gerichtet. Dieser Wille ist aber auch deshalb heilig, weil er stetig auf dasselbe Ziel gerichtet ist, denn der Dichter stellt dem heiligen Willen das Wanken des menschlichen gegenüber.

2) Wie auch der menschliche wanke. Der Irrtum, dem wir Menschen ausgesetzt sind, bewirkt, daß wir oft mit allen

Kräften unseres Willens ein Ziel erstreben, welches wir später, bei gereifteren Ansichten oder größerer Überlegung für verwerflich halten. Und wie der einzelne Mensch, so schwankt auch die ganze Menschheit in den Zielen, die sie sich steckt und die sie wechselnd verfolgt.

Ist die Stetigkeit des Willens, das folgerichtige Handeln, etwas Heiliges, Göttliches, so folgt daraus, daß auch der Mensch darnach trachten muß, das Schwanken in seinen Richtungen und Bestrebungen möglichst zu vermeiden.

3) Hoch über der Zeit u. s. f. Daß der Dichter einen persönlichen Gott meint, geht ferner aus den Versen 3 und 4 hervor.

Wir haben freilich die Wahl, ob wir das Wort Gedanke persönlich oder gegenständlich fassen wollen. Fassen wir es in letzterem Sinne, so hieße es, das höchste Gedachte. Dann wäre der Inhalt der Worte: der höchste Gedanke der Menschheit ist wirklich hoch über Zeit und Raum verkörpert und wirklich vorhanden. Allein es wäre dann Gott nur ein Gedankending des Menschen, während der Glaube Gott höher, erhaben über jede menschliche Vorstellung, auffaßt. Wir nehmen daher das Wort Gedanke subjectiv: das höchste denkende Wesen. Ein Vernunftswesen aber kann nur etwas Persönliches sein.

Es schließen sich diese beiden Verse eng an die ersten beiden an. Der Wille ist stets der Ausfluß eines Gedankens. Es enthalten also diese beiden Verse die Begründung der ersten beiden: der göttliche Wille ist heilig und ohne Schwanken, weil er durch das höchste, nie irrende Vernunftwesen bestimmt wird, oder: weil ein höchstes, denkendes Wesen da ist, von dem er ausgeht.

Die wunderbare Gesetzmäßigkeit, die wir allenthalben in der Natur wahrnehmen, von dem Kreislauf der Gestirne bis zu dem Gefrieren eines Wassertropfens oder einem krystallisirenden Salzkorn weist uns vor allem auf einen höchsten Gedanken hin, dessen Werk sie ist.

Dieses denkende Wesen nun ist, wie in seinem Willen, so seinem ganzen Wesen nach unwandelbar.

4) Und ob alles u. s. w. Gerade bei dem Schwanken des menschlichen Willens und dem unaufhörlichen Wechsel aller menschlichen Zustände ist es ein tröstlicher Gedanke, daß von einem feststehenden Punkte, von dem Willen eines irrtumfreien höhern Wesens aus immer wieder alles in das rechte Gleis, in die Bahnen gelenkt wird, die es zu seinem Heile gehen muß.

5. Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,

Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres giebt davon Kunde,
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

In der letzten Strophe wird nochmals der Inhalt der ersten Strophen wiederholt, nur mit der Änderung, daß es in Form der Ermahnung und Aufforderung an den Leser geschieht.

Ebenso wie der Mensch nach der ersten Strophe seine Menschenwürde verloren hat, wenn er des Glaubens an Gott, Freiheit und Tugend verlustig gegangen ist, — dürfen wir den Glauben an seinen Wert nicht aufgeben, so lange, bei allem übrigen Straucheln und Irregehen — der Glaube an jene drei Mächte noch in ihm lebt und wirkt, denn dieser Glaube allein ist im Stande, ihn vor der Gefahr völligen Sinkens zu bewahren.

Sängers Abschied.

Einleitung.

In dem Gedichte „Sängers Abschied" (frühere Überschrift Abschied vom Leser) tritt die Muse des Gesangs oder eigentlich gesagt der Dichter selbst, dessen Liedergarten wir durchwandert haben, vor den Leser, um das Urteil zu empfangen.

Die Guten allein aber, die für den Genuß des Schönen empfänglich sind, haben das Recht, ihre Stimme abzugeben. Der Dichter nennt zugleich in seinem „Abschied von dem Leser" die Bestimmung und den Zweck, den seine Lieder haben sollen.

Des „Sängers Abschied" hat mit dem „Mädchen aus der Fremde" das Ähnliche, daß in beiden Gedichten die Dichtkunst vor uns tritt und ihre Wirkungen und ihr Wesen uns enthüllt. Derselbe wunderbare Hauch echter Dichtung, derselbe Schmelz der Schönheit, der jenes Gedicht auszeichnet, ist auch über diese überaus zarte und vielsagende, kleine Dichtung verbreitet, von der wir nicht wissen, ob uns mehr die Schönheit der Form, die Lieblichkeit der Bilder oder der tiefe Inhalt anspricht.

Erklärung im einzelnen.

1. Die Muse[1]) schweigt; mit jungfräulichen Wangen,[2])
Erröten[3]) im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet[4]) sie es nicht.
Des Guten[5]) Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer[6]) nicht besticht;
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.[7])

In der ersten Strophe gibt der Dichter die Leser an, welche allein das Recht haben, ihre Stimme abzugeben.

1) Die Muse. Es liegt diesem Worte die Vorstellung von einer einzigen Muse des Gesangs zu Grunde, während nach Hesiod gewöhnlich neun Musen des Gesanges angenommen werden. Es findet sich diese Vorstellung bei Homer, der bald von einer, bald von mehreren Musen des Gesanges redet.

Unter der Muse hier eine einzelne aus den neun Musen zu verstehen, ist nicht wohl thunlich, da ja die Gedichtsammlung Schillers sowohl Episches, als Lyrisches, ja sogar Dramatisches enthält, während eine einzelne der neun Musen immer nur einer von diesen Gattungen der Poesie angehört.

2) Mit jungfräulichen Wangen. Das Semikolon vor diesen Worten ist nicht zu übersehen, wie dies beim Lesen, des Verses halber, sehr oft geschieht. Die Worte gehören nicht zum ersten Satz „die Muse schweigt,“ denn hierzu würde der Zusatz „mit jungfräulichen Wangen“ ganz unpassend sein; sie sind vielmehr zum zweiten Satz zu ziehen: sie tritt vor dich mit jungfräulichen Wangen. Die jungfräulichen Wangen werden erwähnt, weil nach dem folgenden Verse die holde Röte der Verschämtheit darüber ergossen ist.

3) Die Muse errötet, indem sie aus ihrer stillen Verborgenheit vor alle Welt hintritt, um ein Urteil über sich zu hören.

4) Da sie den Richterspruch nicht fürchtet, trotz der Achtung, die sie vor demselben hegt, so trägt sie also in sich selbst eine Gewißheit des hohen Wertes ihrer Lieder, die von fremdem Urteil nicht beirrt werden kann. Darum ist nach Vers 8 auch nicht von Tadel, nur von Anerkennung der Guten die Rede.

5) Die Guten, an deren Beifall ihr allein gelegen ist, sind nach dem folgenden Verse die, welche einen offnen Sinn für Wahrheit und Schönheit haben, nicht lediglich auf die äußere

Form, sondern auf den tiefern Inhalt sehen und um dessen Verständnis sich auch bemühen. Die Gedichte Schillers sind in der That so tief und erheben uns zum Teil zu so hohen Gedanken, die nicht dem oberflächlichen Leser, sondern erst dem tief eingehenden Freunde der Wahrheit sich erschließen.

6) Flimmer oder Flitter, schimmernder aber wertloser Glanz.

7) Daß er sie kröne, daß er ihr den Kranz des Ruhmes auf die Stirne setze, ihr seinen Beifall, seine Bewundrung zolle.

2. **Nicht länger wollen diese Lieder leben,**
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönen Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;[1])
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten,[2]) sie verhallen in der Zeit,[3])
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen[4]) fort im leichten Tanz der Horen.[5])

In der zweiten Strophe wird der Zweck und die Bestimmung der Lieder angegeben. —

1) Nach Obigem ist die Wirkung der Dichtkunst eine dreifache; sie beseligt das Herz, sie erhebt es in eine höhere Gedankenwelt und begeistert es für alles Große.

2) Zu „sie tönten“ ist zu ergänzen: „in der Zeit.“ Gleichwie sie in der vergänglichen, flüchtigen Zeit ertönt sind, so werden sie auch darin verhallen.

3) Wenn Schiller von seinen Gedichten sagt: des Augenblickes Lust hat sie geboren, so gilt dies in Wahrheit nur von den ersten Gedanken derselben, die Ausführung hat bei einzelnen Jahre gedauert.

4) Zu diesen Worten bemerkt Karl Grün: „Wenn Schiller glaubt, seine Lieder tönten und verhallten in der Zeit, wenn er sie mit Frühlingsblumen vergleicht, welche mit dem Lenz entfliehen, so ist zwar diese Bescheidenheit, die sich am liebsten dem größten gattet, rührend und schön, bleibt aber doch der einzige Gedanke Schillers, gegen den ein fast vollendetes Jahrhundert Widerspruch erhoben hat und den auch wir an dieser Stelle zurückweisen.“ Vilmar erhebt gleichfalls gegen die Vergänglichkeit der Schillerschen Gedichte Einsprache, wenn er sagt: „Aus der Zeit des Zusammenwirkens mit Goethe stammen die vortrefflichsten lyrischen Gedichte unseres Sängers, deren Deutschland auch dann noch eingedenk bleiben wird, wenn andere Sterne und andere Sonnen an seinem Dichterhimmel werden aufgegangen sein: Gesänge, von denen man auf das zuversichtlichste weissagen kann, es werden nach Jahrhunderten, wenn eine andere

Sprache wird gesprochen und eine neue Harmonie noch nie gehörter Liedesklänge wird angestimmt werden, noch dankbare Nachkommen zu Schiller zurückwallfahrten, wie wir heute dankbar zurückwallen zu Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach."

5) Zu Horen vgl. Klage der Ceres, Strophe 9, 1. S. 39.

3. Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,[1])
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich und schwelgt mit Aug und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,[2])
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Nach der dritten Strophe ist's mit des Sängers Liedern nicht anders, als mit den Blüten des Lenzes. Wie im Frühjahr Tausende von Blüten durch die warme Sonne hervorgelockt werden, durch Duft und Farbenglanz erfreuen und dann vergehen, so erfreuen auch diese vom Augenblick gebornen Lieder Herz und Sinn; aber damit haben sie auch ihre Bestimmung erfüllt und verschwinden wieder. Der Vergleichungspunkt liegt in dem raschen Erscheinen und Verschwinden der Blumen und Lieder.

2) Die Worte „die Blume schießt in Samen" enthalten nach Viehoff einen zweiten Vergleichungspunkt: „die Blume selbst verwelkt, aber sie hinterläßt den Samen zu neuen schönen Gebilden. So mag auch das Werk des Künstlers im Zeitstrom untersinken, wenn es nur der Welt die Richtung zum Edlen und Guten gibt." Allein, wenn Schiller diesen Gedanken als zur Vergleichung gehörig betrachtet hätte, so würde er dies auch in Strophe 2 zum mindesten angedeutet haben, während darin nur von den flüchtigen Wirkungen der Poesie die Rede ist.

Ritter Toggenburg.

Quelle des Gedichtes.

Eine bestimmte Quelle zu diesem Gedichte, das in dem balladenreichen Jahr 1797 entstanden ist, hat bisher nicht nachgewiesen werden können. Götzinger erinnert sich, eine ähnliche

Sage, wie die in dem vorliegenden Gedicht, gehört oder gelesen zu haben, die in Tyrol bei dem Kloster Wolkenwiegt gespielt haben soll. Er nimmt an, Schiller habe sie vor sich gehabt. Das Fräulein habe sich frühe dem Heiland verlobt und sei ins Kloster gegangen, während der Ritter im heiligen Lande verweilte. Übrigens sind eine Menge ähnlicher Sagen nachgewiesen worden, und es ist nur wahrscheinlich, daß der Dichter sich nicht an eine ganz bestimmte gebunden, sondern den Stoff sich so, wie er vorliegt, zurecht gelegt hat.

Gedanke und Inhalt.

Die Ballade schildert die Macht reiner Liebe, welche die Treue bis in den Tod bewahrt. Der Ritter Toggenburg bewirbt sich um die Hand eines Fräuleins. Doch sie versagt ihm ihre Hand. Schmerzerfüllt zieht der Ritter mit seinen Mannen in das heilige Land und verrichtet dort Wunder der Tapferkeit. Aber länger, als ein Jahr, erträgt er die Trennung nicht. Er eilt heim und hört, daß die Geliebte in ein Kloster gegangen ist. Da verläßt er sein Schloß, baut sich eine Einsiedlerhütte in der Nähe des Klosters, wo er zuweilen den Anblick der Geliebten hat und erwartet dort in stillem Gram seinen Tod.

Es unterscheidet sich diese Ballade von den übrigen Schillers auf den ersten Blick. Die Handlung ist nicht dramatisch geordnet, es ist weder Einheit des Ortes noch der Zeit herbeigeführt, sondern die Ereignisse sind der Zeitfolge nach erzählt.

Auch dieser Ballade fehlt es nicht an warmen Verehrern. So nennt sie Franz Horn das reinste, klarste, bis ins Innerste vollendete aller Schillerschen Gedichte und Körner liebt sie wegen einer gewissen musikalischen Einheit und der durchgängigen Gleichheit des Tones, die zum Stoffe vollkommen passe. Im allgemeinen aber hat das Gedicht weniger Freunde als irgend eine andre Ballade Schillers. Karl Grün fühlt sich durch sie nicht Schillerisch angemutet. Gustav Schwab überläßt ihre Verehrung anderen. Die Ursache des Mißfallens liegt lediglich in dem Gedanken des Gedichtes. Man nimmt Anstoß daran, daß ein hoffnungsloser Schmerz der Grundgedanke ist und daß also die Versöhnung fehle, ohne die ein Kunstwerk nicht zu denken ist. Allein versetzen wir uns in die Zeit der Handlung, ins zwölfte Jahrhundert, eine Zeit der schwärmerischen Minne und zugleich der größten religiösen Erhebung, wie die Kreuzzüge sie darbieten, so finden wir die Ballade nicht allein wunderbar dem Charakter jener Zeit angemessen, sondern auch frei von gerechtem Anstoß in Bezug auf den Gedanken. Der Ritter liebt nicht in hoffnungslosem Schmerz. Wie die Ge-

liebte den Heiland zu ihrem Bräutigam erwählt hat, so weiht auch er sein Leben frommer Betrachtung und findet volle Beruhigung, ohne die Geliebte aufzugeben. Froh legt er sich abends nieder und getröstet schläft er ein. Und in diesem stillen, verklärten und beruhigten Leid erwartet er den Tod, der ihn mit der Geliebten vereinen wird.

Erklärung im einzelnen.

1. Abreise des Ritters. Strophe 1.

„Ritter, treue Schwesterliebe[1])
Widmet euch dies Herz;
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig[2]) mag ich euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn.
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn."

Inhalt. Der Ritter hat um die Hand des Fräuleins angehalten. Die Geliebte weist seinen Heiratsantrag zurück.

1) Schwesterliebe im Gegensatz zu der Liebe, die er verlangt, und die ohne den Besitz nicht gedacht werden kann.

2) Das Wort ruhig kann zweifach verstanden werden, je nachdem man es auf den Ritter oder auf die Redende bezieht. Im ersteren Sinne hieß es: wenn ihr ruhig, ohne diese Leidenschaft kommen wollt, steht es euch frei. In letzterem Sinne: ruhig, nicht erfüllt von der Leidenschaft, die Euch bewegt, sehe ich euch gehen und kommen.

2. Der Zug des Ritters ins heilige Land. Strophe 2–5.

2. Und er hörts mit stummem Harme,
Reißt sich blutend[1]) los,
Preßt sie heftig in die Arme,[2])
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heiligen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Inhalt von Strophe 2—5. Der Ritter zieht nach Palästina, kämpft mutig gegen die Türken und eilt nach Jahresfrist zurück, die Geliebte wiederzusehen.

1) Blutend: mit blutendem Herzen.

2) Es soll dies zur Zurückweisung des Ritters nicht passen; allein zu seinem leidenschaftlichen Abschied paßt es recht wohl.

3. Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen

In der Feinde Schwarm;
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;[1])
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

1) Muselmann, oder Moslem: Anhänger des Muhamedanismus. So tapfer ist der Toggenburger, daß sein Name ein Schrecken der Ungläubigen ist.

4. Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägts nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer;
Sieht ein Schiff an Joppes[1]) Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum teuren Lande,
Wo ihr Atem weht.

1) Joppe: jetzt Jaffe, eine Stadt an der Küste Syriens, die ein Haupthafenort für die ankommenden und heimkehrenden Kreuzfahrer war.

5. Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach, und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die Ihr suchet, trägt den Schleier,[1])
Ist des Himmels Braut,
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut."

1) Trägt den Schleier: ist Nonne geworden, hat das Gelübde abgelegt, das sie für immer ans Kloster bindet.

3. Einsiedlerleben des Ritters. Strophe 6—9.

6. Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes[1]) Gewand.

Inhalt. Der Ritter baut sich eine Einsiedlerhütte in der Nähe des Klosters, in dem seine Geliebte sich befindet, an einer Stätte, von der er hinüber nach dem Kloster sehen kann. Dort erwartet er in stiller Ergebung seinen Tod.

1) Hären: Aus Haaren verfertigt war die rauhe Kutte, welche Mönche und Einsiedler in jener Zeit trugen. Sie machte ihn völlig unkenntlich.

7. Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung[1]) im Gesichte,
Saß er da allein.

1) Die Hoffnung, die ihn verklärte, kann sich nicht allein auf den gehofften Anblick der Geliebten beziehn. Es ist damit überhaupt die religiöse Erhebung bezeichnet, die ihn auf eine Wiedervereinigung in jenem Leben hoffen läßt.

8. Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte Stunden lang.
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,[1])
Bis das teure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

1) Es würde nicht zum Charakter der Nonne passen, wenn wir hier daran dächten, sie wolle sich ihrem Ritter zeigen. In Strophe 6 ist gesagt, daß er durch sein Gewand unkenntlich geworden ist. So begrüßt sie nur den Einsiedler unten im Thale, der in gleicher Weise wie sie sich dem Himmel geweiht hat.

9. Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

4. Des Ritters Tod. Strophe 10.

10. Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Quelle des Gedichtes.

In einem Briefe Schillers an Goethe (vom 22. Septemver 1707) bemerkt er, der Zufall habe ihm ein recht artiges Thma zu einer Ballade zugeführt, die er für den nächsten Posttag verspricht und wirklich kurz darauf vollendete. Vergeblich hat sich Schmidt mit außergewöhnlichem Fleiße bemüht, die Quelle aufzuspüren, vergeblich haben nach ihm andere Gelehrte das Gleiche versucht. Ihre Forschungen haben nur dazu gedient, eine Menge ähnlicher Legenden und Erzählungen nachzuweisen. Erst Götzinger hat die Geschichte aufgefunden, die unzweifelhaft dem Dichter vorgelegen und an der er sich nur unbedeutende Änderungen erlaubt hat. Zwar hat auch Götzinger nicht vermocht, sich das französische Originalwerk zu verschaffen, sondern nur die Übersetzung, von Mylius, ist ihm zu Gesicht gekommen, allein gerade diese Übersetzung scheint auch der Dichter benutzt zu haben.

Gedanke und Würdigung des Gedichtes.

Vieles vereinigt sich, um den „Gang nach dem Eisenhammer" zu einem der ansprechendsten Gedichte Schillers zu machen. Zunächst ist der Gedanke, welcher der Erzählung zu Grunde liegt, vollkommen geeignet, das Gemüt mit aller Kraft zu ergreifen. Es liegt nämlich der Ballade, wie den zahlreichen verwandten Legenden der Gedanke zu Grunde: wie Gott die Unschuld nicht verderben läßt, sondern auf wunderbare Weise zu schützen vermag. Dazu wird unser Gerechtigkeitsgefühl dadurch befriedigt, daß den Bösewicht die verdiente Strafe ereilt und das bekannte Sprichwort sich bei ihm bestätigt: wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Zu dem Wohlgefallen an dem sittlichen Inhalt des Gedichtes gesellt sich die wahrheitsvolle und lebendige Schilderung der in dem kleinen Drama auftretenden Personen. In keiner andern Ballade stehen die sämtlichen handelnden Personen so wohl charakterisiert vor uns. Da ist zuerst der blonde Fridolin, der in seiner kindlich-frommen Unschuld, in seiner unbegrenzten Hingebung an seine Gebieterin, in seinem unermüdlichen Diensteifer, in seiner Unverdrossenheit und Anstelligkeit zu aller Arbeit unsere ganze

Teilnahme gewinnt. Da steht leibhaftig vor uns **Robert der Jäger**: giftig, schadenfroh, boshaft, voller Arglist, Gleisnerei und Heuchelei, dessen häßlicher Charakter die Tugenden Fridolins in um so hellerem Lichte erscheinen läßt. — Da sehen wir den Grafen, einen stolzen, herrischen, rasch entschlossenen, leicht vom Zorn hingerissenen und in seiner Wut unmäßigen Mann, der aber bei aller Heftigkeit seines Wesens arglosen Sinnes ist, nicht gefühllos, sondern empfänglich für die Winke der Vorsehung und gütig und mild gegen die Unschuldigen. Da ahnen wir ferner die ganze Liebenswürdigkeit **der Gräfin von Saverne**, ihre Sanftmut, Güte, Leutseligkeit und Weichheit. Es leuchtet ihre Tugend aus ihrem klaren Auge uns entgegen und ihre Schönheit wird dadurch nur gehoben. — Und selbst die **beiden Hammerknechte**, das entmenschte, rohe, schadenfrohe Paar, wir sehen es vor uns mit seinen grinsenden, von teuflischer Freude verzerrten Mienen. Es sind das alles nur Züge, die der Dichter uns gegeben hat, die es jedoch unserer Einbildungskraft leicht machen, uns die einzelnen Personen völlig auszumalen! **Noch eine dritte Schönheit** aber ist es, die wir bei unsrer Ballade nicht übersehen dürfen, und das ist die Einfachheit, die Anmut und der leichte Fluß der Sprache, deren Schönheit und natürliche Malerei wir besonders bei der Schilderung des Eisenhammers bewundern müssen. Sollten wir bei all diesen Vorzügen es nicht begreiflich finden, wenn der Gang nach dem Eisenhammer zu den Lieblingsgedichten unseres deutschen Volkes gehört?

Erklärung im einzelnen.

1. Ein frommer Knecht[1]) war Fridolin,[2])
Und in der Furcht des Herrn[3])
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.[4])
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Übermut'
Hätt er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.[5])

1) Das Wort Knecht steht hier in seinem älteren Sinne. Ursprünglich bedeutet es Knabe, eine junge männliche Person, besonders Diener jeder Art, auch Knappe. **Knecht** in engerer Bedeutung: eine dienende Person geringer Art, ist Fridolin schon deshalb nicht, weil er nach Strophe 11 Verse schreibt. Als eigentlichen **Pagen, Edelknaben** der Gräfin können wir jedoch Fridolin auch nicht betrachten, da er in Strophe 7 ein „geborner Knecht" genannt wird. Wir haben ihn uns also als einen jugendlichen

Diener des Hauses zu denken, von dem es ausdrücklich heißt, daß er vor den übrigen Dienern eine bevorzugte Stellung einnahm.

2) Schon hier ist angedeutet, daß nichts Unerlaubtes und Strafbares in seinem großen Diensteifer gegen die Gräfin lag.

3) Savern ist ein Name, der in der Quelle nicht steht. Der Ort Saverne, auch Zabern genannt, liegt im Elsaß. Doch hat es nach Götzinger nie Grafen von Zabern gegeben.

4) Es wurde ihm leicht, der Gräfin zu dienen, wegen ihrer Güte. Doch hätte er auch, da er um Gottes willen diente, selbst ihren Launen sich gefügt. Damit führt der Dichter die Worte seiner Quelle aus: „weil dieser treue Bediente Gott in seiner Herrschaft sahe, wie der heilige Paulus sagt.“ Paulus ermahnt 1. Petri 2, 13: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen;“ und im Vers 18: „Ihr Knechte seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen.“

2. Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach dir's leicht!“
Da wurd ihm gleich das Auge feucht[1])
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft er sich nicht im Dienste quälen.

1) Aus Dankbarkeit für die Güte seiner Herrin.

3. Drum vor dem ganzen Dienertroß[1])
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht;[2])
Ihr klares[3]) Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

1) Troß vom lateinischen trustis Haufe, Schaar, Gefolge. Wie hier hat das Wort die verächtliche Nebenbedeutung: ein Haufe geringer, unnützer Leute.

2) Kindesrecht: das Recht auf ihre Liebe. Sein kindliches, unschuldiges Gemüt gab ihm dies Recht.

3) Klar wird ihr Auge genannt, weil kein Verbrechen, keine böse Lust darin zu finden war.

2. Die Verleumdung. Strophe 4—10.

4. Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, giftger Groll,

Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll;
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rat,[1])
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut ihm ins Herz des Argwohns Samen:

1) Zum Grafen, welcher rasch zur That und offen für des Verführers Rat war. Die Worte rasch und offen können freilich grammatisch nur auf Robert bezogen werden, jedoch ist hier der Graf gemeint, wie aus dem nachfolgenden ersichtlich ist.

5. „Wie seid Ihr glücklich, edler Graf,"
Hub er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels giftger Zahn;
Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib,
Die fromme Treue zu berücken[1])
Wird nimmer dem Versucher glücken."

1) Berücken heißt eigentlich das Netz über ein Tier werfen und es so fangen; uneigentlich: betrügen, listig fangen. So hier: die fromme Treue listig zu umgarnen, sie ihr zu rauben und in Untreue zu verwandeln, wird dem, der es versucht, niemals gelingen.

6. Da rollt der Graf die finstren Brau'n:
„Was red'st Du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
Beweglich wie die Well?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund,
Mein Glaube steht auf festerm Grund,
Vom Weib des Grafen von Saverne,
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne."[1])

1) Es spricht sich in diesen Worten der Stolz des Grafen aus. Sein Weib steht als seine Gemahlin so hoch, so Ehrfurcht gebietend, so geschützt von ihm da, daß keiner es wagen wird, den Blick zu ihr zu erheben.

7. Der andre spricht: „So denkt Ihr recht.
Nur Euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt,[1])
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit" —
„„Was?"" fällt ihm jener ein und bebet,
„„Redst Du von einem, der da lebet?""

1) Man bemerke, wie Robert durch die Unbestimmtheit des Verdachtes, den er erweckt, den Argwohn um so reger macht.

8. „Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg sich meinem Herrn?
Doch, weil Ihrs denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück ich's gern" —[1])
„„Du bist des Todes, Bube, sprich!""
Ruft jener streng und fürchterlich.
„„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?""
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden."

1) Robert thut, als wisse der Graf natürlich von der Geschichte und wolle nur nicht darüber gesprochen haben. Er bringt so den Grafen dahin, ihm die Eröffnung gleichsam abzudringen.

9. „Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl[1]) gefesselt schmachtet?"

1) Er steht natürlich hinter dem Stuhl der Gräfin, um sie bei der Tafel zu bedienen.

10. „Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Glut gesteht" —
„„Gesteht!""[1]) — „Und sie um Gegenlieb,
Der freche Bube fleht.
Die gnädge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?"[2])

1) Der Graf wiederholt im Schrecken dies Wort, das ihm die ganze Gefahr zeigt.
2) **Befahren** ist ein veraltetes Wort für befürchten, vom alten Fahr d. i. Gefahr herkommend.

3. Des Grafen Rache. Strophe 11—15.

11. Da ritt in seines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,[1])
Wo ihm in hoher Öfen Glut
Die Eisenstufe[2]) schmolz.
Hier nährten früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäftger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es Felsen zu verglasen.

1) **Holz** steht in Vers 2 für Wald. — **Hohe Öfen** für **Hochöfen**. Es sind dies Öfen aus starkem Mauerwerk, in

denen die Eisenerze geschmolzen werden. Indem fortwährend von oben Kohlen und Eisensteine nachgeschüttet werden, so oft das flüssige Metall durch den Zapfen abgelassen ist, bleibt der Hochofen so lang im Gang, als das Mauerwerk hält. — Ganz verschieden von diesen Hochöfen sind die Öfen in den Eisenhämmern, die dazu dienen, das Roheisen in lebhafter Berührung mit der Luft zu glühen, um es dann unter dem Hammer vollends in Stab oder Schmiedeeisen zu verwandeln. Man sieht bei diesen Öfen die Stücke Roheisen mit Kohlen vermischt von außen liegen und betrachtet staunend die Glut, die unaufhörlich mit Schüreisen und Blasebälgen angefacht wird. Sobald die Barren von Roheisen zur sogenannten Luppe zusammengeschmolzen sind, wird diese an Zangen herausgehoben und unter dem Hammer gebracht, der sie von Schlacken reinigt und die gewünschte Form giebt.

Offenbar hat der Dichter nur ein eigentliches Hammerwerk, nicht ein Eisenwerk zum Gewinn von Roheisen, im Auge gehabt. Dies geht aus den Worten: „der Funke sprüht, die Bälge blasen," sowie aus Strophe 13 hervor, wo es heißt: „den werft mir in die Hölle dort." Beim eigentlichen Hochofen sieht man ja, namentlich wenn frisch nachgefüllt ist, weder das Sprühen der Funken, noch die lodernde Flamme.

2) Stufen heißen in der Bergmannssprache abgehauene Stücke Erz. Ebenso kann aber der Dichter mit dem Worte die Stücke Roheisen bezeichnet haben, die durch Feuer und Hammer in Stabeisen verwandelt werden.

12. Des Wassers und des Feuers Kraft,
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,[1])
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächtgen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

1) Die Hammerschmiede lösen sich gewöhnlich von 6 zu 6 Stunden bei Tag und Nacht ab.

13. Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den Ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„„Habt ihr befolgt des Herren Wort?""
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!""[1])

1) Diese drei letzten Verse beweisen, daß nicht an einen eigentlichen Hochofen zu denken ist; denn es würde ein Mensch der in denselben hineingeworfen wird, erst allmählich von der Flamme erreicht und verzehrt werden.

14. Deß freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,[1])
Und schicken sich mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

1) Während der Hochofen ziemlich gerad aufsteigende Wände hat, bildet der Hammerofen eine Wölbung.

15. Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret dein."
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?""

4. Fridolins Frömmigkeit. Strophe 16–25.

16. Und jener spricht: „Es soll geschehn!"
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag', was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten."

17. Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe[1]) hört ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade[2]) finden."

1) Messe: Die Feier des heiligen Abendmahls in der katholischen Kirche.
2) Die Gnade: nicht etwa die Gnade, daß du für mich betest, sondern die Gnade Gottes, die Vergebung meiner Sünden durch dein fürbittendes Gebet.

18. Und froh der viel willkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

19. „Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Findst du ihn auf dem Weg!"
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus:
Kein Laut ist hier noch reg;
Denn um die Ernte war's, und heiß[1])
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß
Kein Chorgehilfe[2]) war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

1) Das Wort heiß ist nicht, wie es beim Lesen leicht geschieht auf war's zu beziehen, sondern es ist Adverb zu „glüht" im folgenden Vers.

2) Chorgehilfe, gewöhnlich: Chorknabe. Der Regel nach bedienen ihrer zwei den die Messe haltenden Geistlichen.

20. Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sakristan;[1])
„Das," spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola[2]) und das Cingulum[2])
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

1) Sakristan, soviel als: Küster. So heißt der, welcher die kirchlichen Geräte in Verwahrung hat.

2) Die Stola ist eine lange, breite Binde, die, kreuzweis über Hals und Schultern geschlagen, bis zum Knie herabgeht und von dem Priester bei Amtsverrichtungen, besonders bei der Messe angelegt wird. — Cingulum: Gürtel; es ist die Schnur, mit der das Priestergewand aufgegürtet wird.

21. Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant[1])
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch[2]) in der Hand.
Und knieet rechts und knieet links,
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanktus[3]) Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

1) Ministrant heißt der Diener, welcher den Priester am Altar bedient.

2) Das Meßbuch oder Missale ist das von Pius V. im Jahr 1570 verordnete Buch, durch welches ein gleichförmiger Kirchendienst bei der Messe für die ganze katholische Kirche bestimmt ist.

3) Das dreimalige Sanktus, auch Trisagium genannt, ist entnommen aus Jesaias 6, 3: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth und alle Lande sind seiner Ehre voll.“ Beim Ende der Vorbereitung zur Messe wird dieser Gesang vom Chor angestimmt, wozu das Zeichen mit einem Glöckchen vom Altar aus gegeben wird.

22. Drauf als der Priester fromm sich neigt,
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärtgen,[1]) zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mi hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

1) Den gegenwärtgen Gott: Die durch die Einsegnung des Priesters in den Leib Christi verwandelte Hostie.

23. So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnellgewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn',
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus[1])
Der Priester zur Gemein' sich wendet,[2])
Die heilge Handlung segnend endet.

1) Vobiscum Dominus statt: dominus vobiscum d. h. der Herr sei mit Euch, Worte des Priesters, auf welche die Gemeinde antwortet: et cum spiritu tuo, und mit deinem Geiste.

2) Während er bei der Feier der Messe zum Altar gewendet steht.

24. Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich;
Erst reinigt er das Heiligtum,[1])
Und dann entfernt er sich
Und eilt, in des Gewissens Ruh,
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,[2])
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

1) Es ist unter dem Heiligtum die Sakristei zu verstehen, d. h. das an die Kirche stoßende Gemach, in welchem die zu kirchlichem Gebrauche bestimmten Gefäße aufgehoben werden.

2) Die Zahl der Vaterunser, die noch am letzten, von ihm zu betenden, Rosenkranz fehlten.

25. Und als er rauchen sieht den Schlot
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „„Was der Graf gebot,
Ihr Knechte ists geschehn?““
Und grinsend zerren sie den Mund
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.“

5. Die Aufklärung. Strophe 26—30

26. Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick.
„Unglücklicher, wo kommst du her?“
„„Vom Eisenhammer.““ — „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?“ —
„„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.““

27. „„Denn als von eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt ich erst nach meiner Pflicht.
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören, gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze[1]) viere,
Für euer Heil und für das ihre.““

1) Rosenkranz heißt eine Schnur von größern und kleinern Perlen (aus Holz, Stein, Corallen u. s. w.). Bei jeder größern Perle, welche man durch die Finger gleiten läßt, wird ein Vater=Unser, bei jeder kleinern der englische Gruß (Ave Maria) gebetet. Die Zahl der Perlen ist verschieden. Der große Rosenkranz hat 150 kleine und 50 große Perlen.

28. In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:[1])
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? sprich!“
„„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben!““

1) Über das Loos des falschen Anklägers, welches er ahnt.

29. „Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt' er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt ihn doch zum Wald.“
„„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur!““

„Nun," ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!"

30. Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch beraten waren,
Mit dem ist Gott und seine Scharen."

Der Handschuh.

Entstehung und Inhalt des Gedichtes.

Bald nach Vollendung des Tauchers entstand (Mitte Juli 1797) der Handschuh. Als Quelle des Gedichtes nennt Schiller selbst ein Werk von St. Foix über die Stadt Paris. St. Foix erzählt darin, die Straße Rue de Lions habe ihren Namen von dem Gebäude und den Höfen erhalten, in denen die großen und kleinen Bären des Königs eingesperrt waren. Er fährt dann fort: „Eines Tages, als Franz I. sich damit beschäftigte, einem Kampf seiner Bären zuzusehen, ließ eine Dame ihren Handschuh fallen und sagte zu de Lorges: Wollt Ihr, ich soll glauben, daß Ihr mich so sehr liebet, als Ihr mir alle Tage schwört, so hebt mir den Handschuh auf. De Lorges steigt hinab, hebt den Handschuh aus der Mitte dieser schrecklichen Tiere auf, steigt wieder zurück, wirft ihn der Dame ins Gesicht und wollte sie nachher nie wieder sehen, ungeachtet vieler Anträge und Neckereien von ihrer Seite."

Schiller hat aus dieser farblosen Notiz, die ihm vorlag, ein lebendiges und frisches Gemälde geschaffen, in dem namentlich der Kampf der Tiere äußerst anschaulich und wirksam geschildert ist. Ballade nannte er es, wie vermutet wird, wohl deshalb nicht, weil die Strophenform und ein höherer, das Ganze durchdringender Gedanke fehlte. Goethe gegenüber bezeichnete er das Gedicht als ein Nachstück zum Taucher. Goethe nennt es in seiner Antwort ein artiges Nach- und Gegenstück dazu. Während im Tetenber die Liebe des Helden das Motiv zu dem ver-

messenen Wagestück ist, ist es hier nur der ritterliche Mut, der zu der kühnen That bewegt. Erst als die Ritterehre gewahrt ist, und der Ritter seine Todesverachtung bewiesen hat, giebt er seine Entrüstung kund, daß die Dame so freventlich mit eines Ritters Leben zu spielen wagt.

Erklärung im einzelnen.

1. Einleitung. Strophe 1.

1. Vor seinem Löwengarten,[1])
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz.[2])
Und um ihn die Großen der Krone,[3])
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Inhalt. Der König, mit glänzendem Gefolge, sitzt vor seinem Löwengarten und erwartet den Beginn des Kampfspiels.

1) Garten heißt ursprünglich ein Zaun-Gehege, daher überhaupt, wie hier, ein gehegter und eingeschlossner Ort.

2) König Franz I. von Frankreich regierte von 1515—1547. Zu den Liebhabereien dieses Königs, die ihn zu großartiger Verschwendung veranlaßten, gehörte auch seine Leidenschaft für Tierkämpfe.

3) Die Großen der Krone, sind die Großen des Reichs, die Würdenträger. Der Balkon ging um den tiefer und zum Teil in der Erde liegenden Löwengarten herum, so daß man von da aus bequem in denselben hinabblickte.

2. Der Tierkampf. Strophe 2—4.

2. Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger[1])
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Inhalt. Auf ein Zeichen des Königs wird zuerst ein Löwe auf den Kampfplatz gelassen.

1) Zwinger hieß im Mittelalter besonders der Raum zwischen der innern und äußern Stadt- oder Burgmauer, dann überhaupt ein eingeschlossner Ort, in den man Tiere sperrte, z. B. Hundezwinger. Hier ist der Behälter zur Seite des Löwen-

gartens gemeint, in dem die Tiere vor und nach dem Kampf eingesperrt gehalten wurden.

3. Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend,
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig schnurrend!
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Inhalt. Nach dem Löwen wird ein Tiger auf den Kampfplatz gelassen. Wütend erblickt er den Löwen, wagt sich jedoch nicht an ihn heran, sondern streckt sich knurrend zu Boden.

4. Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus[1]
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wirds still;
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.[2]

Inhalt. Es werden ferner zwei Leoparden auf den Kampfplatz geschickt. Indem sie sich auf den Tiger stürzen, schüchtert sie das Gebrüll des Löwen ein, und sie lagern sich gleichfalls.

1) Das Haus: Der Zwinger, von dem diesmal zwei Thüren aufgethan werden.

2) Der Tiger sowohl wie die Leoparden gehören ebenso wie der Löwe zum Katzengeschlechte.

3. Die Ritterprobe. Strophe 5 u. 6.

5. Da fällt von des Altans[1] Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

6. Und zu Ritter Delorges,[2]) spottender Weis',
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Inhalt. Während die Tiere im Begriff sind, auf einander loszustürzen, wirft Fräulein Kunigunde einen Handschuh in den Löwengarten und fordert spottend ihren Ritter auf, ihn zu holen.

1) Altan, dasselbe wie oben: Balkon.

2) Delorges ist ein französischer Name (sprich: Delorsch), der aber hier dreisilbig zu lesen ist.

4. Des Ritters Wagnis. Strophe 7.

7. Und der Ritter, in schnellem Lauf,
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger[1])
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Inhalt. Der Ritter steigt, ohne sich zu besinnen, hinab und nimmt den Handschuh, der zwischen dem Löwen und dem Tiger liegt.

1) Unter Zwinger ist hier der Löwengarten zu verstehen, der in weiterem Sinne des Wortes so genannt werden kann.

5. Schluß und Strafe. Strophe 8.

8. Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück,
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.[1])

Inhalt. Mit Staunen sehen die Zuschauer die furchtlose Tapferkeit des Ritters und überhäufen ihn mit Lobsprüchen, als seine That gelungen ist. Auch Fräulein Kunigunde will ihm danken mit ihrer Liebe, aber verächtlich weist er sie zurück.

1) Er verläßt sie: nicht etwa, er geht hinweg, sondern seine Liebe zu ihr ist angesichts ihrer Herzlosigkeit erloschen.

Das verschleierte Bild zu Sais.

Einleitung.

Das verschleierte Bild zu Sais, eine sinnbildliche Erzählung in reimloser Gestalt, zeigt uns, wie Humboldt bemerkt, die große Mannigfaltigkeit, die in den Gedichten Schillers nach Form und Inhalt zu finden ist. — Der Sinn dieses Gleichnisses ist auf das Verschiedenste aufgefaßt worden. Karl Grün versteht unter dem Jüngling den Dichter selbst, dessen Beruf es sei, in unschuldvoller Unmittelbarkeit, nicht aber in vorwitzigem Schauen, die Wahrheit zu sehen. Schiller habe sich trotz dem Verbote seines Genius durch die Hingabe an die Kantische Philosophie gegen seinen wahren Dichterberuf versündigt und die Folge davon sei die Lähmung seiner dichterischen Kraft gewesen. Hoffmeister sagt, im Bilde zu Sais würden uns die Schranken veranschaulicht, die unserer Wißbegierde durch das Sittengebot gesetzt seien, der Jüngling verletze ein göttliches Gebot, um die Wahrheit zu schauen. Hinrichs meint, der Jüngling habe Schuld, weil er sich die Wahrheit eigenmächtig nehme, die er sich hätte geben lassen sollen. Er erhebe sich nicht wirklich zu Gott, er komme zwar zu Gott, aber nicht durch Gottes Hilfe. Nach Heinrich Düntzer will Schiller den Satz darstellen, daß der Mensch die ihm bestimmte Wahrheit nur durch thätiges Forschen erringen könne.

Unstreitig ist die erste der genannten Erklärungen zu gesucht, obgleich in ihr, wie in allen übrigen, etwas Wahres liegt. Treffender spricht Götzinger, dem Viehoff sich anschließt, den Sinn des Gleichnisses dahin aus: „Weh dem, der zu der Wahrheit durch Schuld zu gelangen sucht! Nicht der Besitz der Wahrheit, nicht die erlangte höhere Erkenntnis macht den Jüngling unglücklich, sondern der Weg, den er eingeschlagen hatte. Was er auf diesem Wege erfahren mochte, konnte nichts Erfreuliches sein.“ Es ist an Götzingers Erklärung nur das zu tadeln, daß er in dem vorletzten Vers: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!“ das Wort *geht*, im Gegensatz zu dem wirklichen Erlangen einer höhern Wahrheit und im Sinne von einem bloßen *Streben* darnach, zu sehr preßt.

Schiller will in dem Bilde zu Sais die Wahrheit darstellen, die der Hierophant Strophe 3 ausspricht: Der Mensch soll im Bewußtsein der Schranken, die ihm als irdischem Wesen gesetzt

sind, warten, bis die Gottheit die volle Wahrheit ihm enthüllt und sich nicht aus Unzufriedenheit über die ihm gesteckten Grenzen des Wissens dadurch gegen Gott versündigen, daß er sich leichtsinnig über alle Überlieferung und die Anschauungen seiner Zeitgenossen zu seinem eigenen Unheil hinwegsetzt. Dabei kann es denn geschehen, daß der Mensch trotz der Verletzung aller Ehrerbietung eine Stufe der verstandesmäßigen Erkenntnis weiter kommt. Aber, was er dadurch gewinnt, kann ihm nur schaden, denn das Wissen allein macht den Menschen nicht aus. So wurden auch dem ersten Menschenpaare durch den Genuß vom verbotnen Baum der Erkenntnis die Augen zwar aufgethan, wie die Schlange dem Weibe verheißen hatte, aber sie wurden dadurch nur gewahr, daß sie nackend waren.

Erklärung im einzelnen.

1. Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais[1]) in Egypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit[2]) zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad[3]) mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant[4])
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe," sprach der Jüngling.
„Giebts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Inhalt. Ein Jüngling, der in Egypten die geheime Priesterweisheit erlernen will, zeichnet sich durch seine unersättliche Wißbegierde aus. Nicht einen Teil der Wahrheit will er haben, sondern die ganze volle Wahrheit selbst.

1) Sais, war die bedeutendste Stadt Unteregyptens, im Nildelta, mit der alten Residenz der Könige und einem prächtigen Neïthtempel. Schiller scheint nach einem Briefe Humboldts ursprünglich Heliopolis geschrieben zu haben. Es liegt diese Stadt gleichfalls in Unteregypten und heißt bei den Egyptern On d. i. Sonnenstadt. Da Heliopolis Sitz des egyptischen Sonnendienstes und der Verehrung des heiligen Stiers Mnevis war, hatte wohl Schiller anfangs diese Stadt genannt und wählte erst später, des Metrums halber, Sais.

2) Über die geheime Priesterweisheit in Egypten herrscht trotz aller Forschungen noch großes Dunkel. Sie soll von da aus erst nach Griechenland gekommen sein.

3) Diejenigen, welche in die Geheimnisse eingeweiht werden wollten, hatten verschiedene Grade zu durchlaufen, zuerst den der Mysten, dann den der Epopten, Schauenden.

4) Das höchste Priesteramt bei diesen Geheimnissen war das des Hierophanten.

2. Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde[1]) still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?"
„„Die Wahrheit,““ ist die Antwort. — „Wie?"
ruft jener,
„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?"

Inhalt. Eines Tages erblickt der Jüngling ein verschleiertes, riesengroßes Bild und auf sein Fragen erhält er die Antwort, hinter dem Schleier sei die Wahrheit verborgen. Verwundert fragt er, weshalb ihm gerade das, was er suche, verhüllt werde?

1) Rotonde, ist der Name für ein Rundgebäude, das von oben her erleuchtet wird.

3. „„Das mache mit der Gottheit aus,““ versetzt
Der Hierophant. „„Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbotnen, früher hebt,
Der, spricht die Gottheit““ — „Nun?" — „„Der sieht
die Wahrheit.““
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?"
„„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht.““ — „Das fass' ich nicht. Wenn von der
Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte,"
„„Und ein Gesetz,““ fällt ihm sein Führer ein.
„„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch centnerschwer für dein Gewissen.““

Inhalt. Der Hierophant antwortet ihm, es sei einmal der Wille der Gottheit, daß sie nur selbst die Wahrheit offenbaren wolle, und daß kein Sterblicher mit frevler Hand den

Schleier heben dürfe. Zwar könne er's erreichen, die Wahrheit zu erblicken, aber er verletze damit ein heiliges Gesetz und belaste dadurch sein Gewissen.

4. Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Inhalt. Dem Jüngling läßt die Wißbegierde keine Ruhe. Mitten in der Nacht verläßt er sein Lager und dringt in die Rotonde.

5. Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht,
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärtger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Inhalt. In einsamer und unheimlicher Stille steht der verwegene Jüngling dem Bilde gegenüber.

6. Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein,
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe;
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
„Sei hinter ihm, was will! ich heb' ihn auf."
Er rufts mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen."
Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Inhalt. Der Jüngling ist im Begriff, den Schleier zu heben, doch laut mahnt ihn sein Gewissen noch einmal an das erhaltene Verbot. Während er noch schwankt, erinnert er sich des Orakelspruchs, der ihm den Anblick der Wahrheit verheißen hat, seine Wißbegierde reißt ihn fort, und sein böser Genius siegt.

7. Er sprichts und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun," fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis[1]) ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe,
„Weh dem," dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

Inhalt. Der Jüngling hat den Schleier weggezogen. Bewußtlos ward er Tags darauf am Fußgestell des Bildes gefunden. Für immer war seine Heiterkeit geschwunden und das einzige, was er auf Befragen antwortete, war eine Warnung, nicht auf schuldvollem Wege die Erkenntnis der Wahrheit sich zu verschaffen.

1) Isis, eine egyptische Göttin, deren Cultus auch außer Egypten sehr ausgebreitet und sehr verschiedenartig war. Ursprünglich bedeutete Isis das Nilland, das von Osiris, dem Nilgott, befruchtet wird. Wie allumfassend allmählich ihre Bedeutung ward, geht aus dem Wort hervor, welches ihr Apulejus in den Mund legt: „Ich bin die Allmutter Natur, Herrscherin aller Elemente, Erstgeburt der Jahrhunderte, höchste der Gottheiten, Königin der Namen, Fürstin der Himmlischen, eingestaltige Erscheinung aller Götter und Göttinnen, deren Wink über Himmel, Meer und Unterwelt gebietet" u. s. w.

Parabeln und Rätsel.

Einleitung.

Gegen die Überschrift „Parabeln und Rätsel" ist eingewendet worden, die Sammlung enthalte keine Parabeln, sondern nur Rätsel. Insofern eine Parabel einen Vorgang aus dem geistigen Leben oder eine höhere sittliche Wahrheit veranschaulichen soll, ist diese Einwendung vollkommen richtig. Denn in Schillers Rätseln werden doch immer nur sinnliche Gegenstände dargestellt und zwar wird ein Sinnliches für ein

anderes Sinnliches gesetzt. Da indeß gerade die Schillerschen sinnbildlichen Rätsel mit der Parabel das Gemeinsame haben, daß beiden fortgesetzte Verblümungen zu Grunde liegen, so konnte der Dichter der Ähnlichkeit der Form halber seine Rätsel unbedenklich auch Parabeln nennen.

Die Veranlassung zur Rätseldichtung bot sich dem Dichter durch sein tragikomisches Märchen Turandot. Bekanntlich hängt darin das Schicksal des Helden Kalaf von der Lösung dreier Rätsel ab. Der Dichter ersetzte bei jeder neuen Aufführung des Stückes, um das Interesse des Publikums an der Lösung der Rätsel wach zu erhalten, die früheren drei Rätsel durch drei neue. So entstand die kleine Zahl von Rätseln, die ebenso durch ihre sinnreichen Gedanken, als durch die dichterische Ausführung der Bilder gefallen. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Rätseln, die ein bloßes Verstandesspiel abgeben sollen, durch die Erhabenheit oder Schönheit des Gegenstandes, den sie erraten lassen.

Erklärung im einzelnen.

1.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke[1])
   Hoch über einen grauen See;
   Sie baut sich auf im Augenblicke,
   Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

Inhalt. Aus den Perlen der Regentropfen baut sich die Brücke des Regenbogens über das graue Meer der Wolken in einem einzigen Augenblick.

1) Bekanntlich entsteht der Regenbogen durch die Brechung der Sonnenstrahlen in dem herabfallenden Regen. Er bildet sich, wenn die von der im Rücken des Beobachters stehenden Sonne her kommenden parallelen Lichtstrahlen auf eine aus fallenden Regentropfen gebildete Wand treffen.

2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
   Ziehn unter ihrem Bogen hin,
   Sie selber trug noch keine Lasten
   Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Inhalt. So weit ist die Wölbung des Regenbogens, daß der Mastbaum keines Schiffes ihn berührt. Wie der Horizont selber, flieht er, wenn du dich ihm nahst.

3. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
   So wie des Wassers Flut versiegt.
   So sprich, wo sich die Brücke findet,
   Und wer sie künstlich hat gefügt?

Inhalt. Mit dem strömenden Regen entsteht und verschwindet der Regenbogen.

Anm. Schiller selbst hat die Lösung also gegeben:

Diese Brücke, die von Perlen sich erbaut,
Sich glänzend hebt und in die Lüfte gründet,
Die mit dem Strom erst wird und mit dem Strome schwindet,
Und über die kein Wandrer noch gezogen,
Am Himmel siehst du sie, sie heißt — der Regenbogen.

2.

Seit der Abhandlung des A. G. Lange glaubte man allgemein die richtige Deutung laute: „das Auge." Ebenso nahe lag es: „der Gedanke" als Lösung anzunehmen. Allein die zwei letzten Verse sprechen hiergegen, da in ihnen diese Gegenstände genannt sind. Unstreitig hat Joachim Meyer mit „Fernrohr" das Rätsel erraten.

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug.

Inhalt. Das Fernrohr versetzt dich in weitgelegne Gegenden, während es immerfort vor deinem Auge bleibt. Es trägt dich, wie auf Fittichen des Vogels in die Fernen. Kein Fahrzeug führt den Wandrer so rasch von dannen und durch den unermeßlichen Himmelsraum läßt es dein Auge und damit deine staunenden Gedanken im Fluge schweifen.

3.

1. Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

Inhalt. Auf der großen Weide des Himmelszeltes gehen die Sterne wie tausend weiße Lämmer und gleich wie wir heute, so haben sie einst schon unsere Vorfahren gesehen.

2. Sie altern nie und trinken Leben,
Aus einem unerschöpften Born,
Ein **Hirt** ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Inhalt. Aus dem Born der Sonne trinken sie immer neues Leben. Der Mond mit seiner Sichel führt sie als Hirt.

3. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Inhalt. Durch des Abendhimmels purpurne Thore kommen sie heraufgezogen und ihre Zahl bleibt ewig dieselbe.

4. Ein treuer **Hund**[1]) hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer **Widder** geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig mir an!

Inhalt. Zur Seite stehen dem Mond die Sternbilder des **Hundes** und des **Widders**.

1) Sirius, der glanzreichste aller Sterne, am Kopfe des großen **Hundes** stehend, daher auch **Hundsstern** genannt.

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißts und gehts kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen,
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

Inhalt. Das große, geräumige Haus, dessen Grund auf unsichtbaren Säulen ruht, ist die **Erde**. Auf ihrer Kugel kommst du nie ans Ende und was darauf wohnt, ist vergänglich. Die Gesetze, nach denen die Erde erschaffen ist und erhalten wird, sind noch nicht erforscht. Uber ihr strahlt nächtlich der Mond mit den Sternen, deren Licht von selbst sich entzündet. — Das glänzende Firmament steht wie ein Dach darüber, leuchtend von Licht und Glanz wie ein einziger Edelstein.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

Inhalt. In dem Brunnen der Zeit steigen Tag und Nacht auf und nieder. Kommt die Nacht, muß der Tag sich neigen. Ohne Rast findet dieser Wechsel statt. Wie der eine Eimer sich ausleert, füllt sich der andere, das heißt: wie die Nacht vergeht, kommt der Tag und mit dem Ende des Tages regiert die Nacht. Niemals kannst du sie zu gleicher Zeit genießen.

6.

1. Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ists ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Inhalt. Auf dem zarten Grunde des Auges, das eine Quelle des Lichts und Glanzes ist, spiegeln sich immer neue Bilder. Eng ist ihr Rahmen, doch erscheint uns in ihm die ganze Welt.

2. Und kannst du den Krystall[1]) mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Inhalt. Der leuchtende Krystall des Auges faßt alle Erscheinungen des Weltalls auf und doch ist das lebendige Gefühl, welches aus dem Auge redet, schöner, als jedes Bild, das es aufnimmt.

1) Mit dem Krystall ist zunächst das ganze Auge gemeint und doch liegt in dem Wort eine Anspielung auf die sogenannte Krystalllinse des Auges, durch welche die Lichtstrahlen eine Brechung erleiden, so daß auf der innern Netzhaut des Auges ein Bild entsteht, das durch den Augennerv zum Bewußtsein gebracht wird.

Die Lösung Kalafs in der Turandot ist folgende:

Dies zarte Bild, das in dem kleinsten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Krystall, in dem dies Bild sich malt
Und der noch Schönres von sich strahlt:
Es ist das Aug', in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt. —

7.

1. Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus,
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitets nicht aus.

2. Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer!
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

3. Nicht eitle Prahlsucht hat es getürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ists ein Werk von Menschenhand.

Inhalt. Der Dichter schildert in diesen Strophen die große chinesische Mauer, die zum Schutz gegen die von Nord-Westen drohenden Tataren vor über 2000 Jahren begonnen wurde. Man giebt ihre Länge auf 400 bis 500 deutsche Meilen an. Sie ist 30 Schuh hoch und mit Türmen und festen Plätzen versehen. Die Breite beträgt 10 Schuh. Die zweite Strophe schildert, wie sie über Berg und Thal bis zum östlichen Meere hinzieht.

Die Lösung Kalafs lautet:

Das alte festgegründete Gebäude,
Das Stürmen und Jahrhunderten getrotzt,
Das sich unendlich, unabsehlich leitet
Und Tausende beschirmt, die große Mauer ist's,
Die China von der Tatarwüste scheidet.

8.

1. Unter allen Schlangen ist eine
   Auf Erden nicht gezeugt
   Mit der an Schnelle keine,
   An Wut sich keine vergleicht.

Inhalt. Der Blitz ist die Schlange, die im Schoß der Wolken erzeugt wird und unübertrefflich ist an Schnelle und Kraft.

2. Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
   Auf ihren Raub sich los,
   Vertilgt in einem Grimme
   Den Reiter und sein Roß.

Inhalt. Verbunden mit dem Rollen des Donners fährt der Blitz herab auf sein Opfer.

3. Sie liebt die höchsten Spitzen;
   Nicht Schloß, nicht Riegel kann
   Vor ihrem Anfall schützen;
   Der Harnisch — lockt sie an.

Inhalt. Vor allem wird der Blitz von hohen Spitzen und dem Metall angezogen.

4. Sie bricht, wie dünne Halmen,
   Den stärksten Baum entzwei;
   Sie kann das Erz zermalmen,
   Wie dicht und fest es sei.

Inhalt. Die Gewalt des Blitzes ist unwiderstehlich.

5. Und dieses Ungeheuer
   Hat zweimal nie gedroht,
   Es stirbt im eignen Feuer;
   Wie's tötet, ist es tot.

Inhalt. Sobald der Blitz die Erde erreicht hat, hat er aufgehört zu sein, und ist sein Feuer erloschen.

Die Lösung Kalafs ist folgende:

Die Schlange, der an Schnelle keine gleicht,
Die aus der Höhe schießt, die stärksten Eichen
Wie dünnes Rohr zerbricht, durch Schloß und Riegel bringt,
Vor der kein Harnisch kann beschützen,
Die sich in eignem Feuer selbst verzehrt —
Es ist der Blitz, der aus der Wolke fährt.

9.

1. Wir stammen, unsrer sechs Geschwister,[1])
   Von einem wundersamen Paar,
   Die Mutter ewig ernst und düster,
   Der Vater fröhlich immerdar.

Inhalt. Von einem Elternpaare, von der Finsternis und dem Licht, stammen die sechs Farben.

1) Gewöhnlich zählt man sieben Farben, nach den sieben Farben des Regenbogens: violett, indigoblau, blau, grün, gelb, orange und rot. Schiller schließt sich hier der Goetheschen Farbentheorie an, nach welcher es sechs Farben giebt, die sämtlich aus dem Zusammenwirken von Licht und Finsternis entstehen.

2. Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

Inhalt. Von den Eltern übt jeder Teil seinen Einfluß auf die Farben. Immer neu sich bildend umtanzen sie uns allenthalben.

3. Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.

Inhalt. Im Dunkeln kommen die Farben nicht zur Geltung, nur am Tage sind sie sichtbar. Sie sind es, die der Welt und dem Leben Reiz und Glanz verleihen.

4. Wir sind des Frühlings lust'ge Boten
Und führen seinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Toten
Denn um uns her muß Leben sein.

Inhalt. Der Frühling vor allem lockt die Farben hervor. Im Trauerhaus dagegen werden sie gemieden.

5. Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

Inhalt. Der Glückliche vornehmlich freut sich der Farben und sie dienen dazu, den Glanz des Lebens zu erhöhen.

Anm. Lange Zeit hatte man sich vergeblich bemüht, dies Rätsel zu lösen. Da teilte auf eine Anfrage im allgemeinen Anzeiger der Deutschen ein Freund des verstorbenen Dichters aus dessen hinterlassenen Papieren die folgende Lösung mit:

Die sechs Geschwister, die freundlichen Wesen,
Die mit des Vaters feuriger Gewalt
Der Mutter sanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Lust beseelen,

Die gern der Freude dienen und der Pracht
Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
Die Farben sind des Lichtes Kinder und der Nacht.

10.

1. Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Inhalt. Der Pflug ist das Ding, dessen Wert von wenigen gewürdigt wird und dessen Führung doch selbst dem größten Kaiser zur Ehre gereicht. Er ist da, um die Erde aufzureißen, und durch seine Schärfe ist er dem Schwert verwandt.

2. Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Inhalt. In den Schoß der Erde gräbt der Pflug unblutige Wunden. Nur dem Boden nimmt er seinen Segen ab und beraubt darum niemand. Über die ganze Erde hat er sich verbreitet und wo er herrscht, herrscht Segen und Kultur.

3. Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut,
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.

Inhalt. Der Pflug ist's, dem die größten Reiche und ältesten Städte ihre Entstehung verdanken. Doch alles das hat er erreicht auf dem Weg des Friedens und noch immer beglückt er die Völker, welche die Pflege des Landbaus nicht versäumen.

Anm. Die Worte in Strophe 1 „doch ziert's des größten Kaisers Hand" gehen auf die chinesische Sitte, nach welcher der Kaiser alljährlich an einem bestimmten Tage selber den Pflug führen muß.

Kalaf giebt folgende Lösung:

Das Ding von Eisen, das nur wenge schätzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahres,
Dies Werkzeug, das, unschuldger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen,
Wer träte aus den öden, wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blühnde Land,
Und sähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräte,
Das allen diesen Segen schuf, — den Pflug.

11.

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

Inhalt. Im Stein verborgen ruht der Funken. Doch unter dem Schlag des Stahles springt er hervor. So klein und schwach er anfangs ist, so mächtig und unüberwindlich wird er, wenn die Luft ihn zur Flamme anfacht.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh'.
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwei Händen zu —
Doch brauch ich viele tausend Meilen,[1])
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg ich gleich fort mit Sturmeseilen
Und schneller, als der Pfeil vom Bogen.

Inhalt. Der Schatten auf der Scheibe der Sonnenuhr schreitet ohne Ruhe weiter. So klein aber der Raum ist, den er zu durchlaufen hat, so weit ist die Strecke, die er zu diesem Zweck mit der Sonne durchfliegen muß und so groß ist darum seine Geschwindigkeit.

1) Insofern der Schatten auf der Sonnenuhr doch nur der stete Begleiter der Sonne ist, durchwandert er mit ihr gleichsam den ganzen Himmelsraum.

Im Taschenbuch für Damen vom Jahr 1806 ist die Lösung folgendermaßen gegeben:

Was schneller läuft, als wie der Pfeil vom Bogen,
Und dreht sich's auch auf kleiner Scheibe nur,
Doch viele tausend Meilen hat durchflogen,
Eh' es den kleinen Raum durchzogen —
Der Schatten ist es an der Sonnenuhr.

13.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
 Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
 Die noch kein größ'res Untier trug;
Ein Elephant ist's, welcher Türme
 Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
 Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
 Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
 Und trotzt dem wütenden Orkan.

Inhalt. Ein Vogel ist das Schiff durch seine Segel, die es wie weiße Fittiche fortragen. — Ein Fisch ist es, indem es die Wellen wie ein gewaltiges Seeungeheuer schwimmend zerteilt. — Ein Elephant ist es mit seinen Masten, die es wie Elephantentürme trägt. — Der Spinne gleicht es, wenn die Ruderer ausgreifen und es langsam fortbewegen. Und wenn der Anker im Meeresgrunde gefaßt hat, so steht es fest mitten in bewegter See.

Der Spaziergang.

Einleitung.

Wenn wir das einstimmige Lob vernehmen, mit dem die Freunde Schillers den Spaziergang begrüßten, so muß sich die Teilnahme, welche uns die großartige Dichtung schon an und für sich einflößt, noch steigern. Alle Verehrer des Dichters, denen er es zusandte, oder die es im Briefwechsel mit ihm besprachen, sind, jeder in seiner Weise, bemüht, den mächtigen Eindruck zu schildern, den dies Gedicht bei ihnen hervorgebracht hat. Schiller überschickte es am 21. September 1795 unter der damaligen Überschrift „Elegie“ an Körner, der es mit großer Freude aufnahm. Wie sehr Schiller selbst über diese Schöpfung seiner Muse sich freute, geht aus einem Brief hervor, den er am 29. November an Humboldt schrieb. „Das sicherste empirische Criterium von der wahren poetischen Güte eines Productes“, heißt

es darin, „däucht mir dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemütslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. s. w. fliehen. Auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichtes auf die ungleichsten Gemüter ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Übung haben, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Heberich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publicums heraus. Ich glaube deswegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, blos zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran Schuld sind. Mein eignes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert: noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüt so sehr als eine Kraft gewirkt." — Wir fügen zu dieser Selbstkritik des Dichters noch das Urteil Humboldts. „Wohin man sich wendet," schreibt er an Schiller, „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisierte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es stellt die unveränderliche Strebsamkeit der Menschen der sichern Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Fast in keinem Ihrer übrigen Gedichte sind Stoff und Form so miteinander amalgamiert, erscheint alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie."

Die nächste Veranlassung zu dieser Dichtung hat wohl eine Anzeige des Gartenkalenders auf das Jahr 1795 gegeben, welche

Schiller in die allgemeine Literaturzeitung lieferte. Ganz ähnlich, wie diejenigen Eindrücke, die er oftmals auf dem Wege von Stuttgart nach den großen Gartenanlagen zu Hohenheim empfangen hatte, sind die Empfindungen, die im Spaziergang ausgesprochen werden. Es zeigte sich ihm auf jenem Wege zunächst die einfache Natur. Allmählich führen ihn künstliche Anlagen zu dem prächtigen herzoglichen Schloß. Eigentümlich bewegen ihn die Denkmäler versunkener Pracht, die sich darauf seinen Blicken zeigen, und erscheinen ihm wie eine Rache der Natur an der Kunst, die zuvor ihre Gewalt bis zum Mißbrauch über ihn ausgeübt hatte. — All diese Gefühle, wir finden sie in dem vorliegenden Gedicht wieder und bewundern die hohe Klarheit, mit der sie uns entgegentreten.

Aber wie der Eindruck des Spaziergangs im Ganzen ein gewaltiger ist, reizen uns auch die kleinsten und einzelnsten Teile dieses Stückes zum Nachdenken und gewinnen uns den vollsten Beifall ab. Und mit diesem Reichtum an innerer Schönheit verbindet sich eine große äußre Formvollendung, die sich zum Teil aus dem außergewöhnlichen Fleiß erklärt, den der Dichter nach seinen eignen Angaben in dem Spaziergang auf den Versbau verwendet hat.

Gedanke und Inhalt.

Wie die Erläuterung des eleusischen Festes gezeigt hat, beschäftigte sich Schiller vielfach mit der Frage nach der Entstehung und Entwickelung des bürgerlichen Vereins. Ein ähnlicher Gedanke ist es, den er in lebendigster Weise im Spaziergang zur Darstellung gebracht hat, der Gegensatz nämlich zwischen N a t u r und K u l t u r. Wie der Mensch anfangs der rohen Natur gegenübersteht, wie er sich dieselbe unterwirft, sie veredelt, in der völligen Trennung von ihr aber auf Abwege gerät und zuletzt die durch die Kultur verlorne Natur sehnsüchtig wiedersucht, das ist der Gedankengang des Gedichts. Schiller hat darin gleichsam die Blüte seiner Gedanken, die er in den Briefen über die kunstsinnige Erziehung des Menschengeschlechts so geistvoll entwickelt hat, in anschaulichster und lebensvollster Weise uns gegeben. Dem Widerstreit, dem besonders der Mensch nicht entrinnen kann, indem er aus dem rohen Naturstaat einen sittlich freien Kulturstaat schaffen will, ist in frischen Farben gemalt. — Es ist deshalb mit Recht das Gedicht e i n e G e s c h i c h t e d e r M e n s c h h e i t genannt worden und Herder bezeichnete es als eine Welt von Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Situationen der Welt und der Menschheit. Es sollte ihm eine Landkarte sein, die er sich an die Wand schlagen wollte.

Dem Dichter begegnet auf seinem Spaziergange anfangs die reine, von der Menschenhand unberührte Natur. Allmählich treten ihm die Spuren der ersten Kultur in dem Bilde ländlichen Lebens entgegen, in welchem der Mensch noch im innigsten Zusammenhang mit der ihn umgebenden Natur steht. Die Anzeichen der die Natur verdrängenden Kultur werden häufiger und die Stadt liegt vor seinen Augen. Da drängen sich ihm tiefsinnige Gedanken auf über die Entstehung städtischen Lebens und die Geschichte der Städte. Ein Schritt weiter — und das städtische Leben in seiner höchsten Blüte und in seinem unendlichen Segen steht vor seinem Geiste. Aber indem der Mensch frei geworden ist von allen Fesseln der überwundenen Natur, verliert er den sichern Halt und das ganze staatliche Leben verfällt der tiefsten Zerrüttung. Da kehrte er denn zu dem bleibenden und ewigen Gesetze der Natur zurück, die in steter Ruhe und unwandelbarer Schönheit die immer frische Quelle bleibt, aus der die Menschheit neues, unversiechliches Leben schöpft. —

Einteilung.

Dem dargestellten Gedankengang entsprechend zerfällt das Gedicht in sechs fast gleich lange Abschnitte.

1. Schilderung der unberührten Natur. Vers 1—34.
2. Ländliche Natur. Vers 35—68.
3. Entstehung der Stadt. Vers 69—100.
4. Blüte der Kultur. Vers 101—140.
5. Auflösung der staatlichen Ordnung. Vers 141—170.
6. Rückkehr zur Natur. Vers 171—200.

Erklärung im einzelnen.

1. Schilderung der unberührten Natur. Vers 1—4.

Sei mir gegrüßt, mein[1]) Berg, mit dem rötlich strahlenden Gipfel![2])
  Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
  Und den fröhlichen Chor,[3]) der auf den Ästen sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
  Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
  Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer[4]) Strom durchrinnt mich erquickend,
  Und den durstigen[5]) Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
  Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.[6])
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
  Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.

Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel[7])
  Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,[8])
  Nur der Lercke Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
  Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;[9])
Mich umfängt ambrosische[10]) Nacht; in duftende Kühlung
  Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
  Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
  Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
  Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
  Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
  Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh ich den Äther, über mir endlos,
  Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.

Inhalt. Der Dichter eilt hinaus ins Freie, dem Berg entgegen, den er ersteigen will. Er schlägt einen Wiesenpfad ein, der ihn durch ein Erlengebüsch in einen Buchenwald und durch diesen zum Gipfel des Berges führt. Eine weite Fernsicht liegt vor ihm, die im Hintergrund durch ein Gebirge geschlossen wird.

1) Das hier im vertraulichen Sinne stehende Fürwort „mein" deutet an, daß sie gleichsam alte Bekannte sind.

2) Die Sonne ist eben aufgegangen und das Morgenrot färbt noch mit einem leichten Hauch die Höhe des Berges.

3) Natürlich die Vogelschar, die einen fröhlichen Sängerchor bildet.

4) Balsamisch, eigentlich wohlriechend, nach Balsam duftend; hier uneigentlich für erquickend, stärkend.

5) Durstig nach Licht und Farben, die im engen Zimmer fehlten.

6) Der Wechsel der Farben erscheint wie ein Streit, ein Wetteifer derselben, der aber durch ihr anmutiges Gesamtbild sich wieder aufhebt.

7) Zweifeln hier im Sinn von ungewiß sein, schwanken. Wegen des flatternden Hin- und Herirrens wird er so genannt.

8) Mit Unrecht meint Götzinger, dies widerspreche dem „rötlichen" Gipfel im Vers 1. Es ist ja Sommer, wo auch die frühe Morgensonne schon heiß scheint.

9) Es ist nicht etwa an ein sich erhebendes Unwetter zu denken. Ein vereinzelter Windstoß bewegt die Erlen.

10) Versilbert: Der Tau der Nacht glitzert noch an den Halmen.

11) Ambrosia hieß die Götterspeise, wie Nektar der Göttertrank. Ambrosisch wird überhaupt für: göttlich, erhaben gebraucht.

2. Ländliche Natur. Vers 35—68.

Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
  Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
  Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal,
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
  In den Teppich der Flur hat sie Demeter[1]) gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes,[2]) des menschenerhaltenden Gottes,
  Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
  Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße;
  Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße[3]) dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,[4])
  Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
  Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
  Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Rebe empor an dem niedrigen Fenster,
  Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,[5])
  Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
  Wie dein Tagewerk, gleich,[6]) windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder[7])
  Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
  Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände[8]) seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
  Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl, und alles Bedeutung;
  Dieses Dienergefolg[9]) meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,[10])
  Aus dem felsigen Kern hebt sich die türmende Stadt.

Inhalt. Ein geländerter Steg, der von dem erstiegenen Berg zur Ebne hinabführt, erinnert wieder an die Menschenhand, an die Kultur. Abgegrenzte Äcker, die Landstraße, die sich durch die Felder schlängelt, der mit Flößen bedeckte Fluß, alles steht im Gegensatz zu der eben verlassenen unberührten Natur. Aber noch lebt in den friedlichen Dörfern der Mensch im innigsten Zusammenhang mit der ihn umgebenden Natur. Da ändert sich der Charakter der Landschaft. Die Kultur beginnt vorzuherrschen und die Stadt taucht vor den Blicken des Wandrers auf.

1) Demeter oder Ceres war es, welche, wie es in dem eleusischen Fest erzählt wird, Städte gründete, das Eigentum abgrenzte und den Menschen in feste Wohnsitze führte.

2) Die Linien, d. h. die Grenzen, welche die Felder scheiden, sind die Schrift, die das Herrschen des Gesetzes verkündigen. Im ersten Zeitalter der Menschheit, im goldnen Zeitalter, war aller Besitz gemeinschaftlich, nur die Liebe regierte. Jetzt im ehernen Zeitalter, ist das Gesetz die Gottheit, welche die menschliche Gemeinschaft erhält.

3) Mit Absicht läßt der Dichter den Strom nur von Flößen belebt sein, rohen und unkünstlichen Fahrzeugen, welche besser wie Schiffe zu dem ländlichen Charakter der Gegend passen.

4) Alle diese Bilder sollen die innige Verbindung veranschaulichen, in welcher der Mensch noch mit der Natur lebt.

5) Noch nicht losgetrennt und frei geworden von der Natur.

6) Gleich, hier soviel wie: gleichmäßig, so daß ein Tag dem andern vollkommen ähnlich ist. Es ist nicht etwa zu verstehen: gleichwie dein Tagewerk, windet 2c.

7) Fremd wird der Geist und fremder wird die Flur genannt, weil sie von dem rohen Urzustand frei geworden und ihr ein anderes Gepräge aufgedrückt ist.

8) Stände steht hier im Sinn von bestimmten Klassen und Ordnungen. Die gleichartigen Pflanzengruppen sind gemeint.

9) Wenn man an Schillers in der Einleitung erwähnte Beschreibung des Wegs nach dem herzoglichen Schlosse in Hohenheim denkt, so liegt es wohl am Nächsten, unter dem Dienergefolge einen Trupp Soldaten oder uniformierter fürstlicher Diener zu verstehen, welche die Nähe eines Regenten verraten. Andere denken bei dem Dienergefolg, das den Herrscher verrät, an die kunstvoll geordneten Anlagen des Feldes, die den Menschen, den Herrscher über die Natur, anzeigen.

10) Die in der Sonne funkelnden Kuppeln des fürstlichen Schlosses.

3. Entstehung der Stadt. Vers 69—100.

In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen[1]) verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt,
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte.[2])
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;

Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter[3]) und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran.
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus Euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,[4])
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,[5])
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten[6]) heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für Euch.
Ehre ward Euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
„Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.“[7])
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.

Inhalt. Der Anblick der Stadt regt in dem Wandrer ernste Gedanken an über die Entstehung städtischen Lebens. Es schweben ihm dabei die Städte des Altertums vor, mit ihrer ehrwürdigen Geschichte. Er sieht im Geist die Ausbreitung der von den Städten ausgehenden Colonien. Die greisen Richter tauchen vor ihm auf, wie sie Recht sprechen an den Thoren der Stadt. Und die ausrückenden Heerscharen sind es, die das Angedenken an die Heldenthaten jener Städte in ihm wachrufen.

1) Zu Faunen. Der Sinn der ersten beiden Verse ist wohl der: die Wildnis mit ihren Gottheiten und ihrem eigentümlichen Leben hat aufgehört da, wo die Stadt beginnt. Aber die scheinbar toten Steinmassen der Stadt erhalten ein höheres Leben durch die Andacht, die darin ihre Tempel errichtet hat.

2) In dem kleinen Raum der Stadt sind nun eine Menge Menschen zusammengedrängt und in dieser eng begrenzten Welt muß nun das Leben seine Kräfte nach Innen entfalten.

3) Ähnlich, wie im eleusischen Fest die Götter vom Himmel herabsteigen, wo es nach Strophe 15 heißt: nun von ihren Thronen steigen alle Himmlischen herab u. s. w. um durch ihre Gaben den bürgerlichen Verein zu gründen und zu verschönern, ist hier der Segen versinnbildlicht, der in den Mauern der Stadt zusammenströmt. Die Früchte des Feldes (Ceres), die Reichtümer des Seehandels (Hermes), die Erzeugnisse des Weinstocks (Bacchus)

und des Ölbaums (Minerva) werden hereingebracht und auch das Streitroß (Poseidon) zum Schutze der Stadt und die Mauern (Cybele) fehlen nicht. – Zu den mythologischen Namen vergleiche das eleusische Fest.

4) Es ist hier sowohl an die von den Städten des Altertums ausgesandten Kolonien, wie an den Segen der Bildung überhaupt zu denken, der von der Stadt aus in die Ferne sich verbreitet.

5) Sehr verbreitet war im Altertum die Sitte, daß an den Thoren der Stadt Recht gesprochen wurde. Wegen der Menschen, die da zusammenkamen, nennt der Dichter die Thore gesellig.

6) Penaten sind die Götter des Hauses und der Familie.

7) Als die unermeßlichen Scharen der Perser im Jahre 480 v. Chr. durch Thessalien sich heranwälzten, um Griechenland zu unterjochen, übernahm der Spartaner Leonidas mit 300 seiner Tapfern die Verteidigung des Thermopylenpasses. Vergeblich bemühte sich Xerxes durchzudringen. Da wurde die kleine Schar durch den schmählichen Verrat des Ephialtes umgangen und starb den Heldentod. Die Inschrift des Denkmals, welches ihr das dankbare Vaterland errichtete, findet sich Herodot 7, 228. — Sie ist übrigens hier nach der lateinischen Übersetzung Ciceros wiedergegeben. —

4. Blüte der Kultur. Vers 101–140.

Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
  Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.[1])
Zischend fliegt die Axt in den Baum, es erseufzt die Dryade[2])
  Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last,[3])
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt
  In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers[4]) Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
  Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
  Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Reede[5]) ruft der Pilot,[6]) es warten die Flotten,
  Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne.
  Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn[6]) von fröhlichem Leben,
  Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel[7]) schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
  Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule[8]) bereitet,
  Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.[9])
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,[10])
  Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,

Und vom Meisel beseelt redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen[11]) Säulen,
Und den ganzen Olymp[12]) schließt ein Pantheon[12]) ein.
Leicht wie der Iris[13]) Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise,[14]) beschleicht[15]) forschend den schaffenden Geist.
Prüft der Stoffe Gewalt,[16]) der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.[17])
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.[18])
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham![19])

Inhalt. Unter den Segnungen des Friedens entwickelt sich die Blüte des städtischen Lebens und damit der Kultur überhaupt. Der Gewerbfleiß, der Handel, die schönen Künste, die Wissenschaften werden gepflegt, gedeihen und machen den Menschen zum unbeschränkten Herrscher über die Natur. —

1) Auch im eleusischen Fest wälzt der Flußgott den schweren Stein herbei, hier lädt er ein, die Kräfte des Wassers zu benutzen.

2) Unter den Axtschlägen, die den Baum fällen, seufzt die Dryade, die ihn, nach der Götterlehre der Griechen, bewohnt.

3) Die gefällten Stämme stürzen donnernd den Berg hinab.

4) Mulciber ist ein Beiname des Vulcan oder Hephästus.

5) Pilot, Steuermann. Das Wort soll von pilen oder peilen d. h. die Meerestiefe messen, herkommen. Reede ist ein bequemer Ankerplatz an dem Schiffe zur Ab- und Anfahrt bereit liegen.

6) Krahn, auch Hebekrahn genannt, ist eine Hebemaschine zum Ein- und Ausladen schwerer Schiffslasten. Hier ist der Ort gemeint, wo sich der Krahn befindet, also der Hafenplatz.

7) Stapel heißt überhaupt ein Gerüst; dann die Baustelle, auf der ein Schiff gebaut wird, endlich, wie hier, der Ort, wo die Schiffswaren niedergelegt werden.

8) Thule eine Insel des nördlichen Meeres. Sie galt den Alten für den nördlichsten Punkt der Erde. Der äußerste Norden und Süden senden also ihre Waren.

9) Nach Ovid stieß die Ziege Amalthea, die den Zeus

gesäugt haben soll, einst ein Horn an einem Baume ab. Eine Nymphe umgab es mit grünen Kräutern, füllte es mit Früchten und brachte es dem Zeus, der es ihnen als ein nie versiegendes Horn des Überflusses schenkte. Der Sinn des Verses ist also: Die Reichtümer strömen im Überfluß zusammen.

10) Wohlstand und Talent erzeugen zusammen die schönen Künste. Von diesen Künsten sind im Folgenden die bildende Kunst und die Baukunst genannt.

11) Von den drei Haupt-Säulen-Ordnungen, der dorischen, korinthischen und jonischen, trägt die letzte am meisten „den Charakter heiterer Anmut und tritt mehr, als die andern aus den Grenzen des Notwendigen und Zweckmäßigen heraus."

12) Den ganzen Olymp: alle Götter, die den Olymp bewohnen. — Das Pantheon in Rom, von Agrippa 727 v. Chr. erbaut, war ein den Göttern des julischen Geschlechts geweihter Tempel, ein Rundgebäude von 132 Fuß Höhe mit einer Vorhalle aus 16 korinthischen Granitsäulen, die Wände mit Marmor belegt. Noch jetzt wird dieser Tempel, die Rotonde genannt, als Kirche benutzt.

13) Iris. Der Regenbogen, aber auch die jugendliche Göttin, welche Juno als ihre Abgesandtin und Dienerin benutzte.

14) Von den Wissenschaften, deren Entwickelung geschildert wird, ist zuerst die Mathematik angedeutet. Offenbar schwebte hier dem Dichter die Gestalt des Archimedes vor, des größten Mathematikers des Altertums, der in Syracus wohnte und bei der Einnahme seiner Vaterstadt durch die Römer (287 v. Chr.) von einem römischen Soldaten, während er seine Kreise in den Sand zeichnete, getötet wurde.

15) Beschleichen bedeutet schleichend überraschen. Hier heißt es: forschend aufspüren. — Der schaffende Geist ist der Schöpfer, dessen Gesetze der Forscher zu entdecken sucht.

16) Die Wissenschaften der Mechanik (der Stoffe Gewalt), der Chemie, des Magnetismus, der Akustik und Optik werden angeführt und in den zwei letzten Versen wird das Streben der Wissenschaft überhaupt zusammengefaßt. — „Grausend" heißen die Wunder des Zufalls, in denen das zu Grunde liegende Gesetz gesucht wird, weil dem Menschen alles Unbekannte und Dunkle schrecklich erscheint.

17) Dieser Vers giebt den vorigen in andrer Form wieder. Der „ruhende Pol" ist das zu Grunde liegende Gesetz.

18) Die Verbreitung des Wissens durch Schrift und Druck schafft Licht und Aufklärung.

19) Der Mensch ist durch sein Wissen freier geworden von Mit rohen Natur, die ihn zuvor beherrschte. Die Finsternis

abergläubischer Furcht und thörichter Wahngebilde hat aufgehört. Beglückt wird er deshalb genannt. Aber eine große Gefahr beginnt nun für ihn. Die Freiheit, die ihm geworden ist, kann er mißbrauchen, er kann auch das Gesetz verachten, das ihn allein sittlich frei zu machen und vor Zügellosigkeit zu bewahren vermag.

5. Auflösung der staatlichen Ordnung. Vers 141—170.

Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
  Von der heiligen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
  Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
  Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,[1])
  Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.[2])
Aus dem Gespräche entschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
  Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
  Drängt sich der Sykophant,[3]) reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
  Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke,[4]) die Liebe
  Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel[5]) hinweg.
Deine heiligen Zeichen,[6]) o Wahrheit, hat der Betrug sich
  Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
  Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
  Des Gesetzes Gespenst[7]) steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie[8]) dauern,
  Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehrnen Händen
  An das hohle Gebäu rühret die Zeit und die Not,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
  Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit,
  Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.[9])

Inhalt. Das schöne Gebäude des Staates, das die Gesittung errichtet hatte, sieht der Dichter zusammenstürzen. Einer Freiheit nachjagend, die nur Zügellosigkeit ist, verliert der Mensch allen Halt. Mit dem Gesetz hört die Sittlichkeit auf und die Menschheit wird entweiht durch die Herrschaft aller schlechten Begierden. Dadurch wird die Stütze des Staates untergraben. Er wird zu einer lebenslosen Form, die im Laufe der Zeit und bei dem steigenden Bedürfnis nach einer Neugestaltung plötzlich zusammenbricht und wieder rohen Urzuständen das Feld räumt.

1) Selbst das einzige, was dem Schiffenden noch ein festes Ziel bietet, der **Polarstern**, verschwindet hinter den Wolken und ziellos treibt der Kahn nun dahin.

2) **Die Stimme Gottes im Herzen**, das Gewissen.

3) **Sykophanten**, zu deutsch: Feigenangeber, hießen diejenigen, welche jemanden wegen verbotner Feigenausfuhr aus Attika anzeigten. Es ist also hier ein geheimer Angeber gemeint.

4) Selbst die innerste Überzeugung wird preisgegeben und für Geld geopfert.

5) **Der Adel der Liebe** besteht darin, daß nur das Gefühl der freien Zuneigung zur Hingabe des Herzens bewegt. Er hört auf und Gewinnsucht schließt fortan die Ehen.

6) **Die heiligen Zeichen**, die nicht trügen, die köstlichen Stimmen der Natur, sind die Ausbrüche des Gefühls, die in Thränen, in einem Lächeln, in einem Wink und Blick des Auges, in einem Kusse sich verraten. Der Betrug wagt es, selbst diese Gefühlsäußerungen heuchlerisch nachzuahmen, (man denke an den Judaskuß), und da diese Zeichen nicht mehr als wahrer Ausdruck des Gefühls gelten können, so bleibt dem wahrhaft Fühlenden nichts übrig, als sie zu verbergen.

7) **Das Gesetz**, wesenlos und schreckhaft, wie ein Gespenst dient nur noch zum Abschrecken, ist nicht mehr der Hort des Staates, dem der Bürger sich freudig unterwirft.

8) **Die Mumie**: Die tote, lebensleere Form des Staates: Wenn die alten Staatsformen, die wohl für eine frühere Zeit paßten, aber nicht für fortgeschrittene Zustände, nach und nach weitergebildet sind, so tritt zuletzt die Notwendigkeit einer Änderung so gewaltig ins Bewußtsein des Menschen, daß er in erwachender Leidenschaft zum Umsturz alles Bestehenden sich hinreißen läßt.

9) Im Zertrümmern des Bestehenden sucht er die verlornen naturgemäßen und darum besseren Zustände. —

6. Rückkehr zur Natur. Vers 171–200.

O, so öffnet euch, Mauern und gebt den Gefangenen ledig!
  Zu der verlassenen Flur kehr er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
  Hemmen mit gähnender Kluft, hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken traute Begleitung,
  Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh ich getürmt, aus welchen das Leben
  Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
  Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd. Im einsamen Luftraum
  Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.

Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
  Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein?[1]) In deinen Armen, an deinem
  Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
  Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,[2])
  Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
  Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
  Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz![3])
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
  Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,[4])
Nährst an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
  Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
  Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.[5])

Inhalt. Aus den Mauern der Stadt, in welcher er im Geiste verweilte, flüchtet der Dichter zurück ans Herz der Natur. Und hier vergißt er die düstern Bilder, die sich ihm aufgedrängt hatten. Im Anblick der ewig jugendlichen, immer neu schaffenden Natur, die in ihrem steten Bestand alles Menschliche überdauert, findet er den verlornen Frieden des Herzens wieder.

1) Bin ich wirklich allein? Liegen sie wirklich hinter mir, die Mauern der Stadt, die Bilder der Zerstörung, die mich eben umgaben? Der Übergang aus dem Leben und Treiben der Stadt in die ruhige, stille Natur ist so überraschend, daß der Dichter sich kaum hinein finden kann.

2) Aus dem Verkehr mit der Natur, gleichsam von ihrem Altar, nimmt er neuen fröhlichen Jugendmut.

3) Während der Mensch ewig in seinen Bestrebungen wechselt und schwankt, bleibt die Natur in ihren Gesetzen ewig unverändert, ohne doch dabei ihre Jugendfrische zu verlieren.

4) Vers 195 u. 196: Was der Mensch im Umgang mit der Natur als Kind, als Jüngling gefunden hat, findet er in der Natur auch als Mann wieder. Schiller schrieb im Jahr 1798 nach Rudolstadt, „wie wohlthätig ist uns doch die Identität, das gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lange genug hin- und hergeworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder und wohlbehalten giebt sie uns die anvertrauten Güter zurück."

5) Vers 197—200: Wie die Natur alle Lebensalter erquickt, so erfreut sie auch alle Menschengeschlechter und auch uns in derselben Weise, wie die Völker zu den Zeiten Homers.

Das Lied von der Glocke.

Einleitung.

Wohl schwerlich giebt es ein Gedicht deutscher Sprache, welches einer größern Liebe des ganzen deutschen Volkes und einer weitern Verbreitung sich rühmen könnte, als Schillers Lied von der Glocke. So weit der Klang deutscher Glocken dringt, so weit finden auch die zarten und vollen Klänge der Schillerschen Glocke einen Wiederhall in den Herzen. Und das hat eine doppelte Ursache. Die eine liegt in der tiefbegründeten Anhänglichkeit des Deutschen an die Familie, an das Haus, an den heimischen Herd. Wer es versteht, diese Saite des deutschen Gemütes in der rechten Weise anzuschlagen, dem fehlt es nicht an Freunden. Und das gerade hat Schiller in seiner Glocke verstanden und zwar mit derselben Meisterschaft, die er bei all seinem Schaffen bewiesen hat. Die zweite Schönheit des Gedichtes liegt in der außerordentlichen Vollendung desselben nach Form und Inhalt, in der Mannigfaltigkeit des Strophenbaues, in der selten so schönen, ungekünstelten Malerei in Reim und Schall, die sich dem Wechsel der einzelnen Bilder natürlich und treffend anschließen. Mit Recht hat daher Wilhelm von Humboldt das Lied von der Glocke die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies genannt.

Es wird aber die Vollendung dieser Dichtung begreiflicher, wenn wir an die Entstehung derselben denken.

Schiller hat dies Lied länger, als irgend eine andre Dichtung an seinem warmen Dichterherzen getragen. Daher kommt es, daß nichts Gemachtes, nichts Übereiltes darin sich findet. Sorgfältig hat er, wie aus seinem Briefwechsel mit Goethe hervorgeht, die verschiedenen Stimmungen abgewartet, die zur Verarbeitung der großen Masse nötig waren.

Schon im Jahre 1788 besuchte Schiller bei seinem Aufenthalt in Rudolstadt öfters die dortige Glockengießerei, um eine

Anschauung dieses Geschäftes zu gewinnen. Im Juli 1797 las er den Artikel „Glocke“ im 19. Band der ökonomischen Encyclopädie von Dr. J. G. Krünitz, wodurch ihm das technologische Verständnis gegeben, und wohl auch mancher Gedanke angeregt wurde. Danach ging er ernstlicher an die Ausarbeitung und doch währte es bis zum Ende des Jahres 1799 bis er das Gedicht für den Musen-Almanach vollendete. Es erschien darin im Jahrgang für 1800. — Goethe, der großen Anteil gerade an dieser Schöpfung seines Freundes nahm, meinte zu der langen Arbeit Schillers: die Glocke müße um so heller klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt sei.

Gedanke und Inhalt des Gedichtes.

Die Glocke enthält eine Schilderung des menschlichen Lebens und zwar nach seinen beiden Seiten, dem häuslichen und dem öffentlichen Leben. Es ist diese Schilderung in einzelnen Lebensbildern oder Betrachtungen gegeben, welche die wichtigsten Vorgänge des Menschenlebens umfassen. Diese Betrachtungen sind unmittelbar angeknüpft an das Geschäft des Glockengusses, der in zehn Strophen und den Meistersprüchen, vollständig dargestellt ist. Es laufen demnach die Strophen, welche der Meister spricht, und welche sämtlich dasselbe Versmaß haben, gleichlaufend mit den Betrachtungen, deren Versbau wechselt. Durch die innigste Gedankenverknüpfung sind die einzelnen Teile des Gedichtes mit einander verbunden und zwar ist diese Verknüpfung eine dreifache. Eine jede Betrachtung schließt sich 1) an den vorangehenden Meisterspruch, 2) an die vorige und nachfolgende Betrachtung und steht 3) im Zusammenhang mit dem Glockengeläute. Während diese Verbindung im Übrigen klar ersichtlich ist, ist sie eine weniger feste, ja von manchen ganz bestrittene zwischen der siebten und achten Betrachtung, bei dem Übergang aus dem häuslicheu ins öffentliche Leben. Die innere Ordnung des Gedichtes wird dadurch noch größer, daß die Verteilung des Stoffes in beiden Hälften des Gedichtes eine ähnliche ist. Ähnlich, wie in der ersten Abteilung der Dichter weiterschreitet von der Gründung der Familie bis zu ihrer Auflösung, beginnt der zweite Teil mit der Entwicklung und endet mit der Auflösung des States. — Durch diese Anordnung und Verbindung des Stoffs wird das Ganze, statt eine Zusammenhäufung einzelner Bilder zu sein, zu einem wolverkitteten, fertigen Ganzen, zu einem geschlossenen Gemälde des ganzen menschlichen Lebens.

Einteilung.

Gemäß der dargestellten Anlage des Gedichtes ergiebt sich die Einteilung desselben. Es zerfällt in zwei Hauptabteilungen. Voran geschickt ist in den ersten beiden Betrachtungen die Einleitung ins Ganze, Dann folgt von der dritten bis zur siebten Betrachtung, die Schilderung des häuslichen, und von der achten bis zur neunten die des öffentlichen Lebens. Zählen wir die Meistersprüche, wie die einzelnen Abschnitte der Betrachtungen, so erhalten wir im Ganzen 30 Strophen.

Die Anordnung ist demnach folgende:

1. Einleitung. Strophe 1—4.

a. Einleitung zu den Betrachtungen überhaupt, die sich an den Glockenguß knüpfen sollen. Meisterspruch 1. Betrachtung I.
b. Anknüpfung der Betrachtungen an die Bestimmung der Glocke. Meisterspruch 2. Betrachtung II.

2. Ausführung. Strophe 5—26.

I. Das häusliche Leben. Strophe 5—17.
  a. Die Jugend und ihr Glück. Strophe 5—6,
  b. Die Ehe und ihr Segen. Strophe 7—9.
  c. Die Gefahren des Hauses. Strophe 10—13.
  d. Die Auflösung der Familie. Strophe 14—17.
II. Das öffentliche Leben. Strophe 18—26.
  a. Des Staates Entstehung und Blüte. Strophe 18—22.
  b. Die Auflösung des Staates. Strophe 23—26.

3. Schluß. Strophe 27—30.

Erklärung im einzelnen.

1. Einleitung. Strophe 1—4.

Spr. 1. Festgemauert in der Erden — Str. 1.
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
  Von der Stirne heiß.
  Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben!
Doch der Segen kommt von oben.

Um die Meistersprüche zu verstehen, welche die fortschreitende Arbeit des Glockengusses darstellen, ist es unerläßlich, eine kurze Beschreibung dieser Arbeit zu geben und zwar erscheint es zweckmäßig, dies im Anschluß an den jedesmaligen Meisterspruch zu thun.

Der erste Meisterspruch setzt die Vollendung der Form voraus, in welcher die Glocke gegossen wird. — Zur Herstellung

dieser Form wird eine geräumige Grube vor dem Schmelzofen ausgegraben, in welcher, außer der Glockenform auch die Arbeiter Platz haben. Zunächst wird hierauf aus Backsteinen der Kern gebildet, um welchen herum die Glocke gegossen wird und welcher also die innere Form der Glocke haben muß. Um die gehörige Rundung herauszubringen, bedient man sich der sogenannten Schablone, d. h. eines Brettes, in welches der Durchriß der Glocke ausgeschnitten ist. Der Kern wird mit Lehm fein belegt und mit gesiebter Asche bestrichen. Inmitten des Kerns ist ein hohler Raum gelassen, welcher mit glühenden Kohlen gefüllt wird, um den Lehm zu trocknen.

Auf diesen Kern wird nun mit Lehm die sogenannte Dicke oder Dickte aufgetragen. Diese Lehmschicht um den Kern muß die volle Gestalt der fertigen Glocke haben. Sie wird durch eine Schablone geformt, welche den Durchriß der äußern Glockengestalt hat. Wir werden hören, daß diese Dickte später entfernt und der Raum, den sie einnahm, durch die Glockenspeise ausgefüllt wird. So ist also die Glocke in Lehm gebildet. Die Dickte wird außen mit Talg bestrichen, damit der Lehm des Mantels nicht daran hängen bleibt.

Der Mantel ist eine starke Schicht aus zerstoßenem und gesiebtem Lehm, Ziegelmehl, alten Schmelztiegeln und Kälberhaaren, welche auf die Dickte aufgetragen wird. Man umgiebt ihn mit eisernen Reifen, damit er nicht zerbrechen kann. Der fertige Mantel wird mit einer Winde emporgehoben und darauf die Dickte sorgfältig von dem Kerne abgetrennt und entfernt. Es ist leicht begreiflich, daß, wenn nun der Mantel wieder herabgelaßen wird, zwischen ihm und dem Kern ein hohler Raum entsteht, der die genaue Form der Glocke zeigt, in den das flüssige Metall gegossen wird, um zur Glocke zu werden. — Ist diese Form vollendet, so wird die Erdgrube, in welcher sie steht, die sogenannte Dammgrube, mit Erde angefüllt und diese möglichst festgestampft.

Betrachtung I. Strophe 2.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,[1]
Was er erschafft mit seiner Hand.

Inhalt. Beginn der Einleitung. Der Meister kündet an

daß er Betrachtungen an den Glockenguß anknüpfen will, da der denkende Mensch überhaupt nichts ohne ernste Erwägungen vollbringen soll.

1) Spüren uneigentlich für merken, fühlen.

Spruch 2. Nehmet Holz vom Fichtenstamme, Strophe 3.
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise[1])
Fließe nach der rechten Weise!

Der zweite Meisterspruch setzt die Kenntnis der Feuerung und die Bestandteile der Glockenspeise voraus. Der Schmelzofen besteht aus zwei Teilen, dem Ofen nämlich, in welchem das Metall liegt, und dem sogenannten Schornstein, in welchem das Holz brennt. Der Ofen ist ähnlich einem Backofen. Er hat nach oben zu eine Öffnung, durch welche das Metall auf den Herd geworfen wird und außerdem sechs Zuglöcher oder Windpfeifen, die geöffnet und geschlossen werden können. Der Schornstein hat oben eine Öffnung, durch welche das Holz auf den Rost geworfen wird, das sogenannte Schürloch. Unter dem Rost befindet sich der Aschenraum. Durch eine Öffnung, den sogenannten Schwalch, steht der Schornstein in Verbindung mit dem Schmelzofen. Wird nun das Schürloch durch eine eiserne Thüre dicht verschlossen, so wird durch den Luftzug vom Aschenraum nach den Windpfeifen die Flamme in den Schmelzofen getrieben. Damit die Masse rasch und gleichmäßig in Fluß kommt, muß das Holz möglichst ohne Rauch verbrennen und deshalb sehr trocken sein. Gewöhnlich wird dürres Fichtenholz verwendet.

Es wird zum Glockenguß meist Kupfer mit einem Zusatz von Zinn genommen. Das Zinn schmilzt bei weitem leichter, als das Kupfer und wird demnach erst zugesetzt, wenn das Kupfer im Fluß ist.

1) Glockenspeise, auch Glockengut, Glockenmetall genannt, heißt die Mischung von Metallen, aus welcher die Glocke gegossen wird.

Betrachtung II. Was in des Dammes tiefer Grube Strophe 4.
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,[1])
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen

Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,[2])
Die es erbaulich[3]) weiter klingt.

1) Glockenstube heißt der Raum auf dem Glockenturm, in welchem die Glocken hängen.

2) Unter der metallnen Krone ist der sogen. Kranz der Glocke, nämlich der Teil, an den der Klöppel anschlägt, zu verstehen.

2) Erbaulich werden die Töne der Glocke genannt, weil sie aus dem Gotteshause kommen, an Gott erinnern und so das Gemüt erheben und erbauen.

2. Erster Teil. Strophe 5—17.

Spruch 3. Strophe 5.

Weiße Blasen seh ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßts mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Wenn die Masse des Metalls vollständig geschmolzen ist, so bekommt sie einen weißen Schaum. Hierauf wird eine bestimmte Quantität Pottasche zugesetzt, um den Fluß und die Verbindung der Metalle noch zu erhöhen. Der Schaum wird während des Schmelzens mindestens zweimal abgeschöpft. Je sorgfältiger dieß geschieht und je gleichmäßiger der Fluß der Metalle ist, je reiner wird der Ton der Glocke.

Betrachtung III. Strophe 6.

Denn[1]) mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie[2]) das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;[3])
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt[4]) die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.

Da faßt ein namenloses[5]) Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe[6]) schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe.

Inhalt. Schilderung des Lebens von der frühsten Kindheit bis zum Alter des Jünglings und der Jungfrau.

1) Denn. Dieses knüpft an den vorangehenden Meisterspruch an. Weil die Glocke ein freudiges Ereignis zu verkünden hat, muß ihre Stimme rein und voll sein.

2) Es ist bemerkt worden, daß zur Taufhandlung (wie auch später zur Trauung) nicht geläutet werde. Abgesehen davon, daß dies wirklich vereinzelt zu geschehen pflegt, finden beide Handlungen im Gotteshaus, gewöhnlich am Schlusse des Gottesdienstes vor noch versammelter Gemeinde statt und indem so die Glocke zur Kirche ruft, ruft sie auch zu dieser feierlichen Handlung.

3) Vgl. Sprichwörter Salomonis 16, 33: „Los wird geworfen in den Schoß, aber es fällt, wie der Herr will." Wie die glücklichen und unglücklichen Lose im Schoß oder in der Urne zusammenliegen, ehe sie gezogen sind, so ruht für das Kind noch Glück und Unglück ganz im Schoße der Zukunft, weil es weder Freude noch Leid schon erfahren kann.

4) Durchmessen hier uneigentlich für durchwandern.

5) Namenlos hier soviel als unaussprechlich, unnennbar. Ein Sehnen ist es, über welches der Jüngling sich selbst keine Rechenschaft geben kann.

6) Liebe steht hier wohl nicht im bestimmten Sinne für: seine Geliebte, sondern ist im allgemeinen zu fassen. Durch die Blumen, die er sucht für die Geliebte, schmückt er gleichsam seine reine Liebe selbst.

Spruch 4. Wie sich schon die Pfeifen bräunen! Strophe 7.
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wirds zum Gusse zeitig[1]) sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,

Ob das Spröde[2]) mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Es enthält dieser Meisterspruch die Art der Prüfung, ob das Metall in vollem Flusse ist. Das erste Zeichen, daß die Metalle geschmolzen sind, bietet die gelbliche Färbung der Windpfeifen. Es wird dann ein Stab in die Masse gestoßen, und wenn derselbe mit einer feinen Verglasung überzogen erscheint, so ist das Metall flüßig genug. Gewöhnlich ist dies nach zwölf Stunden der Fall.

1) Entweder: zeitig soviel als Zeit. Es wird Zeit zum Gusse sein.

2) Unter dem Spröden ist das Kupfer zu verstehen, weil es die Masse brüchig macht, unter dem Weichen das Zinn als das leichter flüssige Metall.

Betrachtung IV. Strophe 8.

Denn, wo das Strenge[1]) mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang,[2])
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier[3])
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.[4])
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche[5]) Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise

Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden[6]) Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Inhalt. Auf die Zeit der Jugendliebe folgt die Ehe. Mann und Weib haben nun ihre besonderen Aufgaben zu erfüllen. Der Mann hat zu erwerben, das Weib zu erhalten. Durch treue Erfüllung dieser Pflichten blüht das Haus empor.

Zusammenhang. Leicht ist die in der Einleitung erwähnte dreifache Verknüpfung bei einer jeden Betrachtung nachzuweisen. Es genüge daher eine einzelne nähere beispielsweise Angabe dieses Zusammenhangs. — Es knüpft sich die vierte Betrachtung 1) an die dritte durch den Schlußgedanken derselben, daß die Zeit der Jugendliebe nicht lange währt und durch den natürlichen Fortschritt der Liebe sich zur Ehe gestaltet. Sie schließt sich 2) an den Meisterspruch durch den Gedanken an, wie eine gleiche, richtige Verbindung des Spröden mit dem Weichen, des Starken mit dem Zarten sowohl zum Glockenguß wie zu einer gesegneten Ehe erforderlich ist. Sie steht 3) durch das Geläute zur Trauung (wenn die hellen Kirchenglocken u. s. w) in Beziehung zur Bestimmung der Glocke.

1) Das Strenge: männliche Kraft und Festigkeit; das Zarte: weibliche Milde und Sanftmut.

2) Der Rausch der Jugendliebe verfliegt bald; aber lange währt die Reue, wenn die Ehegatten nicht zusammenpassen, sich nicht ergänzen und gegenseitig beglücken.

3) Es ist hier auf die Hochzeitsgebräuche der Römer und Griechen angespielt. Bei den Römern trug die Braut einen feuerfarbnen oder citronengelben Schleier und einen aus Wolle geknüpften Gürtel. Bei den Griechen war sie gleichfalls verschleiert. Der Sinn ist: wie mit dem Beginn der Ehe die Zeichen des Hochzeitstages, Gürtel und Schleier, abgelegt, gleichsam zerrissen werden, so hört in der Ehe auch der Wahn, der Rausch der überschwenglichen Jugendliebe auf, die der Dichter im folgenden Vers Leidenschaft nennt und an deren Stelle in glücklicher Ehe die bleibende und wachsende Gattenliebe tritt.

4) Die vier Verse enthalten eine Vergleichung. Gleichwie die Blume verblüht und die Frucht daraus hervorgeht, so flieht die Leidenschaft und bleibt die Liebe.

5) Feindlich wird das Leben genannt; weil es dem Streben des Mannes tausendfach hemmend und störend entgegentritt.

6) An dem Wort duftend ist Anstoß genommen und sogar die Frage erörtert, ob Flachs dufte. Allein bekannt ist's, wie die Hausfrauen mancherlei Kräuter (Reseda, Waldmeister, Lavendel) bei das Leinen legen.

Strophe 9.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten[1]) ragende Bäume,
Und der Scheunen[2]) gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

1) Unter diesen Pfosten sind unstreitig die Balken zu verstehen, welche den Getreideschobern zur Stütze dienen.

2) Während Scheune im vorigen Vers die Gebäude zur Aufbewahrung der Feldfrüchte bezeichnet, ist Speicher ein Vorratshaus für Dinge aller Art.

Meisterspruch 5. Strophe 10.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch,
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
　　Stoßt den Zapfen aus!
　　Gott bewahr' das Haus![1])
Rauchend in des Henkels[2]) Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Die Prüfung, zu welcher der Meister in dem vorigen Meisterspruch aufforderte, wird unmittelbar vor dem Guß vorgenommen. Zu diesem Zweck gießt der Meister in einen gewärmten, ausgehöhlten Stein etwas von dem Metall und zerbricht es nach dem Erkalten. Aus der Gestalt der nach dem Bruch sich bildenden Zacken, je nachdem dieselben nämlich fein und dicht oder weit von einander abstehend sind, erkennt man,

ob die Glockenspeise zu viel Zinn oder zu viel Kupfer enthält. Ist die Probe günstig ausgefallen, so geht es an den Guß. Der Zapfen im Gießloche des Ofens ist von innen in das Zapfenloch eingeschlagen und läßt sich darum mit einer eisernen Stange von Außen nach Innen ausstoßen. Das flüssige Metall fließt durch eine Rinne in die beschriebene Form.

1) Das Haus, in welchem die Glocke gegossen wird. Die Form ist natürlich überbaut.

2) Nicht etwa zu verstehen: in einem henkelähnlichen Bogen, sondern es ist gesagt: das Metall strömt durch den Teil der Form, welcher den mittlern Henkel bildet.

Betrachtung V. Strophe 11.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,[1])
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen[2])
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,[3])
Zuckt der Strahl.
Hört ihrs wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straßen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,[4])
Tiere wimmern
Unter Trümmern;

Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen[5]) Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,[6])
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewaltger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig[7]) sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Inhalt. Durch einen Blitzstrahl wird das Haus entzündet und ein Raub der Flammen, die man vergeblich zu löschen sucht.

1) Daß sie nicht, wie es später heißt, auf eignen Spuren einhergeht, sondern in den ihr vom Menschen gewiesenen Schranken bleibt.

2) Den Gebilden der Kunst stehen die rohen, zerstörenden Naturkräfte feindselig entgegen.

3) Ohne zu wählen, was er trifft, ohne etwas zu schonen.

5) Quellen ist natürlich Nominativ, Wasserwogen Accusativ.

4) Mütter irren umher und suchen ihre Kinder, von denen sie nicht wissen, ob sie aus dem brennenden Hause gerettet sind.

6) Der Sparren dürre Bäume sind die Dachsparren, schräg stehende, oben zusammenlaufende Balken, welche das Dachgerüst bilden.

7) Der Widerstand des Menschen gegen das Element erlahmt, er sieht ein, daß alle Löschversuche vergeblich sind.

Leergebrannt — Strophe 12.
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch[1]) hinein.

1) Hoch hier soviel als von oben her. Das Dach ist ja weggebrannt.

Einen Blick　　　　Strophe 13.
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.[1])

1) Dieser Vers weist andeutend hin auf den Verlust, der ihn auch noch betreffen soll.

Meisterspruch 6. In die Erd' ist's aufgenommen,[1])　Strophe 14.
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wirds auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Zuweilen geschieht es, daß der Mantel den Druck des Metalls nicht aushält und sich erweitert oder zerspringt. Dann ist das Werk mißlungen.

1) Dieser Vers bereitet schon die folgende Betrachtung vor. Die Erde nimmt das Erz auf; und schöner kommt es aus ihr wieder zu Tage. Auch unsere Lieben geben wir der Erde und hoffen, daß sie zu einem bessern Lose erstehen sollen.

Betrachtung VI. Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde　Strophe 15.
Vertrauen wir der Hände That,[1])
Vertraut der Sämann[2]) seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlichern Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Inhalt. Das schöne Familienband wird durch den Tod der Gattin und Mutter gelöst.

1) Der Hände That: was die Hände vollbracht haben, nämlich die Form der Glocke und das flüssige Metall.

2) Der Nachdruck liegt auf dem Worte Sämann im Gegensatz zu dem „wir“ im vor. Vers.

Von dem Dome　　　　Strophe 16.
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.

Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die teure, Strophe 17.
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten[1])
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinderschar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust. —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,[2])
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

1) Der schwarze Fürst der Schatten ist der Tod. Schwarz nennt ihn der Dichter wegen der Finsternis, die ihn rings umgiebt.

2) Götzinger findet eine besondere Bedeutung in der Wahl des Ausdrucks schalten (bei der Fremden) und walten (bei der Mutter). Schalten hat in der That mehr den Begriff: nach Willkür herrschen, walten den: sorgend anordnen. Unter der Fremden ist wohl eine Haushälterin, nicht eine zweite Gattin zu verstehen.

2. Das öffentliche Leben. Strophe 18—26.

Meisterspruch 7. Bis die Glocke sich verkühlet, Strophe 18.
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,[1])
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper[2]) schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Das Werk des Glockengusses ist vollendet. Das glühende Metall bedarf nun geraumer Zeit bis es erkaltet.

1) Viele Ausgaben haben: winkt der Sterne Licht ledig aller Pflicht (ohne Komma hinter Licht), das soll heißen: zeigt der Sterne Licht, daß die Zeit der Arbeit vorüber ist. Richtig ist die obige Zeichensetzung, die den Sinn ergiebt: sobald der Sterne Licht winkt, so hört der Bursch, ledig aller Pflicht, die Vesper schlagen.

2) Vesper, vom lateinischen vespera, die Abendzeit. Das Wort war ursprünglich vom Abendgottesdienst, insbesondere in

der atholischen Kirche von der vorletzten der sogenannten sieben Tageszeiten gebraucht. Noch immer mahnt die Vesperglocke, worauf hier der Dichter hindeutet, zum Abendgebet.

Betrachtung VII. Munter fördert seine Schritte Strophe 19.
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte [1]) Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen, [2])
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge [3]) Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket [4])
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht. [5])

Inhalt der Betrachtung. Strophe 19 schildert den Feierabend in einer Landstadt, das Heimkehren der auswärts Beschäftigten, die Rückkehr der Herden, das Einfahren der Erntewagen und die Ruhe der Nacht. Der Gedanke der Sicherheit, in welcher der Bürger sich dem Schlaf hingeben kann, führt in Strophe 20 weiter zum Lob der staatlichen Ordnung überhaupt, deren Wesen in der 21. Strophe kurz und treffend dargestellt wird und deren Segen den Dichter in Strophe 22 zu dem Wunsche treibt, es möge diese Ordnung durch Frieden und Eintracht erhalten werden.

Der Zusammenhang dieser Betrachtung mit der vorangehenden ist weniger klar, als bei den übrigen. Hoffmeister meint, daß der Gedanke der Todesruhe in der sechsten Betrachtung zum Gedanken der Ruhe nach der Arbeit und zur Schilderung des Feierabends hinübergeführt habe.

1) Glatt werden die Rinder genannt im Gegensatz zu den wolligen Schafen.

2) Es ist das Erntefest geschildert, welches beim Einfahren des letzten Getreidewagens beginnt. Der erwähnte Kranz ist also der Erntekranz aus buntfarbigen Feldblumen.

3) Gesellig heißt die Flamme des Lichts, weil sie zum traulichen Beisammensein einlädt.

4) Schwarz bedecket sich: Die Finsternis der Nacht beginnt.

5) Die letzten vier Verse sind wohl so zu verstehen: während der gute Bürger ruhig schläft, weckt die Nacht mit ihrem Schweigen und ihrer unheimlichen Dunkelheit das Gewissen des Bösen, der die Strafe zu fürchten hat.

Heil'ge Ordnung, segensreiche — Strophe 20.
Himmelstochter, die das Gleiche[1])
Frei[2]) und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

1) Das Gleiche: Das zu einander Gehörige, Gleichartige. Ordnung entsteht überhaupt nur dadurch, daß das, was seinem Wesen nach zu einander gehört, auch mit einander verbunden ist. Andere erklären das Gleiche: die gleichen Stände, oder: die durch Abstammung und Sprache zusammengehörigen Menschen.

2) Frei: Die Ordnung ist keine erzwungne, sie beruht auf der freien Unterordnung eines jeden unter das Ganze; leicht: durch die Freiheit, die in der Ordnung jedem bleibt, ist ihr Band ein leichtes, nicht ein drückendes; freudig: ein jeder fühlt freudig den Segen der Ordnung, die ihn bindet.

Tausend fleißge Hände regen,[1]) — Strophe 21.
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heilgem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.[2])
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt[3]) den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

1) Vergleiche zu dieser Stelle die ähnliche Schilderung des bürgerlichen Vereins im Spaziergang.

3) Trotz, nach Heise: „beharrlicher Widerstand auf das Gefühl des Rechtes gegründet.“ Ein jeder fühlt sich als nützliches Glied der Gesamtheit und läßt sich in diesem erhebenden Bewußtsein durch den Verächter gewerblicher Thätigkeit nicht stören.

3) Natürlich Bedingungssatz: wenn den König seine Würde ehrt, so ehret u. s. w.

Strophe 22.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Spruch 8. Strophe 23.

Nun zerbrecht mir das Gebäude,[1])
Seine Absicht hats erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Ist die Glocke abgekühlt, so wird die Dammgrube aufgerissen und der Mantel mit einem Hammer zerschlagen.

1) Das Gebäude: die zum Glockenguß erbaute Form.

Betrachtung VIII. Strophe 24.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand,[1]) zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühende Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe[2]) Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.[3])

Inhalt. Die achte Betrachtung schildert die Auflösung der bürgerlichen Ordnung Der Dichter führt hier aus, was er in Briefen über die ästhetische Erziehung des

Menschen sagt: „die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.“ (Brief 5). — Die Strophe 24 enthält zunächst eine allgemeine Erwägung über gewaltsame Umwälzungen. Strophe 25 stellt den Beginn und Strophe 26 den vollen Ausbruch des Aufruhrs mit seinen Gewaltthätigkeiten dar.

Was den dreifachen Zusammenhang betrifft, so schließt sich die achte Betrachtung an die düstere Ahnung der Kriegsbilder in der siebenten Betrachtung an, an das Zerbrechen der Form im Meisterspruch und an das Sturmläuten beim Aufruhr.

1) Indem er weise die Folgen überdacht und schädlichen Wirkungen vorgebeugt hat.

2) Roh: noch im Naturzustand befindlich, noch nicht durch die Gesittung gebändigt und in die rechten Schranken gebracht.

3) Die vier letzten Verse dieser Strophe bilden eine Gleichheit der Glieder. So wenig aus dem ungebändigten Schalten der Naturkräfte die Glocke, ein Werk der Menschenhand, hervorgehen kann, so wenig kann aus dem Aufruhr des noch nicht durch Bildung gereiften Volkes der Segen einer neuen und besseren Ordnung erstehen.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte — Strophe 25.
Der Feuerzunder[1]) still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

1) Der Feuerzunder: Der Keim, die Ursache zu dem leidenschaftlichen Ausbruch der Volkswut.

Freiheit und Gleichheit![1]) hört man schallen; — Strophe 26.
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,[2])
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden[3]) ziehn umher.
Da werden Weiber[4]) zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.[5])
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Weh denen, die dem Ewigblinden[6])
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

1) Bei der ganzen Schilderung der gewaltsamen Empörung hat dem Dichter offenbar die französische Revolution von 1789 vorgeschwebt. Freiheit und Gleichheit waren ihre Losungsworte, zu denen sich noch, seit dem 19. Nov. 1792 die Brüderlichkeit gesellte, nachdem man alle Völker als Brüder erklärt hatte.

2) Die Worte gehen auf die Bildung von Nationalgarden zum Schutz gegen den Pöbel.

3) Mit dem Worte Würgerbanden ist angespielt auf die Revolutionsheere, die mit Guillotinen im Lande umherzogen und Hinrichtungen vornahmen. Die Mörderrotte Jourdans von Avignon zeichnete sich besonders durch ihre Blutgier aus.

4) Weiber: die „Furien der Guillotine," wie sie genannt wurden, die mit ihrem wahnsinnigen Geheul das Fallen des Beils begrüßten. Auch die sogenannten Fischweiber oder Damen der Halle haben dem Dichter vorgeschwebt.

5) Es sind hier nicht erdichtete, sondern während der französischen Revolution wirklich vorgekommene Ereignisse geschildert.

6) Dem Ewigblinden: Dem Pöbel, dem es an tieferer Einsicht fehlt, dem die erhabenen Forderungen der Freiheit, auf die man seinen Blick gelenkt hat, nur dazu dienen, die Befriedigung sinnlicher Begierden zu erstreben. Unter der Himmelsfackel versteht der Dichter die Gedanken der Freiheit und Gleichheit, die ewig wahr bleiben und immer mehr sich verwirklichen werden, aber von dem rein sinnlichen Auswurf des Volkes nicht zu begreifen sind.

3. Schluß. Strophe 27—30.

Meisterspruch 9. Strophe 27.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm[1]) zum Kranz
Spielts wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens[2]) nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Der Meister freut sich, daß die Glocke in allen ihren Teilen wohlgelungen ist. — Die Teile der Glocke sind nach Krünitz: 1) Der Kranz, der unterste Teil der Glocke, an den der

Klöppel anschlägt; 2) die Schweifung, der Teil, wo die Glocke dünner wird; 3) die Haube, der obere Teil der Glocke. Dazu kommen noch die sieben Henkel, von denen sechs um einen Mittelbogen stehn.

1) Helm nennt der Dichter wegen seiner Form den obern Teil der Glocke, der sonst Haube heißt.

2) Außer Wappen und andern Verzierungen pflegte man Inschriften auf der Glocke anzubringen. Schiller hat eine solche als Motto dem Gedicht vorangestellt: vivos voco, mortuos plango, fulgura frango d. h. die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich. Die letzten Worte gehen auf den alten Glauben, daß man durch Läuten ein Gewitter verteilen könne. Die hier genannte Inschrift findet sich auf der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen.

Betrachtung IX. Strophe 28.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend[1]) weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Inhalt. Nachdem in Strophe 28 der Hauptzweck der Glocke, die Gemeinde zum Gottesdienst zu rufen, angedeutet ist, faßt der Meister in Strophe 29 die Bedeutung der Glocke nochmals zusammen. Wie sie von oben herab, aus der Höhe des Kirchturms, schallt, soll sie unablässig das Lob Gottes verkünden und an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnen.

1) Der Glockenguß schließt erst mit der sogenannten Glockentaufe. In der katholischen Kirche pflegte man ihr den Namen eines Heiligen beizulegen. Der Dichter wählt im Gedanken an die Zerrüttung und Zwietracht, welche er eben geschildert hat, den Namen Concordia, was Eintracht bedeutet.

Strophe 29.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben[1])
Und führen[2]) das bekränzte Jahr.[3])
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,

Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.[4])
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

1) Vgl. Psalm 19, 2: die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk.

2) Der Ausdruck: die Sterne führen das Jahr geht auf den scheinbaren Umlauf der Gestirne, durch den der Jahreswechsel sich bestimmt.

3) An dem Beiwort: „bekränzt" ist vielfach Anstoß genommen. Ich beziehe das Wort auf den Kreislauf der Gestirne, der gleichsam das Jahr mit einem Kranz von Sternbildern umgiebt. Dann heißt es: und führen das von ihnen (den Sternen) bekränzte Jahr. Vielleicht hat auch der Dichter das Jahr sich, wie die Horen, die Göttinnen der Jahreszeiten gedacht, die mit den Erzeugnissen des Feldes bekränzt waren.

4) So oft der Hammer der Turmuhr aushebt, eine Stunde zu schlagen.

Meisterspruch 10. Strophe 30.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt[1]) die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Wenn die Glocke vollendet ist, wird sie vermittelst einer Winde an starken Seilen aus der Dammgrube emporgehoben.

2) Wiegt geht auf das Hin- und Herschwanken der freischwebenden Glocke.

Die Macht des Gesanges.

Einleitung.

Der Sinn dieses Gedichtes liegt schon in den Worten der Überschrift: „Die Macht des Gesanges“ angedeutet. Es wird darin in einer Reihe von Gleichnissen der Eindruck und die Wirkung der Dichtkunst veranschaulicht, und zwar haben wir dabei an diejenige Dichtung zu denken, die unserm Dichter am Höchsten stand, an die zum Schauspiel gestaltete Dichtkunst, vor allem an das Trauerspiel. Bestimmter spricht der Dichter in einem Brief an Körner den Inhalt und die Gedanken des Liedes dahin aus: „Die Einheit des Liedes ist einfach diese. Der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur im Menschen wieder her.“ In der ersten Strophe ist das Geheimnisvolle und Ergreifende dieser Gewalt, in der zweiten das Zauberähnliche, in der dritten und vierten das Plötzliche derselben dargestellt und die fünfte beschreibt ihre Wirkung.

Über den dichterischen Wert dieses Liedes ist vielfach gestritten worden und mehr, als ein anderes hat es von der einen Seite Tadel, von der andern begeistertes Lob erfahren. Seine Verehrer sind bemüht gewesen, eine Fülle der tiefsinnigsten Gedanken darin nachzuweisen, die wir nach des Dichters eigner Inhaltsangabe nicht darin zu suchen haben. Jedenfalls erinnert das Gedicht durch die gehäufte Menge von Vergleichungen an die Gedichte der ersten Periode Schillers,*) während es sich von jenen Erstlingsproducten dadurch unterscheidet, daß ihm ein Mangel an Klarheit des Gedankenausdrucks mit Grund nicht vorgeworfen werden kann.

Erklärung im einzelnen.

1. Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

---

*) Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1795.

Inhalt. Gleichwie der Wandrer das Brausen eines Bergstroms hört und staunend stehen bleibt, ohne zu wissen, woher er kommt, so hören und spüren wir die Macht der Poesie; aber ihren Quell kennen wir nicht.

2. Verbündet mit den furchtbarn Wesen,[1])
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Inhalt. Unwiderstehlich wie die Entscheidungen der Parzen und wie der Stab des Hermes wirken die Zauber der Dichtkunst. Indem sie die Seele bald in den Abgrund der Finsternis versenken und bald sie zum Himmel erheben, erwecken sie im Herzen die wechselndsten Gefühle.

1) Die Anordnung der ersten vier Verse ist unrichtig. Die Worte: „verbündet mit den furchtbarn Wesen" müßten sich grammatikalisch auf das Subject „wer" beziehen, während sie auf den Genitiv „Sängers" gehen sollen. Er ist gleichsam mit den Parzen verbündet, denn sein Gesang wirkt unwiderstehlich, wie ihre Entscheidung unabwendbar ist. Auch in dem folgenden zweiten Bild liegt der Vergleichungspunkt zwischen der Macht der Dichtkunst und dem Stabe des Hermes in der unwiderstehlichen Wirkung beider.

3. Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve[1]) fällt,
Und vor der Wahrheit mächtigem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge:

Inhalt. Wenn plötzlich ein gewaltiges Schicksal dem Menschen entgegentritt, so unterwirft sich seinem überwältigenden Eindruck auch der Größte, die Lust an eitler Freude verschwindet, die Heuchelei hört auf und die Wahrheit tritt in ihre Rechte.

1) Jede Larve, jede Maske, jede Verstellung hört auf.

4. So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,

Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zaubers walten.

Inhalt. So übt auch die Dichtkunst ihren mächtigen, läuternden und heiligenden Einfluß auf den Menschen aus. Sie erhebt ihn zur Freiheit der Götter und nimmt ihn so ganz gefangen und in Besitz, daß er alles Harms vergißt, so lange ihr Zauber ihn gefangen hält.]

5. Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,[1])
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland[2]) fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Inhalt. Und wie ein Kind, das von der Mutter sich losgerissen hatte, sehnsüchtig und reuevoll aus der Fremde zu ihrem Herzen zurückeilt, so führt die Dichtkunst den Menschen aus einer Welt voll gleißenden erborgten Scheins zurück in die Arme der Natur, macht ihn frei von dem Zwang der hergebrachten, oft unnatürlichen Formen und läßt ihn neu aufleben.

1) Unter der Jugend Hütten ist die Natur zu verstehen, von der die Jugend ja noch am wenigsten abgewichen ist.

2) Das ferne Ausland fremder Sitten ist die Welt mit ihrem vom Ausland erborgten Scheinwesen und ihrer Scheinbildung.

Würde der Frauen.

Einleitung.

Mehrfach hatte sich Schiller mit Humboldt über den Unterschied der Geschlechter besprochen. Seine Gedanken über die Eigentümlichkeit des männlichen und weiblichen Charakters hat

er in mehreren kleinern Gedichten und Epigrammen ausgesprochen. Am umfassendsten aber finden wir den Gegensatz zwischen Mann und Weib in der „Würde der Frauen“ dargestellt. Mit großer Wärme feiert der Dichter in diesem „berühmten Frauenlob,“ in schroffem Widerspiel gegen den von Leidenschaften hin- und hergetriebenen, rastlos von Entwürfen erfüllten, oft stolzen und feindlich gesinnten Mann, die Frauen als die Beglückerinnen des Lebens, die Priesterinnen aller schönen Gefühle, die Bewahrerinnen der Zucht und Sitte, die Herrscherinnen im engen häuslichen Kreise, deren zarte Seele leicht erregt wird und deren sanftes Gemüt Versöhnung und Frieden stiftet.

Das Gedicht hatte Anfangs acht Strophen mehr, die Schiller wohl deshalb gestrichen hat, weil sonst der einförmige Bau des Liedes, das jedesmal in einer trochäischen (Versfuß mit einer langen und kurzen Silbe) Strophe den Mann, in einer daktylischen (Daktylus — der dreisilbige Versfuß) das Weib schildert, ermüdend geworden wäre. — Zum Beweis, wie die „Würde der Frauen“ von des Dichters Freunden aufgenommen wurde, möge Humboldt's beredtes Urteil dienen. „Mir war es in der That,“ schreibt er, „ein unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemessenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur so ein Hin- und Herschwatzen, etwas so Totes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes: Vollendung, Leben, eigene Organisation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht so sehr, als hier gefühlt. Die Zeichnung beider Charaktere ist Ihnen ebenso gut, als die Entgegenstellung beider gelungen. Das Silbenmaß ist äußerst glücklich gewählt, und es wird nur sehr wenig Gedichte geben, die so sicher rechnen können, ihre Wirkung so voll, als dieses zu thun.“

Erklärung im einzelnen.

1. Einleitung, Strophe 1.

1. Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie[1]) züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Inhalt. Wir sollen die Frauen ehren, denn sie sind die Spenderinnen süßer Freuden und als Priesterinnen der Sitte und Anmut, zugleich die Pflegerinnen aller schönen Gefühle.

1) Die Grazie d. h. die Huld, die Anmut, der Wohlanstand umgiebt die Frauen gleich wie ein schützender Schleier. In den folgenden Versen werden sie mit den Vestalinnen verglichen. Es waren dies Priesterinnen der Vesta, die im Vestaheiligtum in Rom ein ewiges Feuer unterhalten mußten. Sie standen als geheiligte Personen im höchsten Ansehn und mußten dreißig Jahre in reinem, jungfräulichem Zustand der Vesta, der Göttin des häuslichen Herdes, dienen. Brach eine von ihnen das Gelübde der Keuschheit, so wurde sie auf dem Campus sceleratus lebendig begraben.

2. Ausführung. Strophe 2—9.

2. Ewig aus der Wahrheit Schranken[1])
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos[2]) durch entlegne Sterne[3])
Jagt er seines Traumes Bild.

Inhalt. Des Mannes Kraft schweift oftmals hinaus über das rechte Ziel. Ihn treibt die Leidenschaft hin und her. Unersättlich steckt er sich immer neue Ziele und ruhelos jagt er den hohen Träumen nach, die ihn erfüllen.

1) Der Wahrheit Schranken sind die wahren, rechten Schranken, die Grenzen des einzuhaltenden, rechten Maßes.

2) Dem Bilde liegt die Vorstellung zu Grunde, als wenn das Bild seines Traumes d. i. seines Ideals vor ihm auf der Flucht sei und von ihm eifrig verfolgt werde.

3) Durch entlegne Sterne so viel als: in die weitesten Fernen.

3. Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur,
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Inhalt. Aber die Frauen ziehen durch ihre Anmut und ihre Reize den Mann zurück in die ruhige Gegenwart und lassen ihn ahnen, daß er in seinem ungestümen Eifer das nah liegende Glück verscherzt. Sie haben sich die einfache, reine Sitte des mütterlichen Hauses und damit die Natürlichkeit bewahrt, die sie zum Genusse des Augenblicks fähig macht und vor des Mannes Verirrungen schützt.

4. Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt[1])
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder[2])
Ewig fällt und sich erneut.

Inhalt. Das Streben des Mannes duldet keinen Widerstand und oft kommt er darum in feindlichen Gegensatz zu andern, die Entgegengesetztes wollen. Sein Trieb zu schaffen rastet nicht. Was er heut begründet, reißt er morgen nieder, um es vollkommener wieder aufzubauen. Immer neue Pläne tauchen in seinem Kopfe auf.

1) Die Hydra, eine Wasserschlange, die sich in dem Sumpfe Lerna bei Argos aufhielt und daher auch die lernäische Schlange heißt, war ein Ungeheuer mit neun Köpfen, mit welchem Herkules zu kämpfen hatte. Sobald er einen Kopf abgehauen hatte, wuchs ein neuer hervor. Herkules rief seinen Gefährten Jolaos herbei, der die Halsstümpfe der Hydra mit glühenden Baumstämmen ausbrannte, so daß sie nicht nachwachsen konnten und tötete dann die Schlange.

5. Aber zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken[1])
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Inhalt. Aber die Frauen suchen ihren Ruhm in ihrer stillen Häuslichkeit. Die bescheidenen Freuden, die sich da bieten, ergreifen und pflegen sie sorglich. In diesem kleinen Wirkungskreis sind sie freier und unbeengter, als der Mann in seiner Stellung, und da ihr Herz in ihrem Berufe mehr Nahrung und Befriedigung findet, sind sie reicher, als der Mann mit all seiner Erkenntnis in Wissenschaft und Kunst jemals zu werden vermag.

1) Der vorletzte Vers kann leicht mißverstanden werden. Der Dichter will nicht etwa sagen, die Frauen seien reicher an Erkenntnis in Wissenschaft und Kunst, als der Mann. Das wäre offenbar unwahr. Der Sinn ist vielmehr: reicher sind die Frauen in ihrem Leben als der Mann es ist mit all seinem Wissen. Nach dieser Auffassung muß das Komma hinter „als er“ wegfallen.

6. Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,

Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Inhalt. Kalt und stolz und eigensüchtig ist des Mannes Herz. Die volle Hingabe der Liebe, die ganz in dem geliebten Wesen aufgeht, kennt er so wenig, als die in Thränen sich auflösende Wehmut. Selbst des Lebens Leiden machen seinen Sinn nur härter, statt ihn zu erweichen.

7. Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,[1])
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Tau.

Inhalt. Aber leicht ergriffen und leicht beweglich ist das zarte Gemüt der Frauen. Leicht erschüttert sie die liebende Sorge für die Ihren bei noch so fern drohenden Gefahren; aber in Thränen erleichtert sich ihr gepreßtes Herz.

1) Der Dichter braucht dies Bild, um die leichte Erregbarkeit des weiblichen Herzens zu schildern, das bei den geringsten Erschütterungen erbebt, wie die Saiten der Aeolsharfe vom leisesten Lufthauch ertönen. — Die äolische Harfe (Windharfe) ist so genannt von der Insel Aeolien, auf welcher der Herrscher der Winde seinen Sitz hatte. Vergleiche über diesen weiblichen Charakterzug die folgende Stelle aus Schillers Abhandlung über Anmut und Würde: „Der zärtliche weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller und läßt ihn schneller wieder verschwinden. Die zarte Fieber des Weibes neigt sich wie dünnes Schilfrohr unter dem leisesten Hauch des Affectes. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das sprechende Angesicht, das sich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet."

8. In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke[1]) trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,[2])
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris[3]) rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis[4]) floh.

Inhalt. Im Gebiet des Mannes gilt das Recht der Stärke. Unter ihnen herrscht der Krieg, der mit seiner Rohheit ihr Gemüth verwildert.

1) Vergleiche zu dieser und der folgenden Strophe Schillers Macht des Weibes:

Kraft erwart ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.

2) Die Scythen waren ein tapferes und kriegerisches, aber auch rohes Volk, welches im heutigen Siebenbürgen, sowie im ganzen südlichen Rußland wohnte. Die beiden Verse (3 und 4) sind wohl nicht so zu verstehen, als habe der Dichter sagen wollen, die Perser seien von den Scythen besiegt. Er müßte dann an die Zeit des Cyaxares von Medien, um 600 vor Chr., denken, wo die Scythen die am Pontus wohnenden Cimmerier besiegten, ihnen nach Asien folgten (632) und einen großen Teil Asiens unterwarfen. Da indeß damals die Meder die Besiegten waren, so ist anzunehmen, daß der Dichter für seinen Satz: „unter Männern gilt das Recht der Stärke" einfach zwei Beispiele anführen wollte: Die Scythen, die in ihrer rohen Kraft siegten, wenn sie kämpften, und die weichlichen Perser, welche besiegt wurden.

3) Charis, die Göttin der Anmut, der geselligen Freude, ist nach Homer die Gemahlin des Vulcan. Gewöhnlich werden drei Charitinnen oder Grazien gezählt: Euphrosyne, die Göttin festlicher Freude, Aglaïa, die Göttin festlichen Glanzes und Thalia, die Göttin blühenden Glücks.

9. Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichsten Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Inhalt. Aber durch ihre Güte und Sanftmut bringen die Frauen die Sitte zur Herrschaft. Versöhnlich und Frieden stiftend wirken sie nach allen Seiten. Auch der Mann muß sich den von den Frauen gegebenen Regeln des Anstands unterwerfen und unter ihren Formen Eintracht halten.

Hoffnung.

Einleitung.

Zu den Gedichten, die nach dem Ausdruck Karl Grüns dem deutschen Volksbewußtsein „vielgeliebte Amulette“ geworden sind, gehört auch die „Hoffnung“. Es ist dies Gedicht deshalb in jedem Munde und von jedem geliebt, weil es die Gewißheit eines vollkommneren Lebens jenseits des Grabes, mit einem Worte den Gedanken der Unsterblichkeit in warmen, überzeugenden Worten ausspricht. Dem Inhalt nach schließt es sich am nächsten den Worten des Glaubens an. Ebenso unzweifelhaft, als uns die Begriffe Freiheit, Tugend und Gott in ihrer vollen nackten Wirklichkeit verbürgt sind, ebenso tief und unauslöschlich lebt in dem Menschen der Glaube an ein Leben, in dem das dunkle Sehnen seines Herzens nach größerer Vollkommenheit und vollerem Glück erst seine ganze Befriedigung finden wird.

Erklärung im einzelnen.

1. Es reden und träumen die Menschen viel
 Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
 Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Inhalt. So lange die Welt besteht, trägt der Mensch die Hoffnung auf eine bessere Zeit in sich und sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, das ersehnte vollkommene Glück zu erreichen.

2. Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
 Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
 Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe — pflanzt er — die Hoffnung auf.

Inhalt. Ein jedes Lebensalter, das Kind, wie der Jüngling und der Greis, sie alle werden von dem heitern Schimmer der Hoffnung beglückt und sie ist es, die auch dem Sterbenden noch die Nacht des Grabes erhellt.

3. Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne der Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Inhalt. Und diese Sehnsucht nach Glück, diese unvertilgbare Hoffnung, diese innre Stimme, die uns ein vollkommneres Dasein verheißt, sie kann nicht trügen, sie trägt die Bürgschaft ihrer Wahrheit in sich selber.

Die deutsche Muse.

Einleitung.

Zu den wenigen lyrischen Gedichten, die Schiller im Jahre 1800 schrieb, gehört auch das Gedicht an die deutsche Muse. Der Dichter rühmt darin die deutsche Dichtung, die allein und nicht durch Fürstengunst und äußere Pflege zu ihrer hohen Blüte gelangt ist. Es sprechen uns die wenigen Verse durch die Wahrheit an, die sie enthalten und die in der That geeignet ist, unser deutsches Selbstgefühl zu heben.

Erklärung im einzelnen.

1. Kein Augustisch Alter[1]) blühte,
Keines Medizäers[2]) Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

1) Kein Augustisches Zeitalter. Es ist bekannt, daß unter der Regierung des Cäsar Octavianus Augustus die Wissenschaften und Künste so gepflegt wurden, daß in seine Regierungszeit das goldne Zeitalter der römischen Litteratur fällt. Ein Vergil, Horaz, Tibull, Properz, Livius, Ovid u. A. m. lebten während seiner Herrschaft.

2) Im 15. Jahrhundert erwarben sich in Italien die Familie der Medizäer die größten Verdienste um die Kunst, namentlich Cosmo (starb 1464) und Lorenzo (starb 1492) von Medizi.

2. Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne[1])
Ging sie schutzlos,[2]) ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert.[3])

1) Friedrich der Große (1740—1786) verachtete die deutsche Sprache und Literatur im höchsten Grade und gab dieser Geringschätzung auch Ausdruck in seiner Schrift de la literature allemande. Er las nur französisch, hatte nur französische Gelehrte um sich und ließ in der von ihm erneuerten Berliner Akademie alle Werke nur in französischer Übersetzung erscheinen.

2) Die Kunst nahte sich gleichsam schutzflehend dem Trone Friedrichs, ward aber abgewiesen.

3) Den Wert der Kunst, die Geltung, welche die deutsche Literatur erlangt hat.

3. Darum steigt in höherm Bogen,[1])
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden[2]) Hochgesang,
Und in eigner Fülle schwellend
Und aus Herzenstiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.[3])

1) Der Gesang wird mit dem aufsteigenden, sprudelnden Bogen eines Quelles verglichen.

2 Barde war der Sängername bei den alten Galliern. Jetzt wird er dichterisch überhaupt für Sänger und Dichter gebraucht.

3) Der Sinn dieses Verses soll nicht sein, daß der Dichter alle Gesetze und Regeln verachte. Schiller selbst hat in seinen gemeinsprachlichen Schriften (prosaischen) der Kunst Gesetze diktiert. Es soll heißen: er bindet sich nicht ängstlich an hergebrachte Formen, er beherrscht sie vielmehr durch die Macht seiner Begabung. Schiller gesteht selbst, daß er in Bezug auf Versbau sehr mangelhaft unterrichtet sei und es ist bekannt, daß seine schönsten Balladen nicht durch ihren musterhaften Versbau, sondern lediglich durch des Dichters Sprachgefühl ihren ebenmäßigen Wohlklang erhalten haben.

Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Wahrheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

Inhalt. Gleichwie der Sämann den Samen ausstreut und dabei freudig der kommenden Ernte gedenkt, so sollst auch du dich bemühen, für deine Zeit Gutes zu wirken, in der Gewißheit, daß daraus, auch wenn du es nicht erlebst, Früchte hervor wachsen, deren Segen in alle Zukunft bleibt.

Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische[1]) Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.[2])
Trag es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute[3]) sich an.

Inhalt. Den Kaufmann führt der Handel in die entlegensten Erdteile. Er verdient den Schutz der Götter, denn während er Handelsgüter sucht, bringt er zugleich höhere Güter in die Ferne.

Der Gedanke soll wohl sein: Strebst du nur eifrig nach wahren Gütern, so wirkst du schon dadurch das Gute.

1) Sidon: eine alte Stadt der Phönizier, fünf Meilen von Tyrus entfernt. Die Phönizier waren ein im Altertum allbekanntes Handelsvolk, das von Indien bis Britanien, ja in die Ostsee fuhr.

2) Bernstein und Zinn wurden nach Tacitus und Herodot im hohen Norden geholt.

3) Das Gute: Bildung oder Gesittung. So sollen die Phönizier die Kunst des Rechnens, Schreibens, der Glasverfertigung, Purpurfärberei u. s. w. verbreitet haben.

Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odysseus;
Durch der Scylla Gebell,[1]) durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen[2]) Meers, durch die Schrecken des Landes,[3])
Selber in Aïdes[4]) Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste,
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

Inhalt. Jahre lang irrt Odysseus umher, die geliebte Heimat zu suchen. Als er endlich nach unzähligen ausgestandnen Leiden das gewünschte Ziel erreicht hat, kennt er es nicht und vermag sich also nicht einmal darüber zu freuen.

Gedanke. Wenn der Mensch jahrelang einem Ziele nachgestrebt und es endlich erreicht hat, findet er es oft zu seiner Enttäuschung anders, als er es erwartete. Es beruht dies auf der Eigentümlichkeit des Menschen, daß seine Einbildungskraft ihm das Gewünschte in übertrieben goldnen Farben ausmalt, denen die Wirklichkeit nie entspricht.

1) Die Scylla (jetzt Vorgebirg Sciglio) war ein steiler ins Meer hinausragender Felsen an der bruttischen Küste. Nicht weit davon war die Charybdis. Mitten im Felsen war eine dunkle Höhle:

Drinnen im Fels wohnt Scylla, das fürchterlich bellende Scheusal,
Deren Stimme so hell, wie des neugeborenen Hündleins,
Ertönt; aber sie selbst ein entsetzliches Graun, daß schwerlich
Einer sich freut, sie zu sehen, und ob auch ein Gott ihr begegnet.

Aus dem XII. Gesang der Odyssee.

2) Feindlich war das Meer dem Odysseus, weil Neptun, der Beherrscher des Meeres, die Blendung seines Sohnes Polyphem an ihm rächen wollte.

3) Mit den Schrecken des Landes ist auf die Abenteuer des Odysseus unter den Cikonen, Lästrygonen und Cyklopen angespielt.

4) Das elfte Buch der Odyssee schildert den Besuch des Odysseus im Hades, in der Unterwelt.

Karthago.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,[1])
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List![2])
Aber[3]) jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
Sprich! was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer erwarbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Gelde regierst.

Inhalt. Das entartete Karthago hat mit Rom und Tyrus große Ähnlichkeit. Aber die guten Eigenschaften beider Städte fehlen ihm, während es die Schlechten angenommen hat.

Gedanke. Es kann eine Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen bestehen, die an Wert doch völlig ungleich sind.

1) Karthago war eine Tochterstadt von Tyrus. Im 9. Jahrhundert soll Dido, Tochter des Königs Agenor von Tyrus, mit einer Schar Tyrier an die Nordküste von Afrika ausgewandert sein und dort Karthago gegründet haben.

2) Karthago war ebenso kriegerisch wie Rom und ebenso listig und treulos, wie Tyrus.

3) Das „aber" ist mit Unrecht angefochten worden. Es bezieht sich auf Vers 5 und der Zusammenhang ist folgender. Ähnlich ist zwar Karthago sowohl Rom, als Tyrus, aber während Rom mit Kraft herrschte und Tyrus durch seinen Handel Bildung verbreitete, rühmt die Geschichte von dir, Karthago, nur, daß Du von Rom die Grausamkeit, und von Tyrus die Treulosigkeit und Bestechungssucht geerbt habest.

Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim[2]) Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,[3])
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet

Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.[4])
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in einem
Kranze, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich![5])

Inhalt. An dem Beispiel der Johanniter zeigt der Dichter, wie der christliche Glaube ebensoviel Stärke und Kraft, als Demut und Milde giebt.

1) Vergleiche bezüglich des Johanniter-Ordens den Kampf mit dem Drachen.

2) Die Johanniter werden mit den Cherubim verglichen, welche die Pforte des Paradieses bewachten. 1. Mose 3, 24: „und Gott der Herr lagerte vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem bloßen, hauenden Schwerte, zu bewachen den Weg zum Baume des Lebens."

3) Die Johanniter-Ritter gehörten meist altadligen Geschlechtern an.

4) Als Ritter des Spitals unterzogen sie sich der Pflicht der Krankenpflege.

5) Vergleiche zu dem ganzen Gedicht auch die Einleitung Schillers zu Vertots Geschichte des Johanniter-Ordens. Ausgabe von 1817.

Deutsche Treue.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich, aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier[1]) führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe, da stellt er auf's neu willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arm schlummern auf einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mirs geschrieben."
Rief der Pontifex[2]) aus, als er die Kunde vernahm.

Inhalt. Das Gedicht giebt aus der Geschichte des Mittelalters ein ewig denkwürdiges Beispiel deutscher Treue und Biederkeit, das durch das Staunen des Papstes in um so helleren Lichte erscheint.

Geschichtliches. Als nach dem Tode Heinrichs VII. von Luxemburg (im Jahr 1313) der deutsche Kaiserthron erledigt wurde, traten hauptsächlich zwei Bewerber um die Krone auf: Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Österreich. Jeder von ihnen hatte namhafte Anhänger. Am Wahltage den 19. October 1314 erschienen beide Parteien in Frankfurt. Ludwig wurde in einer Vorstadt Frankfurts, Friedrich in Sachsenhausen zum Kaiser erwählt, und beide wurden von Erzbischöfen gekrönt. Da gerade der päpstliche Stuhl erledigt war, konnte nur der Krieg zwischen beiden Kaisern entscheiden. Der Kampf wurde mit großer Erbitterung geführt und zog sich in die Länge. Endlich, am 28. September 1322, erfocht Ludwig auf der Ampfinger Heide bei Mühldorff einen vollständigen Sieg über Friedrich. Dieser wurde mit seinem Bruder Heinrich gefangen genommen und auf die Burg Trausnitz an der Nab in Verwahrung gebracht. Inzwischen war Ludwig, anderer Verwickelungen wegen, von dem neu erwählten Papst in den Bann gethan worden, und die Verhältnisse gestalteten sich für ihn so ungünstig, daß er eine Versöhnung mit Österreich suchen mußte. Deshalb entließ er im März 1325 Friedrich seiner Haft, unter der Bedingung, daß er dem Thron entsage und ihm gegen seine Feinde Beistand leiste, oder, wenn ihm die Erfüllung dieses Vertrags unmöglich sei, in die Gefangenschaft zurückkehre. Der Papst aber erklärte den Pakt für nichtig, und seinem Worte getreu, kehrte Friedrich nach München zu Ludwig in die Gefangenschaft zurück, der nun mit ihm, wie mit einem Bruder Wohnung, Tisch und sogar das Bett teilte, ja ihm später sogar, während er seinem Sohne zu Hilfe ziehen mußte, die Statthalterschaft von Bayern übertrug. Im folgenden September schlossen beide einen neuen Vertrag, nach dem sie verabredeten, die Herrschaft gemeinschaftlich zu führen. Über die Äußerung des Papstes enthält Schillers Quelle folgende Bemerkung: „Der in deutschen Sitten unerfahrene Papst Johann, dem diese altdeutsche Treue und Redlichkeit unbegreiflich vorkam, schrieb hierüber dem König Karl von Frankreich: „diese unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland durch ein Schreiben gemeldet worden."

1) Austria ist der lateinische Name für Österreich.

2) Pontifex, oder pontifex maximus, oberster Priester, für Papst.

Columbus.

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz[2]) dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.[3])
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Inhalt. Der Dichter ruft dem Columbus ermunternd zu, er solle seinem Verstande vertrauen und mutig vorwärts segeln, das Ziel könne ihm nicht entgehen, denn was der Genius verspreche, müsse die Natur wahr machen.

Die beiden Schlußverse sprechen den Gedanken aus: der Genius und die Natur ständen in einem innern Zusammenhang. Das soll heißen: der Geist ahne die Gesetze, die den Erscheinungen der Natur zu Grunde lägen, und was er als notwendig erkannt habe, das müsse darum Wahrheit sein.

1) Christoph Columbus wurde 1436 in Genua geboren. Von 1470 an lebte er in Lissabon, wo ihm eine reiche Heirat die Mittel zu kleinen Unternehmungen zur See verschaffte. Die Überzeugung von der Kugelgestalt der Erde und die Überlieferung von einem im Westen liegenden großen Lande begeisterten ihn zu dem riesenhaften Plan, die schon lange gesuchte Verbindung mit Ostindien dadurch herzustellen, daß er den ungeheuern Ozean in westlicher Richtung durchschiffe. Es ward ihm schwer, die Königin Isabella von Castilien für seine Gedanken zu gewinnen. Am 3. August 1492 segelte er aus dem Hafen von Palos ab und erreichte am 12. Oktober die Insel Guanahani, die er zum Dank für seine Errettung San Salvador nannte. Unterwegs kam er durch die Meuterei des unzufriedenen Schiffsvolkes in große Lebensgefahr.

2) Witz für Spott, der von denen ausging, die seine großen Gedanken nicht verstanden.

3) Anspielung auf das Widerstreben des Schiffsvolkes, das nicht weiter segeln wollte.

Ilias.

Immer zerreißet den Kranz des Homer,[1]) und zählet die Väter[2])
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur![3])

Inhalt. Es enthält das Gedicht eine Anspielung auf den Streit über die Einheit der Odyssee und Ilias. Ohne sich auf den Wert der von beiden Seiten angeführten Gründe einzulassen, macht der Dichter auf diejenige innere Einheit der Homerischen Werke aufmerksam, die in ihrer Wahrheit und Natürlichkeit liegt.

1) Homer, der Dichter der Odyssee und Ilias, soll um's Jahr 880 vor Christus gelebt haben. Schon die sogenannten Chorizonten (d. h. Trennenden) unter den alten Grammatikern machten die Ansicht geltend, daß die Odyssee und Ilias zwei verschiedenen Verfassern angehörten. Später, namentlich zu Schillers Zeit durch Fr. A. Wolf, wurde die Vermutung aufgestellt, daß die Homerischen Gedichte das Werk einer ganzen Sängerinnung (der Homeriden) sei.

2) Indem der Ruhm, der dem Homer zuvor allein beigelegt wurde, unter Viele sich verteilen sollte, wurde gleichsam sein Kranz des Ruhms in einzelne Teile zerpflückt.

3) Die Homerischen Epopöen zeichnen sich durch den unerschöpflichen Reichtum der dargestellten Welt aus; „einfach, natürlich und wahr führt Homer uns ohne spannende Erwartung und Überraschungen, aber mit stets gleicher Lebendigkeit seine bewegte Welt vor."

Zeus und Herkules.

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft wars, die dir den Nektar errang.

Inhalt. Wie Herkules nur durch seine Kämpfe zum Olymp gelangte, so sollst auch du nicht erwarten, es werde dir Großes zu Teil werden, ohne Mühe und Anstrengung.

1) Herkules, der große Held der griechischen Sage, stieg von dem Scheiterhaufen, den er auf dem Gipfel des Öta sich erbaut hatte, unter Blitz und rollendem Donner als Gott zum Olympus auf. Dort ward er mit Hebe, der ewig blühenden Jugend, vermählt und empfing aus ihren Händen den Göttertrank Nektar.

Die Antike an den nordischen Wandrer.

Über Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Über der Alpen Gebirg trug dich der schwindlichte Steg,
Mich in der Nähe zu schaun und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher, und bin ich es dir?[1])

Inhalt. Magst du gleich mit vielen Mühseligkeiten die Reise aus dem fernen Norden nach Italien vollenden, um dort die herrlichen Kunstgebilde der Alten zu sehen, du kommst ihnen wohl räumlich näher, aber ihr Verständnis und ihr Genuß bleibt dir verborgen.

1) Der Dichter sagt nicht, weshalb der aus dem Norden kommende Wandrer die Antiken Italiens nicht verstehe. Als Grund haben wir uns nicht allein die ganz verschiedne Natur des Landes, in dem jene Kunstwerke entstanden, sondern auch den Abstand der Zeit zu denken, der zwischen ihrer Schöpfung und der Gegenwart liegt.

Die Sänger der Vorwelt.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin,[1]) wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,[2])
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.[3])
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut;
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,[4])
Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,[5])
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Inhalt und Gedanke. In dieser Elegie beklagt der Dichter die ganz verschiedne Lage, in der sich der heutige Dichter im Vergleich mit den Sängern der Vorwelt befindet. Damals trug der Dichter seine Gesänge frisch, wie sie in seinem Herzen geboren waren, der horchenden Menge vor. Mit Begeisterung wurde sein Lied aufgenommen und alsbald pflanzte es sich fort von Mund zu Mund. So fand eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen dem Dichter und dem Volke statt, die der neuere Dichter entbehren muß.

1) Schiller sagt in der Beurteilung von Bürgers Gedichten: „Ein Volksdichter in jenem Sinne, wie es Homer seinem Zeitalter oder die Troubadours dem ihren waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsere Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft in Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stellung einnahmen, sich also gleich in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten."

2) Vers 3: durch deren Gesang die Götter, mit ihrer beseligenden Freude, gleichsam zur Menge herabstiegen und die Menschen zum Himmel erhoben.

3) Es begrüßte jeder mit Andacht die Schöpfungen des Geistes in Dichtung und bildender Kunst.

4) Die Seele des Lieds: der Eindruck, den das Lied hervorbrachte, sein wahres Wesen und sein Wert.

5) Die himmlische Gottheit: Die Muse, die aus dem Gesang der Hörer dem Dichter gleichsam körperlich erschien.

Die Antiken zu Paris.

Einleitung.

Es ist bekannt, daß die Franzosen aus den von ihnen eroberten Ländern, besonders aus dem an kostbaren Antiken so reichen Italien, eine Menge Kunstschätze nach Paris schleppten und sie dort in Museen und Bildergallerieen aufstellten. Es war unvermeidlich, daß bei dem Transport vielfach Beschädigungen und Zerstörungen vorkamen und Schiller nannte in einem Briefe an Goethe dies Verfahren einen Vandalismus. Seinem Unwillen über diese Roheit giebt er in den folgenden beiden Strophen Worte. Von der Ansicht ausgehend, daß den Franzosen ein wahrhaftes Verständnis des classischen Alter-

tums abgehe, spricht er in dem kleinen Gedichte den Gedanken aus: daß nur dem, der ein lebendiges Kunstgefühl in sich trage, der Besitz von Kunstwerken nützen könne.

Erklärung im einzelnen.

1. Was der Griechen Kunst erschaffen,
   Mag der Franke mit den Waffen
     Führen nach der Seine Strand,
   Und in prangenden Museen
   Zeig' er seine Siegstrophäen
     Dem erstaunten Vaterland!

Inhalt. Wohl mag es den Franzosen gelungen sein, die Werke der griechischen Kunst in den Museen zu Paris als Siegeszeichen aufzustellen.

2. Ewig werden sie ihm schweigen,
   Nie von den Gestellen steigen
     In des Lebens frischen Reih'n.
   Der allein besitzt die Musen,
   Der sie trägt im warmen Busen;
     Dem Vandalen sind sie Stein.

Inhalt. Aber eine Forderung des Geschmacks, einen Gewinn für die Kunst und das Leben hat Frankreich davon nicht zu erwarten; denn ihm fehlt das Kunstverständnis und die marmornen Denkmäler der Alten werden ihm toter Stein bleiben.

Das Mädchen von Orleans.

Einleitung.

Der Zweck und Gedankengang des kleinen Gedichtes: „Das Mädchen von Orleans“ erklärt sich am besten aus der frühern Überschrift: „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans.“ Voltaire hatte nämlich im Jahr 1757 seine Pucelle d'Orleans im Druck erscheinen lassen und hatte in diesem Gedicht die Heldin Jeanne d'Arc zum Gegenstand seines unsaubern Witzes gemacht. Selbst diejenigen, die sonst guten Geschmack zeigten, waren durch Voltaires Werk geneigt, in dem Schillerschen Drama allerlei anstößige, dem

frivolen Spott sich darbietende Stellen zu finden, wie man überhaupt in verkehrter Freigeisterei das Dunkel, das über der geschichtlichen Jungfrau von Orleans ruhte und den Schleier von Wunderbarem und Unbegreiflichem, in den der Aberglaube sie gehüllt hatte, ins Lächerliche zu ziehen suchte. Diese schiefen Ansichten hatten selbst die Wirkung, daß Schiller sein Drama zuerst nicht in Weimar, sondern auf andern Bühnen mußte aufführen lassen. — Der Unwille über dies alles bewog ihn zu den Versen: „Das Mädchen von Orleans," in denen er den Spöttern gegenüber sowohl sein eignes Drama, als die geschichtliche Jungfrau warm in Schutz nimmt, und auf den unfehlbaren Beifall aller Edlen für die Zukunft hinweist.

Erklärung im einzelnen.

1. Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte sich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel, an den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

1) Die Jungfrau von Orleans, die Schiller zur Heldin eines seiner schönsten Dramen gemacht hat, wurde im Jahre 1410 zu Dom Remy bei Vaucouleurs in Frankreich geboren. Sie hieß Jeanne d'Arc und war die Tochter eines einfachen Landmanns. Durch himmlische Visionen bekam sie den Auftrag, das von den Engländern belagerte Orleans zu entsetzen und Karl VII. in Rheims krönen zu lassen. Ihre glühende Begeisterung entflammte die Krieger mit unüberwindlichem Mute. Nach glänzenden Erfolgen, die ihr Karl VII. verdankte, wurde sie 1430 von den Burgundern gefangen. Ein Fluchtversuch mißlang. Am 30. Mai 1431 wurde sie zu Rouen als Hexe verbrannt.

Inhalt der ersten Strophe. Niedriger Witz wagt es, sich selbst an dem hohen und engelgleichen Bilde zu vergreifen, das in der Jungfrau von Orleans ihm entgegentritt. Während der Spötter gegen den Aberglauben zu streiten glaubt, verletzt er die heiligsten Gefühle des Herzens.

2. Doch, wie du selbst,[1]) aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Inhalt. Doch die Dichtkunst reicht der geschmähten Jungfrau ihren Kranz und verbürgt ihr Unsterblichkeit.

1) Es ist zu sagen: Doch die Dichtkunst, die wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte stammt, und wie du eine fromme Schäferin ist, reicht dir u. s. w.

3. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus[2]) unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

1) Momus, die als Mann dargestellte Tadelsucht, ist ein Sohn der Nacht. Er zerplatzte vor Ärger, als er an der Aphrodite nichts auszusetzen fand. Hier soll Momus jedoch mehr den Gott des Witzes und Spottes bezeichnen.

Nenie.

Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget![2])
Nicht die eherne[3]) Brust rührt es des stygischen Zeus.[4])
Einmal[5]) nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite[6]) dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held[7]) die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Thor[8]) fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer[9]) mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Inhalt. Auch die Schönheit entgeht dem Tode nicht. Der Gott der Unterwelt hat kein Erbarmen mit ihr. Das einzige Mal, wo er Mitleid zeigte, reute es ihn wieder. Selbst ein Adonis, selbst ein Achill mußten sterben. Aber, wenn die Götter auch den Untergang der Schönheit nicht verhindern, so beklagen und betrauern sie ihn doch und diese Klaglieder um den Edeln sind ein Vorzug, der dem Gemeinen versagt bleibt.

Gedanke. In dem Gedanken, daß auch die Edelsten sterben müssen, ist es ein Trost zu wissen, daß ihr Tod von allen Guten beweint wird.

1) Das Wort naenia, auch nenia geschrieben, erklärt Festus: „ein Gedicht, das bei der Leichenfeier des Lobes halber gesungen wird."

2) Das Menschen und Götter bezwinget: dessen wunderbare Macht ihren Einfluß zeigt bei Menschen und Göttern.

3) Ehern: gefühllos, unzugänglich, verschlossen.

4) Der stygische Zeus, von Styx, dem Flusse der Unterwelt so genannt, ist Pluto, der Beherrscher der Unterwelt.

5) Ein einziges Mal rührte ihn eine schmerzvolle Liebesklage. Es war, als Orpheus, der wunderbare Sänger, um seine Gemahlin Eurydice klagte. Vor dem Gott Aristäos fliehend, der sie mit seiner Liebe verfolgte, war sie in hohem Grase von einer Schlange gebissen worden und in früher Jugend gestorben. Orpheus stimmte auf seinem Saitenspiel so ergreifende Klagen an, daß Felsen und Bäume sich bewegten. Endlich stieg er, von Sehnsucht getrieben, in die Unterwelt hinab und auch dort wirkte die Macht seines Gesanges solche Wunder, daß selbst die Erynien weinten und Pluto ihm gestattete, die Gemahlin wieder auf die Oberwelt mitzunehmen. Doch hatte er die Bedingung gestellt, Orpheus solle sich nicht nach ihr umsehn, bis sie die Unterwelt verlassen hätte. Seine Sehnsucht aber trieb ihn, einen Blick zurück zu werfen und alsbald mußte Eurydice für immer zurückgehen.

6) Aphrodite liebte den Adonis, einen Königssohn von wunderbarer Schönheit aus Kypros. Die Liebe zu ihm trieb sie, ihm zur Jagd zu folgen, die er leidenschaftlich liebte. Vergebens sucht sie ihn vom Jagen abzuhalten und warnte ihn vor den reißenden Tieren des Waldes. Ihre Warnungen waren vergeblich; denn ein Eber tötete ihn. Als sie die Nachricht seines Todes erhielt und die Leiche sah, überließ sie sich einer grenzenlosen Trauer.

7) Der göttliche Held ist Achilles, Sohn der Thetis. Sie war eine Tochter des Nereus und wohnt mit ihren Schwestern, den Nereiden, in den Tiefen des Meeres. Sie wußte, daß Achilles in der Jugendblüte fallen werde und konnte sein Geschick, obgleich sie Göttin war, nicht abwenden.

8) Der sterbende Hektor hatte dem Achilles geweissagt, er werde am hohen skäischen Thore von Paris und Phöbus Apollo getötet werden.

Der Tanz.

Einleitung.

Das tiefe Gemüt Schillers, das ihn befähigte, seine reichen und großen Gedanken an jede Erscheinung des Lebens anzuknüpfen und auch mitten im Spiel den Ernst des Philosophen und die erhabene Anschauung des Dichters beizubehalten, zeigt sich so recht sichtbar in dem Gedichte „der Tanz“. Auf die anschaulichste Weise, mit einem Wohlklang der Verse, der uns mitten unter die Tanzenden versetzt, schildert er darin das bewegte Bild, welches ein gefüllter Tanzsaal darbietet. Der Anblick der Ordnung, die aus dem scheinbaren Wirrwarr der Paare sich immer wieder gestaltet, läßt ihn die Frage nach dem verborgnen Gesetz aufwerfen, das, wie in die gesamte Schöpfung so auch in die mannigfaltige Verwandlung des Tanzes Stetigkeit und Ruhe bringt. Und diese wunderbare verborgne Macht findet der Dichter in der ebenmäßigen Bewegung und in dem wohlthuenden Maß derselben. An diese Betrachtung knüpft er dann die sittliche Lehre: daß auch den Menschen in allen seinen Handlungen immer das rechte Maß leiten und bestimmen soll.

Erklärung im einzelnen.

1. Schilderung des Tanzes. Vers 1—8.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare[1])
  Drehen! den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
  Schlingen im Mondlicht dort Elfen[2]) den luftigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
  Wie sich leise der Kahn[3]) schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge;
  Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen[4]) Leib.

Inhalt. Der Anblick der Tanzenden wird geschildert, wie sie, von den Klängen der Musik getragen, leicht im Takte dahinschweben.

1) In der Hindeutung auf die im Tanze sich drehenden Paare zeigt Vers 1, daß wir nicht an einen der künstlich verschlungenen Tänze, wie Quadrille, Française oder dergl. zu denken haben, sondern an die einfachen Tänze einzelner Paare.

2) Elfen: Naturgeister aus der nordischen Götterlehre, die im Mondschein ihre lustigen Tänze aufführen.

3) Der Vergleichungspunkt liegt in der Leichtigkeit und dem Schwebenden ihrer Bewegung.

4) Unter Äther versteht man bekanntlich die höhere, reinere Luft. Ätherischer Leib ist also dasselbe, wie oben: Schatten, befreit von der Schwere des Leibes.

2. Ordnung in der Verwirrung. Vers 9—16.

Jetzo, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
Schwingt sich ein mutiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet,[1])
Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh', jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf; der Knoten entwirrt sich;
Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.

Inhalt. Mitten in der Kette der Tanzenden, wo sie am dichtesten ist, fliegt ein einzelnes Paar, als wollt es sie gewaltsam durchbrechen. Aber ebenso behend, als es herankommt, wird ihm von den übrigen Tänzern ausgewichen. Nur für einen Augenblick scheint die Ordnung gestört. Das in dem Knäuel der Tanzenden verschwundne Paar zeigt sich von neuem und die frühere Reihe der Tänzer ist wieder hergestellt.

1) Zuweilen geschieht es beim Tanze, daß ein einzelnes Paar aus der Kette der Tänzer hervortanzt und daß ihm ebenso schnell an einem andern Teil der Kette Platz gemacht wird.

3. Der Grund dieser Ordnung. Vers 17—26.

Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,[1])
Und ein stilles Gesetz[2]) lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschiehts, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken,
Und die Ruhe[3]) besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder ein Herrscher,[4]) frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis[5]) gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt.

Inhalt. Unaufhörlich gehen so die Verwicklungen und Entwirrungen des Tanzes nach bestimmten Gesetzen vor sich. Die Macht aber, die dem Tanze die Ordnung und das rechte Maß verleiht, ist allein der Wohllaut der Musik und ihr Rhythmus.

1) Die drehende Schöpfung ist hier dem Zusammen-

hang nach die Schöpfung des Tanzes d. h. der Tanz selbst. Doch liegt darin auch eine Anspielung auf die gesammte Weltschöpfung, die in steter Bewegung begriffen ist.

2) Dies Gesetz ist, wie später ausgeführt wird, der ebenmäßige Wohlklang. Er giebt die Leichtigkeit der Bewegung, die zu dem raschen Ausweichen und dem Suchen anderer Bahnen erforderlich ist.

3) Ruhe hier soviel als Ordnung, Regel mitten in dem Wechsel, den die Gruppen der Tanzenden bilden.

4) Jeder lenkt, nur von seinem Gefühl geleitet, seine Bewegungen und dies Gefühl zeigt ihm die Bahn, die mit der Ordnung bestehen kann.

5) Das Wort Nemesis bedeutet seiner Ableitung nach ursprünglich das Zuteilen des Gebührenden. Die zur Person gestaltete Nemesis ist die Göttin, welche dem Menschen nach Gebühr sein Geschick, Glück und Unglück zuteilt. Sie wurde streng und ernst dargestellt, mit gebognem Arm ihr Gewand vor der Brust haltend und selbstprüfend in den Busen schauend. In der Hand hielt sie Zaum, Schwert und Geißel.

4. Sittliche Anwendung. Vers 27—32.

Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls?
  Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs?
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?
  Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?[1])
  Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß.

Inhalt. So soll auch dich die stetigen Gesetze des Weltalls, die Ordnung, welcher alles Erschaffene folgt, und nach der die Gestirne in ihren ewigen Bahnen sich bewegen, zum rechten Maß, zur Selbstbeherrschung, zum Sieg über die taumelnde Leidenschaft führen.

1) Die beiden Verse spielen auf die sogenannte Musik der Sphären an.

Sprüche des Confucius.

Inhalt. In den beiden Sprüchen des Confucius werden an die Zeitverhältnisse Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und an die drei Raumverhältnisse Länge, Breite und Tiefe weise Lehren angeknüpft. —

Confucius, ein berühmter chinesischer Weiser, lebte von 551—479 vor Chr. Seine wichtigsten Lehren und Ansichten hat er in einer Spruchsammlung niedergelegt. Schiller hat keine Übertragung solcher Sprüche gegeben, sondern mit der Überschrift nur sagen wollen: Sprüche nach der Weise des Confucius.

Erster Spruch.

1. Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Inhalt. Der Gang der Zeit ist ein dreifacher und jede dieser drei Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, hat ihren besonderen Charakter.

2. Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zaubersegen[1])
Kann die Stehende bewegen.

Inhalt. Es nützt nichts, beim Erwarten der Zukunft die Geduld zu verlieren; unbekümmert um deine Bedenken eilt die Gegenwart unaufhaltsam weiter; fest und unerschütterlich steht die Vergangenheit und deine Reue vermag sie nicht zu ändern.

1) Zaubersegen: selbst die Beschwörungsformel eines Zauberers vermag am Vergangenen nichts zu ändern.

3. Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner That!
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind!

Inhalt. Möchtest du die drei Zeiten in deinem Leben recht benutzen! Das langsame Herankommen der Zukunft laß dir dienen, deine Handlungen wohl zu überlegen, nicht aber sie unnütz zu verzögern; stütze dich nicht zu sehr auf den sichern Besitz der Gegenwart, denn sie enteilet, und laß die Vergangenheit nicht als Klägerin hinter deinem Rücken stehen!

Zweiter Spruch.

1. Dreifach ist des Raumes Maß.
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort ins Weite,

Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Inhalt. Drei Ausdehnungen hat der Raum und ein jedes Raumverhältnis hat seine besondere Eigentümlichkeit.

2. Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn.
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Inhalt. Die drei Raumverhältnisse sollen dir ein Vorbild sein, wie dein Leben sich gestalten muß. Die Länge lehre dich ohne Ruhe und Ermattung dem Ziel der Vollendung zuzustreben, das vor dir liegt. Die Breite zeige dir, wie auch du nach allen Seiten dein Wirken ausdehnen mußt, sofern du etwas erreichen willst. Die Tiefe sei dir ein Wink, in das Wesen der Dinge durch ernste Forschung dich zu versenken. Denn nur die Ausdauer bringt dich vorwärts an das gewünschte Ziel; nur die Mannigfaltigkeit der Anschauungen, die du von allen Seiten gewinnst, giebt dir die rechte Erkenntnis; und die Wahrheit wird dir nur dann offenbar, wenn du die Oberflächlichkeit vermeidest und in die Tiefe hinabsteigst.

Breite und Tiefe.

Einleitung.

Die Überschrift „Breite und Tiefe" soll bedeuten, daß in dem Gedichte die Breite, im Sinn von Oberflächlichkeit und Flachheit, und die Tiefe, im Sinn von Gründlichkeit und sorgfältigem Eindringen, einander gegenüber gestellt werden. Der Dichter führt den Satz der Erfahrung aus, daß es Menschen giebt, die gleichsam überall zu Hause sind, mit jedem Zweig des

Wissens und der Kunst sich vertraut zeigen wollen und dabei ihre guten Kräfte zersplittern. Statt dessen soll der, der wirklich eine Spur seines Wirkens hinterlassen will, sich den Kreis seiner Thätigkeit, wie er seiner Kraft entspricht, so engbegrenzt, als möglich, auswählen und in ihm seine ganze Kraft entwickeln.

Wenn der Dichter in dem vorhergehenden zweiten Spruche des Confucius die Breite empfiehlt, um ein rechtes Verständnis der Weltverhältnisse zu gewinnen, so steht das mit dem vorliegenden Gedicht in keinem Widerspruch. Immerhin mag die Vielseitigkeit, das sagt Confucius, im Leben ihren großen Wert haben; aber sie allein, ohne die Tiefe und ohne den Ernst und die Ausdauer des Strebens wird nimmermehr einen ganzen Mann aus dir machen und noch weniger dich zu großen, der Nachwelt würdigen Thaten befähigen.

Erklärung im einzelnen.

1. Es glänzen Viele in der Welt,
   Sie wissen von allem zu sagen,
   Und wo was reizet, und wo was gefällt,
   Man kann es bei ihnen erfragen;
   Man dächte, hört man sie reden laut,
   Sie hätten wirklich erobert die Braut.[1])

Inhalt. Wir begegnen zuweilen im Leben Leuten, die eine große Vielseitigkeit des Wissens zeigen. Über alle Gegenstände, die eine allgemeinere Teilnahme erregen, kann man sich bei ihnen Rats erholen, so daß es scheint, als hätten sie wirklich das Höchste in Wissenschaft und Kunst erreicht.

1) Anspielung auf das Sprichwort: wer das Glück hat, führt die Braut heim.

2. Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
   Ihr Leben war verloren.
   Wer etwas Treffliches leisten will,
   Hätt' gern was Großes geboren,
   Der sammle still und unerschlafft
   Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.[1])

Inhalt. Doch wenn wir nach ihren wirklichen Leistungen uns erkundigen und nach den Werken fragen, die sie hinterlassen, so forschen wir vergeblich. Wer darum etwas wirklich des Nachruhms wertes schaffen will, der soll seine Kraft nicht zersplittern, sondern auf einen bestimmten Punkt zusammendrängen.

1) Vergleiche zu dieser Stelle Schillers sechsten Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen. „Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unseres Geistes in einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zu-

sammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an, und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint.

3. Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Inhalt. Der Baum ist uns ein Bild der Bedingungen des rechten Schaffens. Nicht die ins Breite sich entfaltenden Blätter sind es bei ihm, welche die Früchte erzeugen, sondern im kleinen Kern verborgen ruht der Samen, aus dem ein neuer Baum hervorwächst.

Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf:
Handelnd erringt der Glückliche sie,[1]) der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

Gedanke. Auf zwei Wegen ist es dem Menschen möglich, zur Tugend zu gelangen, durch Glück oder durch Leiden. Zu wünschen aber ist ihm weder ununterbrochnes Glück, noch eine unaufhörliche Schule der Widerwärtigkeiten; sondern eine rechte Mischung beider, indem sowohl das Übermaß des Glücks, als des Unglücks große Gefahren mit sich bringt.

1) Sie: natürlich: die Tugend.

Das Unwandelbare.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit.“[1]) — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

Gedanke und Inhalt. Die Zeit eilt rastlos weiter. Sie sucht gleichsam die Ewigkeit, die beständig und unwandelbar ist. Bist du beständig und treu, so hört für dich ihre Flucht auf und sie rafft die Werke nicht mit fort, die du schaffst.

Das Eprigramm spricht demnach einen ähnlichen Gedanken aus, wie die Verse: der Sämann, in denen auch dem beharrlich ausgestreuten Samen des Guten ewige Dauer verheißen wird.

1) Das Epigramm enthält, wie die Anführungszeichen beweisen, ein Zwiegespräch. Auf die gewöhnliche Bemerkung von der Flucht der Zeit wird eine sittliche Anwendung erwidert.

Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

Gedanke. Auch in der sittlichen Welt giebt es einen Adel, der, wie das bürgerliche Standesvorrecht, der Person anhaftet. Solch sittlich Edle wirken durch ihre ganze Erscheinung und prunken nicht, wie gemeine Naturen, mit einzelnen guten Thaten.

Jetzige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.[1])

Inhalt. Der Dichter klagt über die Jünglinge seiner Zeit, daß sie an Jugendfrische den bejahrten Männern nachstehen.

1) Die Jugend ist alt: altklug, selbstzufrieden mit ihrem Wissen, ohne lebendiges Streben. — Im fünften und sechsten Brief über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts setzt Schiller die nachteilige Richtung des Charakters seiner Zeit und ihre Quellen auseinander. In den niedern zahlreichern Klassen der Bevölkerung findet er Verwilderung, unter den Gebildeten bietet sich ihm der noch widrigere Anblick der Schlaffheit dar. Die Ursache dieser Erschlaffung findet

er hauptsächlich in der durch das verwickelte Uhrwerk der Staaten hervorgerufenen strengen Absondrung der Stände und vor allem der Geschäfte. „Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maßstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung die größte Verfinsterung des Verstandes zu gut hält, darf es uns da nicht wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüts vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden?“ Und so wird dann allmählich das einzelne wirkliche Leben vertilgt, damit der Gedanke des Ganzen sein dürftiges Dasein friste.

An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

Gedanke und Inhalt. Der Dichter preist den hohen Wert der Poesie. Ihren veredelnden Einfluß möchte er um so weniger entbehren, wenn er an die vielen denkt, die sich ihren Wirkungen durch Gleichgültigkeit verschließen, und dadurch der Roheit und der Sinnlichkeit verfallen. — Was ihm selbst die Muse ist, sagt er in der Teilung der Erde.

Pflicht für Jeden.

Immer strebe zum Ganzen! und, kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

Gedanke und Inhalt. Etwas Ganzes und Fertiges zu werden, sollst du jederzeit bemüht sein. Ist dir das durch die Verhältnisse versagt, so ordne dich in weiser Selbstverleugnung einem größern Ganzen unter und fördere es, indem du als thätiges Glied dem großen Getriebe dienst.

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben.
Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

Gedanke und Inhalt. Das Epigramm giebt den Schlüssel zur Selbsterkenntnis und zur rechten Beurteilung anderer. Das Treiben anderer Menschen soll dir ein Spiegel sein, in dem du dich selbst erkennst. Willst du aber im Stande sein, ein sittliches Urteil über andere zu gewinnen, so prüfe dich selbst aufrichtig, wie du in gleichem Falle gehandelt haben würdest, und du wirst dann die Beweggründe ihres Handelns besser verstehen und schonender würdigen.

An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert ich hin," sprichst du, „der Menschheit zu helfen:
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn."
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.[1])
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.[2])
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut.

Gedanke und Inhalt. Das Gedicht ist die Antwort Schillers auf die Klage eines Menschen, der vergeblich gesucht hat, bessere Zustände in der sittlichen Welt herbeizuführen und nun mutlos dasteht. Der Dichter giebt ihm den Rat: du mußt vor allem der Menschheit im ganzen das Beste und Edelste zutrauen und nach dieser Anschauung deine Handlungen einrichten. Auch im kleinen sollst du helfen und fördern soviel, als möglich. Aber so wenig du es vermagst, den Gang der Natur zu ändern, so wenig sollst du denken, du könntest als einzelner das Wohl der ganzen Menschheit heben.

Der Dichter will also vom Streben nach Weltverbesserung

nicht abraten, er will es nur auf das rechte Maß zurückführen. Wir sollen getrost unsere höhern Anschauungen zu verwirklichen streben, aber uns keinen zu hohen Erwartungen hingeben, sondern vertrauen, daß ein höherer Wille das Menschengeschlecht, wie bisher, so auch ferner, seiner ihm vorgesetzten Vollendung entgegen führen wird.

1) Der Führer: Der folgende Spruch als Führer, der Spruch, wenn ich ihm folgte.

2) Die Vollkommenheit der Menschheit, welche du für sie zu erreichen suchst, wirst du durch dein Thun erreichen.

Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Gedanke und Inhalt. Wenn du auch nur deinem Freunde Liebe gewährst, so kannst du doch auch Nutzen von deinem Feinde ziehen. Der Freund erinnert dich durch das Lob, mit dem er deine Werke anerkennt, an den Wert deiner Leistungen. Der Feind zeigt dir durch seinen Tadel, woran es dir noch fehlt, was du noch zu erringen hast.

Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Gedanke und Inhalt. Wir können der Regel nach einen Meister natürlich nur in seinen Werken erkennen und würdigen. Der Meister in sprachlichen Darstellungen zeigt sich dagegen nicht allein in dem, was er ausspricht, sondern auch in dem, was er in der rechten Weise zu verschweigen versteht. Er ist nicht allein frei von geschwätziger Fülle und nachlässiger Breite des Ausdrucks, sondern er überläßt es auch in weiser Selbstbeschränkung und Zurückhaltung dem Leser, die Gedanken selbstthätig weiter auszuführen, die er geweckt und angeregt hat.

Dilettant.[1]

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt,[2]) glaubst du schon Dichter zu sein?

Gedanke und Inhalt. Schiller rügt in diesem Epigramm die Selbstüberschätzung derer, die sich schon für wirkliche Dichter halten, weil sie im Stande sind, einige richtige und fließende Verse zu schreiben.

1) Unter einem Dilettanten versteht man einen Kunstliebhaber, der, ohne sich der Kunst zu widmen, zu seiner Unterhaltung doch künstlerisch thätig ist.

2) Eine Sprache, die so reich ist, wie die deutsche, hat eine solche Fülle von inhaltsvollen Ausdrücken, und es knüpfen sich so viele Erinnerungen an einzelne Worte und Wendungen, daß sie gewissermaßen schon von selbst eine Menge von Gedanken darbietet.

Deutscher Genius.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.[1])

Gedanke und Inhalt. Das Wesen des deutschen Geistes in seinem Unterschied von dem französischen Geiste ist der Inhalt des Epigrammes.

Der Deutsche ist zu kräftiger und gehaltvoller Darstellung so tüchtig, als es einst die mustergültigen Kunstwerke der Römer waren, und das Verständnis für Schönheit, welches die Griechen so auszeichnete, ist ihm auch zu eigen gegeben. Aber vergeblich ist seine Mühe, sich den feinen Witz der Franzosen anzueignen.

1) Das geistreiche Verknüpfen und Verbinden, Zusammenstellen und Vergleichen der verschiedenartigsten Dinge, um eine innere Ähnlichkeit oder eine versteckte Beziehung zwischen ihnen aufzufinden, ist mit einem kühnen Sprunge verglichen.

Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen:
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.1)

Gedanke und Inhalt. Der Hexameter, eine Verbindung von sechs Dactylen, an deren Stelle Spondeen treten dürfen, ist das Versmaß, in dem die mustergültigen Heldengesänge des Altertums, unter ihnen die Odyssee und Ilias, geschrieben sind. Die Bewegung des Hexameters vergleicht der Dichter mit dem Dahineilen des Schiffes, das bald auf dem Gipfel der Wogen schwebt, bald in der Tiefe des Wassers schwimmt und endlos rings vom Himmel und Meer umgeben wird.

1) Der Dichter denkt bei diesem Epigramm nicht allein an den Hexamter selbst, sondern auch an das Heldengedicht, dessen Vers er ist und das in behaglicher Breite eine Fülle von Bildern und Anschauungen giebt.

Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Gedanke und Inhalt. Die Verbindung eines Hexameter — sechsfüßigen Verses — und eines Pentameter — ein fünffüßiger Vers — wie sie die beiden vorliegenden Verse enthalten, nennt man in der Lehre vom Versbau ein Distichon, d. h. eine Zweizeile, einen Doppelvers. Das Wesen des Distichons, das den Gedanken im Hexameter beginnt und in dem darauf folgenden Pentameter, mit seinen Ruhepunkten, zum Abschluß bringt, ist trefflich geschildert.

Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle[1]) der Meister.
Stehe, sprach er, und ich steh ihm mit Kraft und mit Lust.[2])

Gedanke und Inhalt. Die Obelisken sind hohe, vierseitige, nach oben spitz zulaufende und pyramidenförmig endigende Säulen. Von Mittelägypten bis Nubien sind sie sehr verbreitet und ihr Alter ragt bis ins fünfzehnte Jahrhundert vor Chr. hinauf. Sie sind meist aus Granit und zwar aus einem Stücke. Ihre Höhe schwankt zwischen 50 und 150 Fuß. Meist sind sie mit Hieroglyphen — d. h. Bilderschrift, verziert. Welchen Zwecken sie gedient haben, ist noch nicht ermittelt.

Schiller denkt, da er auch über die Peterskirche in Rom ein Epigramm gegeben hat, wahrscheinlich an den vaticanischen Obelisken, der unter dem römischen Kaiser Caligula im Circus vaticanus stand, im sechszehnten Jahrhundert aber vor der Peterskirche in Rom aufgestellt wurde.

Das Epigramm schildert den Eindruck der Leichtigkeit und Festigkeit, welchen der Anblick der Obelisken gewährt.

1) Bei den Worten: auf hohem Gestelle können wir uns nicht den Grundstein vorstellen, auf welchem sich der Obelisk erhebt, denn er war nicht hoch, sondern niedrig. — Auch das geht nicht wohl an, an die pyramidenähnliche Spitze, das sogenannte Pyramidion, im Gegensatz gegen die hohe darunter befindliche Säule zu denken, denn der Dichter spricht nicht von der Spitze im Verhältnis zur Säule, sondern von dem Eindruck des ganzen Obelisken.

Wir können deshalb die Worte: auf hohem Gestelle nur auf das Gerüst beziehen, mit dessen Hilfe der Meister den Obelisken errichtet hat. Dies liegt um so näher, als das Epigramm an den Moment erinnert, wo der Meister eben sein Werk vollendet hat und noch auf dem Gerüst befindlich zu denken ist.

2) Mit Lust: in leichter, gefälliger Form.

Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen; ich stelle
Dich unendlich, wie ihn, in die Unendlichkeit hin.

Gedanke. Der Meister vergleicht den Triumphbogen, den er erbaut hat, mit dem Himmelsgewölbe, das über die Erde sich hinspannt. Im unendlichen Raume steht er mit seiner ungeheuern Wölbung wie der unermeßliche Bogen des Himmels.

Die schöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Gönnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.[1])

Gedanke. Der Dichter malt das bewegte Leben und Treiben über und unter der Brücke im Gegensatz zu der ruhigen Schönheit, mit der ihre leichten Bogen gleichsam unmerklich über den Strom dahinschreiten.

Das Thor.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Gesetze!
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus!

Gedanke und Inhalt. Im eleusischen Feste zeigt der Dichter, wie der Ackerbau den Menschen zu festen Wohnsitzen geführt und das städtische Leben mit seiner Blüte hervorgerufen hat.

Im Spaziergang dagegen schildert der Dichter, wie nach dem Verfall des städtischen Lebens das Thor dem Bürger die Rückkehr zu der ewig jugendlichen Natur bietet. Beide Gedanken sind in dem Epigramm „das Thor" angedeutet.

Die Peterskirche.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret:
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

Gedanke. Nicht in den riesenmäßigen Verhältnissen der Peterskirche liegt ihr Wunderbares, sondern in der Fülle der Schönheit, die dich erhebt, und dich den Wert der Kunst begreifen lehrt.

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Gedanke. Der eine ist vollständig befriedigt durch die hohen geistigen Genüsse, die ihm die Wissenschaft bietet und um der Freude an seiner fortschreitenden Erkenntnis willen, giebt er sich ihr hin. Der andre sucht die Erkenntnisse, welche ihm die Wissenschaft bietet, lediglich zu seiner Bereicherung, oder zu nutzenbringenden Werken auszubeuten.

Die Flüsse.

1. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer[1]) gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze;
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Inhalt. So getreu auch der Rhein die Grenze Deutschlands beschützt, der Franzose weiß listig über den Strom hinüberzukommen.

1) „Dem Schweizer," geht natürlich auf den Ursprung des Rheins in der Schweiz. Die Treue der Schweizer ist sprüchwörtlich.

2. Donau in * *

Mich umwohnt mit glänzendem Aug'[1]) das Volk der Phäaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

Inhalt. Das Epigramm hatte früher die Überschrift: „Donau in O . . . .“, nämlich Donau in Österreich. Die Bewohner an der Donau werden mit dem Volke der Phäaken verglichen. Es war dies Volk nach Homer von den Göttern geliebt und mit allen Gütern des Lebens reich gesegnet. Es lebte auf der Insel Scheria unter dem König Alkinoos bei täglichen Gastmählern und Tänzen fröhlich dahin.

1) Mit glänzendem d. h. von frohem Genuß strahlendem Auge.

3. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

Inhalt. Mögen auch die Burgen am Main in Trümmer zerfallen sein. Noch immer wohnt an seinen Ufern der wackre Stamm der Franken.

Man erblickt in dem Epigramm, da Frankfurt, Goethes Geburtsort, am Main liegt, eine Artigkeit gegen Goethe.

4. Saale.

Kurz ist mein Lauf, und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

Inhalt. Der Nebenfluß der Elbe, im Unterschied von der in den Main mündenden fränkischen Saale, ist gemeint. Diese sächsische Saale durchfließt viele Länder, darunter auch die sächsischen Fürstentümer und bezieht sich das Lob des Dichters auf die thüringischen Fürsten.

5. Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

An der Ilm, einem Nebenfluß der Saale, liegt Weimar, wo bekanntlich Schiller und Goethe lebten. Die leise vorüberrauschende Welle hört gleichsam die unsterblichen Gesänge, die in Weimar entstanden.

6. Pleiße.

Flach ist mein Ufer, und seicht mein Bach, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Inhalt. Das Distichon spottet über die zahlreichen Schriftsteller Leipzigs. Sie haben gleichsam die Federn in Wasser, statt in Geist getaucht und wässerig und matt sind darum ihre Erzeugnisse. Schiller hatte schon, bevor er diese Verse schrieb, in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst gesagt: „die Musen an der Pleiße bilden einen eignen kläglichen Chor."

7. Elbe.

All' ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch.

Inhalt. Das Epigramm bezieht sich auf die Behauptung Adelungs, daß die Meißner Mundart das reinste Deutsch sei.

8. Spree.

Sprache gab mir einst Ramler[1]) und Stoff mein Cäsar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll,[2]) aber ich schweige seitdem.

Inhalt. Seit Ramler verstummt ist, dem die Thaten Friedrichs II. den Stoff zu seinen Gesängen gaben, hat Berlin keinen namhaften Dichter aufzuweisen.

1) Karl Wilhelm Ramler (1725—1798) war von 1748—1789 Professor an der Kadettenschule zu Berlin. Er wetteiferte in der Ode mit Klopstock und Horaz.

2) Es gehen diese Worte auf den etwas übertriebenen Ton der Ramlerschen Oden.

9. Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt,[1]) geb ich der Muse nicht Stoff.

Inhalt. Die Ufer der Weser haben keinen namhaften Dichter aufzuweisen.

1) Bedenkt: wundert euch darüber!

10. Gesundbrunnen zu **

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack, und die Quellen
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

Inhalt. Das Epigramm bezieht sich nach einer früheren Überschrift auf den wegen seiner warmen Quellen berühmten Badeort Karlsbad an der Eger in Böhmen.

11. Pegnitz.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Inhalt. Das Epigramm spottet über den gekrönten Blumenorden oder die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz. Es war dies ein Dichterverein, den Georg Philipp Harsdörffer (1607—1656), Ratsherr zu Nürnberg an der Pegnitz mit Johann Clajus (1616—1656) im Jahr 1644 gemeinschaftlich gegründet hatte, und der mit seinen geschmacklosen, langweiligen Tändeleien der Dichtkunst schadete, anstatt, wie er sollte, ihr zu nützen.

12. Die **chen Flüsse.

Unser Einer hats halter[1]) gut[2]) in **cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

Inhalt. In den Xenien lautete die Überschrift: die geistlichen Flüsse, ebenso, wie im ersten Verse früher „geistlicher Herren" stand.

1) Halt oder halter ist ein oberdeutsches Umstandswort, das aus halt' ich d. h. ich halte dafür, ich bin der Meinung, entstanden sein soll und dessen Bedeutung sehr mannigfaltig ist: nun einmal, freilich, eben u. s. w.

Man denke an das bekannte Sprüchwort: unterm Krummstab ist gut wohnen.

13. Salzach.

Aus Juvaviens[1]) Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

Inhalt. Der Name der Salzach giebt dem Dichter Gelegenheit zu einer witzigen Bemerkung über das Erzbistum Salzburg und über Bayern.

1) Die Salzach, ein Nebenfluß des Inn, durchströmt den Salzachkreis im Erzherzogtum Österreich, das ehemalige Erzbistum Salzburg, das 1805 an Österreich fiel. Bei den Alten hieß das Land: Juvavia.

14. Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

Inhalt. Unter dem anonymen Fluß ist die Fulda zu verstehen, an welcher das Bistum Fulda gelegen ist. Es liegt

in dem Epigramm ein derber Ausfall gegen den dortigen Bischof, als ob das ganze Land nur dazu diene, seine Tafel zu versorgen und dadurch verarme.

Worauf Schiller dies Urteil gründet, ist nicht bekannt. Düntzer erinnert an die Darstellung des Abts von Fulda, „des Weinfaßes von Fuld", in Goethes Götz. Sicherlich hat der Dichter den damals noch nicht lange verstorbnen Fürstbischof von Fulda Heinrich von Bibra (1759—1788) nicht gekannt, sonst würde er schon zu Ehren dieses edlen und wahrhaft wohlwollenden Fürsten, dessen freisinnige Schulordnung von 1781, wie seine ganze gesetzgeberische Thätigkeit, seiner Zeit zum Muster dienen konnte, das Distichon unterdrückt haben.

Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiste.

In einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.

Einleitung.

Gerade die schönsten Gedichte Goethes verdanken ihre Entstehung bestimmten äußern Erlebnissen und Erfahrungen ihres Verfassers. Sie sind deshalb Gelegenheitsgedichte im höchsten Sinne des Wortes und oft völlig unverständlich ohne die Bekanntschaft mit der Veranlassung, die sie ins Leben rief. Schiller dagegen war der Dichter des Gedankens, der die Stoffe zu seinen Dichtungen nicht aus den Berührungen mit der Außenwelt, sondern aus dem unendlichen Gebiete seines reichen Innern zu schöpfen pflegte. Er war deshalb kein Gelegenheitsdichter, und die wenigen Gedichte dieser Art, die wir von ihm besitzen, tragen daher nicht die Spuren seines Geistes. Insbesondere gelang ihm, wie Karl Grün treffend bemerkt, außer der „Huldigung der Künste" nie etwas dienstbeflissenes.

In diese Gattung gehören aber die Strophen an den Erbprinzen von Weimar, als dieser nach Paris reiste. Der Erbprinz wollte am 23. Februar 1802 seine Reise antreten und abends zuvor sollte sich das Mittwochskränzchen, bei dem auch der Erbprinz sich einzufinden pflegte, noch einmal versammeln. Bei dieser fröhlichen Zusammenkunft, für die auch Goethe in seinem Tischlied

einen Beitrag geliefert hatte, wurde das vorliegende Gedicht nach der Melodie des bekannten Liedes von Claudius: „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher", gesungen.

Spricht uns auch in dem Lied eine gewisse Herzlichkeit und eine warme Vaterlandsliebe wohlthuend an, so vermissen wir doch den Reichtum der Gedanken und die Schönheit der Sprache, die wir sonst an Schiller bewundern, und es erklärt sich der letztere Umstand daraus, daß der Dichter, da es an Zeit fehlte, eine neue Composition zu dem Liede zu beschaffen, ausnahmsweise eine fremde Strophenform wählen mußte.

Erklärung im einzelnen.

1. So bringet denn die letzte[1]) volle Schale
   Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale,[2])
   Das seine Wiege war.

Inhalt. Zum Abschied trinkt das letzte Glas auf das Wohl des Erbprinzen!

1) Die Worte deuten an, daß das Lied bestimmt war, unmittelbar vor dem Aufbruch der Freunde im Mittwochskränzchen gesungen zu werden.

2) Natürlich das Thal der Ilm, an welcher die Stadt Weimar liegt.

2. Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
   Aus lieben Armen los,[1])
Nach jener stolzen Bürgerstadt[2]) zu wallen
   Vom Raub der Länder groß.

Inhalt. Er ist im Begriff, eine Reise nach Paris anzutreten.

1) Aus lieben Armen. Diese Worte gehen, da der Vers nur eine Erweiterung des ersten Verses ist, nicht etwa auf die Arme der Freunde, mit denen er vereinigt ist, sondern auf seine Eltern und Geschwister.

2) Seit der Revolution hieß jeder Franzose: Bürger, daher Paris die Bürgerstadt. Zugleich liegt aber auch in dem Worte eine Anspielung, daß Paris keine Königsstadt mehr ist.

3. Die Zwietracht flieht,[1]) die Donnerstürme schweigen,
   Gefesselt ist der Krieg,[2])
Und in den Krater[3]) darf man niedersteigen,
   Aus dem die Lava stieg.

Inhalt. Der Krieg ist vorüber, und es ist möglich die Stadt zu besuchen, von welcher er ausging.

1) Eris war die Göttin der Zwietracht, die Begleiterin des Mars.

2) Der Krieg mit Frankreich war beendet. Am 9. Febr. war zu Lüneville der Friede mit dem deutschen Reiche geschlossen worden; am 30. September 1800 bereits der Friede zu Monfontaine mit den vereinigten Staaten von Nordamerika und am 28. März 1801 der Friede zu Florenz; am 1. Oktober 1800 der Friede zu Ildefonso mit Spanien; am 8. Oktober 1801 mit Rußland u. s. w.

3) Paris, von wo die Kriege der Revolutionszeit ausgingen, wird mit dem Krater eines feuerspeienden Berges verglichen, von dem aus die glühende Lava die Umgegend überflutet,

4. Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
O bringt es rein zurück!

Inhalt. Möge es dir gut gehen in dem öffentlichen Leben, dem du jetzt entgegengehst, und mögest du die Reinheit des Herzens auch in jener von Leidenschaften verdorbenen Stadt dir bewahren.

5. Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs[1]) zertrat;
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
Und streut die goldne Saat.

Inhalt. Du wirst auf deiner Reise, die zuvor vom Kriege verheerten und nun von neuem im Frieden blühenden Länder sehen.

1) Eine Anspielung auf den Streitwagen des Kriegsgottes Mars, auf dem er erzgepanzert, mit schimmerndem Helm und wallendem Helmbusch, den Schild in der Linken, auf dem Schlachtfeld einhertobte.

6. Den alten[1]) Vater[2]) Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Ahns[3])
Gedenken wird, so lang sein Strom wird fließen
Ins Bett des Oceans.

Inhalt. Auch den Rhein wirst du sehen, an dessen Gestaden einer deiner Vorfahren unsterbliche Heldenthaten verrichtete.

1) Alt wird der Vater Rhein genannt, weil er seit ewigen Zeiten unverändert fortströmt.

2) Vater war ein Ehrenname, den die Römer den Göttern, besonders dem Jupiter, beizulegen pflegten. Daher erhielten von ihnen auch Flüsse, die sie als Gottheiten verehrten, diesen Beinamen.

3) Der große Ahn war Herzog Bernhard von Weimar, der ausgezeichnete protestantische Held des dreißigjährigen Krieges.

7. Dort huldige des Helden großen Manen [1])
Und opfere dem Rhein, [2])
Dem alten Grenzenhüter der Germanen,
Von seinem eignen Wein.

Inhalt. Dort gedenke deines großen Ahns und bringe dem Rhein von dem an seinen Ufern gewachsenen Wein eine Spende dar.

1) Manen — die Seelen der Verstorbenen, die unsichtbar die Stätten ihrer Thaten umschweben.

2) Spende dem Rhein als Opfer dankbarer Erinnerung für sein Wächteramt, ein Glas seines Weines.

8. Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Brett [1])
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu vergeht.

Inhalt. Die Erinnerung an deine Vorfahren und an den alten deutschen Rheinstrom soll dir den vaterländischen Sinn erhalten, wenn du hinübergehst zu dem wankelmütigen Volke der Franzosen.

1) Das schwanke Brett: entweder die Rheinbrücke von Kehl nach dem Elsaß, oder das Schiffsbrett, welches bei der Überfahrt vom Schiff an das Ufer gelegt wird.

Am Antritt des neuen Jahrhunderts.

An * * *

Einleitung.

Schiller und Goethe gehörten zu denjenigen, welche annahmen, das neue Jahrhundert gehe mit dem Jahre 1799 und nicht mit dem Jahre 1800 zu Ende und welche deshalb scherzhaft „Neunundneunziger" genannt wurden. Schiller hatte den Plan gehabt, eine großartige Jahrhundertfeier in Weimar zu veranstalten. Aus Mangel an Teilnahme und Mitteln wurde indeß die Absicht aufgegeben, und man gab einer stillen und ernsten Feier den Vorzug.

Seinem Inhalt nach paßt das Gedicht durchaus nicht auf den Schluß des Jahres 1799 und den Beginn des Jahres 1800. Wenn wir deshalb erfahren, daß es im Juni des Jahres 1801 von ihm an das Cottasche Taschenbuch für Damen abgeschickt wurde, so können wir nur annehmen, daß es auch unmittelbar vor diesem Datum entstanden ist. Vielleicht hatte sich Schiller mittlerweile bequemt, die Auffassung gelten zu lassen, nach welcher das neue Jahrhundert erst mit dem Jahre 1801 begann.

Ähnlich, wie der Dichter den Pilgrim vergeblich nach einer Stätte der Erde suchen läßt, wo das Irdische himmlisch und unvergänglich ist, wo mit andern Worten vollkommenes Glück sich findet, klagt er in dem vorliegenden Gedicht darüber, daß die Erde keinen Ort des Friedens und reiner Freude darbiete. Aus der äußeren Welt der Wirklichkeit, deren Anblick nur Sorge und trübe Aussichten erweckt, weist er deshalb hin auf die Welt des Gedankens, der im Menschenherzen sein Reich behauptet und den beglückt, der in ihm die höchsten Freuden sucht.

Erklärung im einzelnen.

1. Edler Freund,[1]) wo öffnet sich dem Frieden,[2])
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,[3])
Und das neue öffnet sich mit Mord.[4])

Inhalt. Wohin du auch blicken magst, vorwärts oder rückwärts, nichts entdeckst du als Krieg und Unruhe und der Friede findet noch keine Stätte.

1) Das Gedicht scheint nach der Überschrift: An * * *, die ursprünglich die einzige war, an eine bestimmte Person gerichtet zu sein, und man hat sie bald auf Goethe, bald auf Wilhelm Humboldt bezogen. Allein einerseits hat man es mit Recht sonderbar gefunden, wenn Schiller solchen Freunden Lehren, wie sie der Schluß des Gedichtes enthält, zu geben für nötig befunden hätte, und andrerseits, was hätte den Dichter bewegen sollen, wenn er wirklich an eine einzelne Person gedacht hätte, deren Namen zu verschweigen? Es läßt sich also nur annehmen, daß er, wie in mehreren Fällen, bloß die Form der Anrede gewählt hat.

2) Es war zwar der Friede mit dem deutschen Reich zu Lüneville geschlossen und auch mit andern Völkern war der Friede hergestellt; allein mit Rußland sowohl als mit England stand Frankreich noch im Kriege, und der Dichter giebt sich deshalb der Befürchtung hin, daß noch neue Verwicklungen bevorstehen.

3) Es beziehen sich diese Worte auf den blutigen Krieg von

1798—1801, den Österreich, Rußland, Neapel und die Pforte gegen Frankreich führten.

4) Man könnte das Wort: **Mord** auf die in der Nacht vom 23. Merz 1801 erfolgte Erdrosselung des russischen Kaisers **Paul** beziehen. Allein dem Zusammenhange nach ist doch nicht wohl an ein so vereinzeltes Ereignis, welches eher zur Herbeiführung des Friedens dienen konnte, zu denken, sondern es ist darunter der **Krieg** zu verstehen.

2. Und das Band der Länder ist gehoben,[1)]
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott[2)] und der alte Rhein.

Inhalt. Die Grenzen der Länder sind aufgehoben, die alten Statsformen brechen zusammen. Selbst über das Weltmeer hin erstreckt sich der Krieg.

1) Es erklärt sich dieser Vers aus seiner früheren Fassung: „und die Grenzen aller Länder wanken" und bezieht sich auf die durch die Friedensschlüsse veränderten staatlichen Verhältnisse.

2) Der Krieg der Engländer und Franzosen in Ägypten ist gemeint, der erst im Frieden von **Amiens** (am 27. Merz 1802) dadurch ein Ende fand, daß England Ägypten an die Pforte zurückgab.

3. Zwo gewalt'ge Nationen[1)] ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,[2)]
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.[3)]

Inhalt. Zwei Völker, England und Frankreich, ringen um die Oberherrschaft der Welt.

1) **Zwo gewaltge Nationen:** England und Frankreich, die, wie gesagt, noch im Kampfe standen.

2) Vers 3: alle Länder zu unterjochen.

3) **Der Dreizack**, den Poseidon, der Meergott führt, bedeutet die Seemacht Englands, durch die es zu siegen strebte. „**Der Blitz**" geht auf die Geschütze der Franzosen.

4. Gold[1)] muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie **Brennus**[2)] in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Inhalt. Schwere Opfer legen die Sieger den überwundenen Völkern auf und nicht das Recht und die Billigkeit, sondern die Gewalt allein entscheidet über ihre Forderungen.

1) Es ist bekannt, welche ungeheure Geldsummen, außer den

geraubten Kunstschätzen die Franzosen von den unterjochten Völkern erpreßten.

2) Im Jahre 389 v. Chr. belagerte der Gallierkönig Brennus nach der Eroberung der Stadt Rom das dortige Capitol. Als die Belagerung bereits bis in den sechsten Monat gedauert hatte, wurden beide Teile zum Frieden geneigt. Brennus versprach, die Stadt und ihr Gebiet zu verlassen, wenn man ihm tausend Pfund Gold auszahle. Die Bedingung wurde angenommen. Bei der Abwägung aber ließ Brennus falsches Gewicht anwenden und auf die Beschwerde des Römers Qu. Sulpicius Longus, der die Verhandlungen leitete, legte Brennus noch Schwert und Wehrgehenk auf die Wage und rief: Væ victis! (Wehe den Besiegten!)

5. Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,[1]
Und das Reich der freien Amphitrite[2])
Will er schließen,[3]) wie sein eignes Haus!

Inhalt. Immer weiter sucht England seine Herrschaft zur See auszudehnen, ja es beansprucht den Besitz des ganzen Weltmeeres.

1) Es bezieht sich diese Strophe auf die immer weiter gehenden Ansprüche, welche England in Bezug auf die Seeherrschaft erhob. So machte es zum Beispiel seit dem Jahre 1798 von neuem das Durchsuchungsrecht der Handelsschiffe, welche nach den mit ihm im Kriege befindlichen Ländern Waren brachten, auch dann geltend, wenn Kriegsschiffe sie geleiteten, also der neutrale Staat dafür bürgte, daß sie keine Kriegsbedürfnisse führten.

2) Amphitrite (die Ringsumrauschte) war die Gemahlin des Meerbeherrschers Poseidon. Ihr Reich ist daher das Meer. Von der Kunst ward sie ähnlich der Aphrodite dargestellt mit einer netzartigen Haube und Krebsscheeren am Scheitel, auf Delphinen gezogenem Muschelwagen sitzend.

3) Will er schließen: will er andern verschließen, will er sich als Eigentum sichern, wie sein eignes Haus.

6. Zu des Südpols nie erblickten Sternen[1])
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Inhalt. Soweit aber auch England seine Flotten senden mag, das Paradies wird es niemals finden.

1. Bis zu den Sternbildern des äußersten Südens, die kein Entdecker oder Eroberer noch geschaut hat, mit andern Worten: in die entlegensten Länder der Welt.

7. Ach, umsonst auf allen Länderkarten,
Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewiggrüner Garten,
Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Inhalt. Vergeblich suchst du auf dieser Erde eine Stätte, wo Freiheit und Frieden herrschen, und die Menschheit sich zu ihrer vollen Blüte entfalten kann.

8. Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken
Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermessnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

Inhalt. So groß die Welt auch ist, so wenige sind es, die in ihr das wahre Glück finden.

9. In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Inhalt. Überhaupt ist es nicht die Außenwalt, in der du Freiheit, Schönheit und das große Edle suchen darfst. In deinem eignen Herzen mußt du das Reich des Vollkommenen suchen und finden.

Um die günstige Aufnahme zu beweisen, welche die ersten Auflagen des vorliegenden Werkes gefunden haben, geben wir nachfolgend einige Auszüge aus den uns bekannt gewordenen Besprechnngen desselben.

Weimarsches Kirchen- und Schulblatt.

Das Werkchen macht, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit; es will lediglich ein Hilfsmittel sein, weiter nichts. Das ist es aber auch und zwar ein vortreffliches. Es ist vornehmlich für solche Leser Schillers berechnet, welche sich die Vorkenntnisse nicht aneignen konnten, welche zum Verständnis der Schillerschen Gedichte durchaus notwendig sind. Eltern, welche ihre Töchter in das Verständnis der Schillerschen Gedichte einführen wollen, Volksschullehrern, welche, wenn auch nur dann und wann ein Gedicht von Schiller in der Schule erklären wollen, überhaupt allen denen, welche die Bekanntschaft des gefeierten Dichters gern machen möchten, aber seine Gedichte oft mismutig mit dem Seufzer wieder aus der Hand legen: „wenn ich diese Sachen doch nur verstände oder die Beziehungen kennte," wird das Hartertsche Werkchen eine sehr willkommene Erscheinung sein. Über die Sagen der Alten, welche in den Schillerschen Gedichten vielfach behandelt werden, über Geschichtliches, Geographisches, Naturhistorisches und Sprachliches findet der Laie in diesem Büchlein vollständige Auskunft. Wir wollen dasselbe nicht weiter empfehlen, es empfiehlt sich selbst. Wir wollen nur die Aufmerksamkeit des Publikums auf dasselbe richten, und sind fest überzeugt, daß allenthalben wo man nur erst mit ihm bekannt geworden ist, namentlich aber in dem Kreise, für den es berechnet ist, bald neben den Gedichten Schillers auch die Hartertsche Erklärung auf dem Bücherbrett stehen wird.

Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung.

Das vorliegende Buch will „ein praktisches Hilfsmittel" sein, das Verständnis derjenigen Schillerschen Gedichte zu vermitteln, welche sich vorzugsweise für die weiteren Kreise der Gebildeten und besonders für die Jugend eignen. Zu diesem Zweck verdient es allen empfohlen zu werden, welche diese Gedichte im einzelnen und ganzen näher kennen zu lernen wünschen und mit Sinn, Zusammenhang und Idee derselben sich vertraut machen wollen und doch der dazu erforderlichen gelehrten Kenntnisse entbehren, auch weder Zeit noch Gelegenheit haben, größere Werke dabei zu Hilfe zu nehmen. Vornehmlich hat der Verfasser, ein

geachteter kurhessischer Geistlicher, mit seiner Arbeit den Volksschullehrern teils zu ihrer Selbstbelehrung, teils zum Unterricht der Jugend dienen wollen. Denn, daß sie mit den Werken unserer Klassiker sich mehr und mehr vertraut machen, ist eine ebenso selbstverständliche Forderung, als man dem Verfasser beistimmen muß, daß auch der Volksschule die besten Früchte unserer Literatur zu gut kommen sollen. — Zunächst wird in eingehender Weise der Stoff oder die historische Grundlage des Gedichts besprochen und die Art, wie dieser Stoff behandelt ist, auseinander gesetzt. Sodann entwickelt der Verfasser den Gedankengang und die Idee und führt die Teile auf, in welche das Gedicht zerfällt. Darauf folgt die Erklärung im einzelnen, welcher jedesmal die betreffende Strophe vorgedruckt ist. Hier werden nun nicht blos alle etwas schwierigen Wörter erklärt und die aus der Mythologie, Geschichte und Philologie entlehnten Ausdrücke erläutert, sondern es wird auch der Zusammenhang der Worte im Satze und der Sätze untereinander zum deutlichen Verständnis gebracht und dabei überall auf die leitende Idee des Ganzen Bezug genommen. Die Ausführung ist wohl durchdacht und im Ganzen recht gelungen. —

Kurhessische Schulzeitung.

— — Was uns an dem Buche gefällt, ist die einfache und ungekünstelte Behandlungsart der Gedichte. Fern von aller Überschwänglichkeit, ohne alle gelehrt sein wollende Erklärungsweise und ohne literarisch-kritischen Apparat will, wie der Zweck einer solchen Schrift es verlangt, der Herr Verfasser nur den unmittelbaren poetischen Genuß der Dichtungen vermitteln. Und an diesem Ziele stören keine metrischen Erläuterungen, keine sprachlichen Distinktionen; nirgends ein minutiöses Verfolgen von geringfügigen Einzelheiten. Indem er den Eindruck und den Genuß des Ganzen als eines vollendeten Kunstwerkes als die Hauptsache ansieht und solchen durch einfache, prunklose Erläuterungen über Zweck, Idee, Inhalt, Einteilung des Gedichtes 2c. zu erreichen sucht, schließt er die notwendigen Erklärungen desselben in einzelnen kurzen Noten bei jeder Strophe an. Bei Abfassung des Buches hat der Herr Verfasser namentlich die Lehrer an Volksschulen im Auge gehabt, von denen er die Meinung hegt, daß sie für das Verständnis Schillers schon etwas in den öffentlichen Schulen, aber jedenfalls bei der Privatunterweisung thun könnten. Ihnen wollen wir auch insbesondere diese Auswahl als ein recht brauchbares Hilfsmittel bei dem deutschen Unterricht empfehlen. — Wir wünschen dem Herrn Verfasser diejenige Unterstützung, welche ihn in den Stand setzt, die in Aussicht gestellte II. Abteilung seiner Auswahl bald folgen lassen zu können.

Der christliche Schulbote aus Hessen.

— — Das Werkchen verdient alle Anerkennung. Für Schulen, denen Schillers Gedichte gehören, höhere Bürgerschulen, Realschulen 2c. für Privatlectüre, namentlich für Volksschullehrer, die zum Verständnis Schillers einen Kommentar suchen, ist das Buch ganz vortrefflich. — — Mit einer warmen Liebe für den Gegenstand, mit recht praktischem Geschick, in einer einfachen klaren Sprache und recht übersicht-

licher Darstellung, fern von allem für den angestrebten Zweck unnützen Gelehrtenkram führt der Verfasser durch Vermittlung des vollen sachlichen Verständnisses dergestalt in diese Gedichte und somit in die Eigentümlichkeiten des Dichters überhaupt ein, daß er als ein zuverlässiger Führer allen denen, die eines solchen auf diesem Gebiete bedürfen, empfohlen werden kann. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Erscheinen der versprochenen zweiten Abteilung durch raschen Absatz dieser ersten bald ermöglicht würde.

Kritisch-pädagogische Vierteljahrsschrift.

Der anspruchlose Verfasser beschränkt sich auf die Darlegung der historischen oder mythologischen Grundidee, des Inhalts und Gedankenganges und auf die Erläuterung. Das Buch hat uns recht wohlgefallen.

Schulblatt für die Provinz Brandenburg.

— — Das Büchlein zeugt von gewissenhaftem Fleiß und dichterischem Sinne; es wird in den Kreisen, für die es bestimmt ist, sicherlich zur Förderung des Geschmacks und zum Verständnis dichterischer Rede beitragen.

Allgemeine Schulzeitung.

Wenn unbestreitbar Schiller der Lieblingsdichter unserer Nation ist, und wenn ebenso gewiß diese Liebe vorzugsweise in seinem hohen, sittlichen, künstlerischen und intellectuellen Werte wurzelt, so drängt sich sehr natürlich der Wunsch auf, daß Schillers Poesie und deren Verständnis nicht bloß unter den Gebildeten, sondern auch im übrigen Volke mehr und mehr sich verbreiten möchte. Was nun, um vom Drama abzusehen, die Gedichte betrifft, so unterliegt die Sache bekanntlich großen Schwierigkeiten wegen der Idealität des Ausdrucks und der gelehrten Einkleidung vieler Stellen, wobei das Mythologische hauptsächlich in Anschlag kommt. Es sind also Commentare nicht blos für solche Leser nötig, welche höheren Lehranstalten angehören, oder solche hinter sich haben, sondern auch und zwar noch hilfreichere für Kreise schlichten Volkstums, sowie für Volksschule und Volksschullehrer. Hierzu bietet das oben bezeichnete Büchlein einen löblichen Beitrag. Die erste Abteilung liefert 19 Schillersche Gedichte mit recht gründlichen, klaren, populären, anspruchslos an das nächste Bedürfnis sich haltenden Erläuterungen. — Wir können diese Schrift als dem schönen Zwecke förderlich und nützlich empfehlen.

Darmstadt. F. Zimmermann.

Inhalt.

Urteile der Presse

über die

historischen Erzählungen

von

H. Brand.

Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen

Historische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert.

Dritte durchgesehene Auflage.

In Lehnspflicht.

Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert.

Zweite Auflage.

Allzeit getreu.

Historische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert.

Zweite Auflage.

Gute Zeit im Lande.

Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert.

Zweite Auflage.

Verlag von Georg H. Wigand
in Kassel.

In der Verlagsbuchhandlung von Georg H. Wigand in Kassel erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen,

Historische Erzählung von H. Brand.

Dritte durchgesehene Auflage.

Broschiert 5 Mark, fein gebunden 6 Mark.

Nachstehend erlaubt sich die Verlagshandlung auf einige Urteile der Presse aufmerksam zu machen, welche das Buch seit seinem ersten Erscheinen erfuhr.

Grenzboten.

„Der Verfasser dieser Erzählung hat sich die Aufgabe gestellt, unter sorgfältiger Benutzung des vorhandenen historischen Materials eine treue Darstellung der Losreißung Hessens von der Landgrafschaft Thüringen in dichterischer Form zu geben. Er hat ein Werk geschaffen, welchem man das liebevolle Eingehen in den Charakter von Zeit und Land mit Vergnügen anmerkt, und so gewinnt das Buch auch für denjenigen Leser seine Bedeutung, der nicht durch engere Heimatinteressen gefesselt wird. . . . . Allgemeines Interesse hat jedenfalls die kunstverständige, ruhige Art der Darstellung. . . . Die Sprache ist rein und angenehm und verrät einen gebildeten Geist."

Dichterheim.

„Das Leben auf den Burgen, in den Klöstern, in den Städten, die Sitten der Zeit, ihre Lieder und ihre Spiele, adeliger Sinn und freches Raubrittertum, vor allem aber auch echte, deutsche, ideale Minne treten uns in warmer Schilderung vor das geistige Auge. Dabei ruht alles auf strengster Forschung, selbst die trockenen Rechtsverhältnisse jener Tage sind auf das richtigste erfaßt und durch das Leben uns interessant gemacht. Die Losreißung Hessens ist mit viel Glut geschildert, und mein Thüringer Herz hat dem Autor zuweilen gegrollt, das eben ist aber vielleicht ein gutes Zeichen für ihn, daß er selbst für jene alten Tage mein Stammesbewußtsein zu wecken vermochte."

Deutsche Rundschau.

„ . . . . Das Bild der Zeit ist so wohlgelungen, die Begebenheiten sind so mannigfaltig, Gesinnung und Moral so tadellos, daß das Buch einen sehr angenehmen Eindruck hinterläßt und als ein unterhaltendes und belehrendes auch der Jugend warm empfohlen zu werden verdient."

Reichsbote.

„ . . . . Bei Darstellung der Ereignisse hat sich der Verfasser streng an das vorhandene historische Material gehalten und das Leben auf den Burgen, in den Klöstern und Städten ist im strengsten Anschluß an die Geschichtsquellen geschildert. Mit wechselndem Interesse und warmer Begeisterung wird jeder deutsche Leser dem vorliegenden Buche folgen, welches ihn in die vertraute Nähe der nächsten Nachkommen der heiligen Elisabeth führt, deren Enkelsohn Heinrich von Brabant war."

Hessische Blätter.

„ . . . . Es ist uns eine seltene Freude, dieses Buch hier anzeigen zu können, welches wir für eine der bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete des neueren historischen Romans halten, wie er sich in Anlehnung an Scheffels „Ekkehard" und Gustav Freytags „Ahnen" entwickelt hat. . . . . Wir dürfen namentlich noch hervorheben, daß die kulturgeschichtlichen Schilderungen von seltener Treue und Lebhaftigkeit sind. . . . . Alles ist so wahr, lebendig und schön dargestellt, daß wir gar manches davon unbedenklich noch über die mit Recht berühmten Freytagschen Schilderungen setzen möchten."

Deutsches Tageblatt.

„ . . . . Und diese Dichtung darf als ganz besonders gelungen bezeichnet werden und verdient vor allem eine Anerkennung. Während wir von einem Strom von Romanen überflutet sind, welche alle die persönliche Zuneigung zwischen Mann und Weib als das höchste Motiv bezeichnen, eine Neigung, welche oft wenig Seelisches in sich trägt, stellt uns H. Brand in seinem Buche wieder einmal vor ein erquickendes Bild aus jenen Tagen, wo Treue und Heiligkeit des gegebenen Wortes, Unterwerfung unter Gottes Führung und die strenge Pflicht mehr galten, als die Selbstberechtigung, welche nach allem greifen zu sollen glaubt, wonach ihr gelüstet. . . . . Vergessen wir doch nicht, daß nicht nur Eltern und Lehrer, Kirche und Haus, sondern auch Kunst und Litteratur verantwortlich sind für die Erziehung des jungen Deutschland."

Neue Preußische (†) Zeitung.

„ . . . . Ein auf Grund der alten Chroniken künstlerisch ausgeführtes Geschichtsgemälde des ersten hessen-thüringischen Landgrafen und seiner thatkräftigen Mutter, Sophie Herzogin von Brabant, und ganz besonders geeignet zur Verbreitung in Volks- und Schulbibliotheken."

Kasseler Tageblatt.

„.... Ein schönerer Blick in die Welt des Mittelalters und zwar nach allen Richtungen hin, kann der deutschen Jugend wohl nicht erschlossen werden, als es hier von der gewandten Feder des H. Brand geschieht. Treten in der ersten Hälfte bereits die Vorzüge des genannten Autors in fast blendender Weise hervor, so zeichnet sich die zweite durch eine ungemein fesselnde Darstellung und Schönheit der Sprache aus."

Weser-Zeitung.

„Die vorliegende Erzählung wendet sich an die Gebildeten der deutschen Nation. Sie hat zwar die Form einer Novelle, ist aber durchaus auf historische Studien basiert und strebt überall nach Treue. An vielen Stellen verweist der Verfasser in Noten die Leser auf die Quellen, aus denen er schöpfte. Nach dem Gesagten können wir die Brandsche Schrift nur recht warm empfehlen und sprechen die Hoffnung aus, daß sie ihren wohlverdienten Platz in vielen deutschen Häusern finden möge."

Hanauer Zeitung.

„..... Die Erzählung fließt leicht und glatt dahin. Der Stil ist durchaus elegant. Und nicht am Geringsten ist anzuschlagen, daß über dem Ganzen ein Geist der Reinheit und sittlichen Integrität ruht, den man leider bei den modernen Produkten bedeutender Schriftsteller vergebens sucht. Ein von solchem Geist erfülltes Werk eignet sich am besten für die reifere Jugend und es ist allen, die Liebe zum Vaterland haben, aufs Wärmste zu empfehlen."

Vossische Zeitung.

„Der Verasser hat es verstanden, historische Wahrheit und dichterische Erfindung glücklich zu vereinen und das Gute und Edle jener Zeiten mit dichterischer Intuition dem Leser anschaulich vor Augen zu führen."

Hessische Morgenzeitung.

„Das Kind von Hessen erzählt uns eine interessante, wenn nicht die interessanteste Epoche aus der hessischen Geschichte. Die Ereignisse spielen sich auf hessischem Boden ab und der Verfasser schildert sie uns mit einem Herzen voll Liebe und Begeisterung für diesen Boden und seine treuen, kernigen Bewohner. Man fühlt es jeder Zeile an, daß sie mit Lust und Laune geschrieben ist. Wo dies der Fall, fühlt sich der Leser mit fortgerissen und schon um dieses einen Vorzugs willen muß und wird die Dichtung Anklang finden.

Frankfurter Zeitung.

„Das Kind von Hessen berichtet uns eine bedeutsame historische Episode in anmutender künstlerisch gelungener Weise. Das Gerippe der Erzählung ist so streng historisch gebaut und gegliedert, daß man das Buch als Lehrmittel empfehlen kann. Die novellistische

Verknüpfung und Ausfüllung der geschichtlichen Daten ist in geschickter Weise durchgeführt, die Charakterisierung der Figuren trefflich. Wir stehen daher nicht an, das Buch als eines der wirklich guten Erzeugnisse historischer Romanlitteratur unbedingt zu empfehlen."

In der „Didaskalia" sagt Herr Oberbibliothekar **Dr. Albert Duncker** zu Kassel:

„Auch für das heranwachsende Geschlecht kann „Heinrich von Brabant" als Bildungsmittel bestens empfohlen werden. Die sittliche Hoheit, die wahrhafte und ungeheuchelte Frömmigkeit, welche in seinen Hauptcharakteren uns entgegen treten, sind ganz dazu angethan, die jungen Herzen zu erheben und für das Große und Edle in der vaterländischen Vergangenheit zu begeistern."

Und Herr Geheimrat Professor **Franz von Löher** in München schreibt an den Verleger:

„Es ist mehr Geschichte als Roman, das allein habe ich auszusetzen, aber ich bewundere dieses wahrhaft einzige historische Talent, welches kulturgeschichtliche Zustände und Personen so scharf erkennt, so richtig schildert."

Auch Herr Geheimrat und Provinzial-Schulrat **Dr. Bezzenberger** in Coblenz schreibt:

„Eine Parellele zwischen Ihrem Buch und Gustav Freytags „Ahnen", in dessen drittem und mehr noch seinem vierten Teil darf man wohl ziehen. Möchten nur solche Bücher sich immer mehr in unserer lesenden deutschen Welt einbürgern, damit wieder ein besserer Geschmack heimisch werde."

In Lehnspflicht.

Historische Erzählung von H. Brand.

Zweite Auflage.

Broschiert 5 Mark, fein gebunden 6 Mark.

Uber diese Erzählung des durch seine historische Erzählung „Heinrich von Brabant" schnell beliebt gewordenen Verfassers sind in der Presse nur lobende Kritiken laut geworden, aus denen wir einige kurze Auszüge hier folgen lassen:

Tägliche Rundschau

bringt eine Rezension aus der Feder Friedrich von Bodenstedts, in welcher derselbe sagt:

„Es ist ein groß angelegtes Werk, dessen in festen Linien gezogener Plan sich unter der reichen Ausführung versteckt, wie das vielfach verschlungene und weitum ragende Geäst einer mächtigen Linde im vollen Laub- und Blütenschmuck. Die Verwickelungen der in musterhaftem Deutsch geschriebenen und überall nach der Quelle schmeckenden Erzählung ergeben sich von selbst aus den Lehnsverhältnissen der Zeit, in welcher sie spielt und deren Ton sie meisterlich zu treffen weiß, ohne der Sprache irgendwelche altertümelnde Gewalt anzuthun. —

Grenzboten.

„Wir machen unsere Leser mit Vergnügen auf diese neue historische Erzählung H. Brands aufmerksam. Die Vorzüge des Verfassers, seine besonnene, objektive Lebensanschauung, sein historischer Sinn, seine reine und kräftige Charakteristik treten auch hier wieder lebendig hervor, und indem wir ein Bild der Zustände Mitteldeutschlands im Mittelalter erhalten, sehen wir zugleich Menschen die uns interessieren, in spannender Entwickelung ihres Schicksal vor uns."

Der Literarische Merkur

bringt eine größere Kritik des Herrn Redakteur Philipp Stein, die mit den Worten beginnt:

„Das mir vorliegende Buch bedeutet eine durchaus erfreuliche Vermehrung der kleinen Anzahl guter historischer Romane. Ich möchte diese Dichtung den letzten Bänden der „Ahnen" Gustav Freytags, Scheffels „Ekkehard" und dem vortrefflichen Romane Adolf Sterns „Die letzten Humanisten" zur Seite stellen. Hiermit wird für einen historischen Roman wohl das denkbar größte Lob ausgesprochen, aber dieses Buch H. Brands verdient dieses Lob in vollstem Maße."

Und am Schluß heißt es:

„Es ist ein gutes Buch, das durchaus Beachtung verdient . . . Ich wiederhole: ein gutes Buch, das jedem Leser Freude machen wird."

Die Hessischen Blätter

welche weitläufig in zwei Nummern auf den Inhalt des Romanes eingehen, sagen über die Arbeit selbst an verschiedenen Stellen:

„Der Verfasser, welcher sich vor zwei Jahren mit seinem Roman „Heinrich von Brabant" die Gunst des Publikums im Sturm eroberte, erscheint hier mit einer zweiten größern Erzählung geschichtlichen Inhaltes, von der wir gleich im Voraus sagen dürfen, daß sie sich jener ersten Gabe ebenbürtig anreiht, also die lebendigste Teilnahme der zahlreichen Freunde derselben beanspruchen darf. — — — Die großartige Tragik der Verwickelung ist von dem Verfasser in geradezu meisterhafter Weise zur Geltung gebracht. — — —

Die ruhige Wärme und klare Durchsichtigkeit der Darstellung, die scharfe, auf feiner Beobachtung und tiefer Kenntnis des Welt- und Seelenlebens beruhende Charakterzeichnung, sowie die reiche, durchweg echte kulturgeschichtliche Schilderei müssen ohne jede Einschränkung dieser Erzählung nachgerühmt werden. — — — Man darf diesem Buch das selten genug gewordene Lob spenden, daß es frei von jeder Geschmacklosigkeit, aber reich an besonderen Schönheiten ist. — — — Das Buch kann der erwachsenen und erwachsenden Jugend in die Hand gegeben und aufs Wärmste und Angelegentlichste empfohlen werden." —

Eine längere sehr eingehende Kritik bringt die

Allgemeine Zeitung in München.

„Dieses Buch hat so schönes Verdienst und ist dabei so eigenartig, daß wir auch in diesen Blättern darauf aufmerksam machen müssen. Von einer romanhaften Verwickelung ist darin kaum etwas zu spüren. Reiz und Spannung liegen in der Geschichte selbst. — — — Der Hergang wird so einfach und natürlich, mit solcher, wir möchten sagen, leib- und handhaften Wahrhaftigkeit erzählt, daß jede Ahnung ausgeschlossen ist, es könnte sich mit den innern Gründen, wie mit den Begebenheiten selbst auch anders verhalten haben. Wunderbar aber ist die kulturhistorische Treue dieser geschichtlichen Bilder. Nur wer selbst vertraut geworden ist mit den Menschen, Sitten und Einrichtungen des sechzehnten Jahrhunderts, wer sich durch Studien in Chroniken, Urkunden und Rechtsbüchern, durch Betrachtung der Gemälde, durch Eindringen in die Baulichkeiten der Burgen, Stadthäuser und Bauernhöfe länger mit jener Zeit beschäftigt hat, vermag die Richtigkeit, die innere und äußere Wahrheit vollständig zu würdigen. Von neuern Schöpfungen dieser Art wüßten wir nur weniges dem an die Seite zu setzen. Haben die Werke von Freytag und Scheffel mehr poetischen Duft und reicher schillernde Farben, so ist das hier besprochene Werk vollbelebt durch warmes Herz und Gemüt. Sittlicher Adel durchleuchtet wohlthuend und erhebend das Buch und nichts ist darin zu finden von jener abscheulichen Kunst, in lieblichen Novellen und anmutiger Sprache süßes Gift in die Seelen zu streuen und mit feinem Bedacht der Gottesfurcht, der idealen Liebe und vor allem der guten alten deutschen Sitte lächelnd ein paar Hiebe beizubringen."

Kreuzzeitung.

„Der Verfasser schildert uns keine fehlerlosen, unmöglichen Menschen, sondern Kinder jener Zeit mit ihren guten Eigenschaften und ihren Schwächen; aber gerade darin liegt der Wert des Buches, dem wir einen großen Leserkreis wünschen."

Deutsches Tageblatt.

„Der Hauch von Reinheit, tadellose Moral, die sittliche Hoheit der Hauptpersonen lassen das Buch in hohem Maße geeignet erscheinen zur Lektüre nicht nur für Erwachsene, sondern auch für die heranwachsenden Söhne und Töchter. — — — Die schöne,

gefällige, im Dialog etwas gefärbte Sprache verleihen der Erzählung einen eigenen Reiz. Manche Episoden sind meisterhaft vorgetragen und erscheinen als wahre Perlen deutscher Prosa."

Kasseler Tages-Post.

„In ihrem innersten Keime gesunde Gestalten treten uns hier entgegen, Gestalten, frei von der Romanschablone und gesundes Blut in ihren Adern führend. An diesen H. Brandschen Charakterschilderungen ist nichts Gemachtes, da ihr hier wiedergegebenes Denken, Fühlen und Handeln den Stempel der höchsten Wahrscheinlichkeit in sich birgt."

Weser-Zeitung.

„Nicht allein von historischer Treue, sondern auch von poetischer Schaffenskraft zeugt die Erzählung. Die auftretenden Gestalten sind wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. In ihren Anschauungen zeigt sich überall die gewaltige Erschütterung der Geister durch die Reformation und dabei sind andere Partien sehr lieblich, so namentlich das Aufkeimen der Liebe des früh verwitweten Ritters vom Stein. — — — Wir dürfen „In Lehnspflicht" warm empfehlen. Solche Erzählungen aus der deutschen Geschichte bilden die gesundeste geistige Nahrung für Jung und Alt."

Allgemeine conservative Monatsschrift.

„Eine vortreffliche, streng geschichtliche, mit kulturhistorischem Stoffe reichlich ausgestattete Erzählung, in welcher die Liebesaffairen wie billig eine bescheidene Rolle spielen." —

Romanzeitung.

„Die Handlung ist sehr geschickt aufgebaut und fesselt bis zum Schluß. Es ist eine echte deutsche Rittergeschichte, welche durch die liebevolle Schilderung der damaligen Sitten, der Herzenseinfalt und Frömmigkeit der Hauptpersonen, des Lebens und Treibens auf den Schlössern und Burgen jener Zeit ungemein sympathisch berührt. Daß das Buch namentlich der Jugend und den weiblichen Gliedern der Familie in die Hand gelegt werden darf, soll hiermit ausdrücklich erwähnt sein, es verdient nicht nur gelesen, sondern auch gekauft zu werden."

Die Blätter für literarische Unterhaltung

sagen in ihrer ausführlichen Besprechung:

„In Lehnspflicht von H. Brand ist ein reichhaltiges Gemälde und ein echt historischer Roman. — Handlung ist übergenug da, und ihr Strom ist konsequent und rasch; der Gang der Erzählung staut sich keinen Augenblick. Ritterfahrten und deutsches Bürgerleben in ihren mannigfachen Phasen und Formen, im Kriege wie im Frieden, reich, wahr und farbig; dazu das fürstliche Hofleben unter drückendem Wechsel von Schlägen, in Bangen und Schwanken; mitten in den Stürmen der Zeit die intime Herzensgeschichte einiger Liebespaare, treu und innig; Szenen aus dem Gerichtswesen jener Tage; noch ein Rest von studentischem Burschen- und Bachanten-

treiben; allerlei von städtisch-kaufmännischem Gewerbe; endlich mit größter Wucht und Eindringlichkeit die ganze Schwere, die Wechselfälle und Schrecken eines mit zügellosen Landknechtschaaren geführten Krieges; das sind der Szenerien mehr als genug, um ein farbiges, wechselreiches und vielgestaltiges, gewichtig und sinnvoll uns ansprechendes Bild bewegter Tage zu liefern, ein Bild, vertieft durch die mit überzeugender Wahrheit verfolgte psychische Gestaltung aller der Personen, die lebhaft unser Interesse beschäftigen. Es ist durchgebildete Arbeit und gediegene Charakteristik; auch hier scheint, wie das dem Verfasser schon einmal gelungen, historische Wahrheit und dichterische Erfindung in glücklichen Einklang gebracht.

Unter den zahlreichen Kritiken, welche H. Brands dritte Erzählung

Allzeit getreu.

Broschiert 5 Mark, fein gebunden 6 Mark.

in den gelesensten deutschen Zeitungen erfahren, heben wir einige Besprechungen besonders hervor und bemerken noch ganz ausdrücklich, daß das Werk auch nicht ein einziges Mal ungünstig besprochen wurde, daß aber alle Urteile darin übereinstimmen, es wegen seiner sittlichen Hoheit, geschichtlichen Treue und schönen Sprache als Geschenkbuch für Familien und die reifere Jugend, sowie zur Anschaffung für Schulbibliotheken zu empfehlen.

Die Münchener Allgemeine Zeitung,

welche dem Buch eine drei Spalten füllende Besprechung widmet, sagt von demselben:

„Mit der lebhaften Neigung für alles das, was in den alten Schriften steht, verbindet sich hier ein scharfes Verständnis für das Eigentümliche und Besondere einer vergangenen Zeit. Hierzu kommt ein schöner, schlichter Stil, der so deutsch ist, daß man nirgends einem Fremdwort begegnet. . . . . . Die Schilderungen von H. Brand, die sich über die letzten 18 Jahre des dreißigjährigen Krieges ergehen, sind so anschaulich, so sehr dem wirklichen Leben entnommen, als hätten wir den Simplicissimus oder Philander von Sittewald vor uns. . . ."

Hessische Morgenzeitung.

„Brand ist ebenso fleißiger Forscher als hinterdrein gewandter Erzähler. Wenn ihm bei jener vorbereitenden Arbeit Liebe zu Land und Leuten über alles hinweg hilft und zu verständigem, einsichts-

vollem Gestalten der Anlage führt, so weiß er dann, getragen von hohem sittlichem Ernst, seinen Gebilden diejenige Färbung zu verleihen, die alle Leser befriedigen muß. . . . Es ist ein ebenso bedeutsames als schwieriges Stück hessischer Geschichte, welches Brand uns bearbeitet hat. Die hohe Frau, Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel, hat in die Schicksale nicht nur unserer engern Heimat, sondern Deutschlands überhaupt in einer Weise eingegriffen, als wohl selten noch anderm Weibe beschieden ward."

Zeitung für Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

„Unter den historischen Romanen der jüngsten Zeit zeichnet sich „Allzeit getreu" in vieler Hinsicht, namentlich auch durch eine verständige Sichtung des überreichen Stoffes aus, so daß der Leser ein wirklich klares Geschichtsbild erhält. Wohlthuend umfängt ihn der das ganze Buch durchdringende Hauch der Reinheit und Lauterkeit. Nirgends hat der Verfasser die Versuchung empfunden, eine wilde, wüste Zeit in zügellosen Darstellungen wiederzugeben, sondern nur ihren schweren Ernst nachdrücklich zur Anschauung zu bringen getrachtet, und ohne in schwächliches Idealisieren zu verfallen, das allzu Abstoßende gemildert und verhüllt."

Deutsche Roman-Zeitung.

„Der Verfasser hat eingehende Studien über die Zeit gemacht, hat sich um die politischen und kirchlichen Kämpfe ebenso, wie um das Kleinleben gekümmert und mit großem Fleiß den Stoff zusammengetragen. Das Elend der Zeit findet eine lebendige anschauliche Schilderung und ist mit Geschick in die persönlichen Schicksale der einzelnen Gestalten verwoben."

Blätter für litterariririsch̄e Unterhaltung.

„Bewunderungswürdig ist, wie Brand, trotz des ungeheuren stofflichen Materials, das er zu übersehen hat, den Faden seiner Erzählung nicht nur niemals verliert, sondern auch immer seine klare, einfache Diktion beibehält, welche rasch den Fortgang der Erzählung vermittelt. Seine Sprache fließt immer ruhig und gleichmäßig dahin, welche Schilderung er auch vor uns entrollen mag."

Kasseler Journal.

„Es gereicht uns zur besonderen Freude, in dieser neuen Erzählung des wohlbekannten Verfassers unsern Lesern ein vortreffliches Buch für die Familienbibliothek und den Weihnachtstisch empfehlen zu können, ein Buch, das weit das mittlere Niveau der Geschenklitteratur überragt und von Erwachsenen mit dem gleichen Genuß gelesen wird, wie von der reifen Jugend. . . . Jedes Haschen nach Effekt und Sensation ist dem Verfasser fern, er erzählt ruhig, leidenschaftslos mit epischer Objektivität, ohne ins Breite zu verfallen."

Hamburger Nachrichten.

„Es geht ein solider historischer Zug durch das ganze Buch, Land und Leute sind vortrefflich charakterisiert; das aber mag man dem Verfasser als oberstes Verdienst anrechnen, daß er in all der trostlosen Zerrüttung aller Verhältnisse, in jener Zeit furchtbarster Heimsuchung mit Liebe immer den Spuren nachgeht, die von dem frommen Glauben der fleißigen Bürger und zähen Bauern zeugen und von ihrem Sinn für Familienleben, häusliche Zucht und Ordnung. Zwischen all dem verkommenen Elend der Genußsucht und dem Jagen nach Beute und Macht galt im Hessenland bei Fürstin und Volk der alte Eid: „Allzeit getreu!" Die Darstellung ist stilvoll und erhebt sich häufig zu großer Schönheit."

Hannoverscher Kurier.

„Solche Bücher wirken warnend und erhebend. Erhebend, weil sie die guten, kernigen Eigenschaften des deutschen Volkes in schönem Lichte zeigen, warnend, als sie uns das ungeheuere, noch heute nicht verschmerzte Elend, welches jener Krieg über unsere Gaue brachte, in Erinnerung bringen."

Kasseler Allgemeine Zeitung.

„Den freien evangel. Glauben, den sich Hessen im dreißigjährigen Kriege erstritt, hat es für das ganze evangel. Deutschland erkämpft: Amalie Elisabeth heißt der Felsen, an dem die Macht der Feinde zerschellte und an dem die schwächern evangel. Stände Schutz fanden. Im Herzen Deutschlands gelegen war Hessen, gerade so wie zu Luthers Zeiten, auch im dreißigjähigen Kriege Deutschlands Herz und soll es bleiben in Ewigkeit!"

Weser Zeitung

sagt am Schlusse einer längeren Besprechung:

„Wir können „Allzeit getreu" nur aus voller Ueberzeugung dem deutschen Volke empfehlen und den Wunsch aussprechen, daß diese Erzählung ebenso wie die frühern Schriften des Verfassers ihren Platz in recht vielen Haus- und Schulbibliotheken finden möge."

Professor Dr. **Karl Esmarch** zu Prag schreibt an den Verleger:

„Nach nunmehr beendeter Lektüre des Romans, darf ich nicht länger zögern, meiner Bewunderung für diese seltene und in ihrer Art einzige Leistung den freudigsten Ausdruck zu geben. Der daraus geschöpfte Genuß ist ein durchaus reiner, ungetrübter. Das künstlerische Interesse hält gleiches Maß mit dem sachlichen Gang. Abgesehen von dem mit unvergleichlicher Meisterschaft durchgeführten Zeitkolorit ist die Verquickung der historischen Ereignisse mit den entwickelten Charakteren und Schicksalen der Helden und Heldinnen mit vollendeter Künstlerschaft gehandhabt.

So Gediegenes braucht bei der Ueberschwemmung des Marktes mit leichter Ware Zeit sich durchzuarbeiten; dann aber wird der Erfolg ein um so glänzenderer sein."

Über Land und Meer.

Brand scheint sich das Hessenland speziell für seine dichterische Domäne auserwählt zu haben, denn sein neuestes Werk: „Allzeit getreu" spielt wieder in diesem schönen deutschen Landstrich. Der Autor versetzt uns in die Zeit des siebenzehnten Jahrhunderts und schildert die Bedrängnisse, in welche die Wirren des dreißigjährigen Krieges die edle Landgräfin Amalie von Hessen versetzten. Brand verschmäht die gebräuchlichen Kunstgriffe des gewöhnlichen Romanschreibers, er arbeitet nicht auf Rührung und Ueberraschungs-Effekte hin, sondern er malt kraftvoll und farbensatt ein anschauliches Zeitgemälde mit vortrefflichem Lokalton und gediegener, fein durchgearbeiteter Charakteristik der handelnden Personen. Die Erzählung hat einen ruhig epischen Verlauf und doch zieht sie uns ungewöhnlich an, interessiert und spannt eben dadurch, daß der Autor mit ganzem Herzen und warmer Liebe an dem Hessenlande und seiner Geschichte hängt, und männlich und tüchtig gestaltet. Die Hauptheldin, die Landgräfin, ist ein Kabinetsstück historisch treuer und doch dabei für dichterische Werke farbenschimmernd ausgestatteter Kabinetsmalerei. Dieser Figur ebenbürtig ist der kernige getreue Malsburg. Das Liebespaar Dorothea und Eckebrecht aber werden durch ihre Schicksale, ihr Fühlen und Denken, ihr Hangen und Bangen in schwebender Pein auch die weitgehendsten Forderungen der geübten Romanleserin zufrieden stellen, und somit sei dieser gediegene und anziehende Roman allen Leserkreisen warm empfohlen."

Seemanns litterarischer Jahresbericht.

„Der Verfasser hat sich durch seine frühern historischen Erzählungen bereits so vorteilhaft eingeführt, daß man nach jeder neuen Arbeit desselben mit Vergnügen greift."

Post.

„Der Verfasser dieser Erzählung hat sich schon durch seine frühern historischen Romane einen Namen gemacht. Die gegenwärtige Erzählung, welche ernst gehalten, künstlerisch gestaltet und meisterhaft geschrieben ist, können wir ohne Rückhalt loben und wünschen ihr einen großen Leserkreis."

Deutsche Dichtung

herausgegeben von K. E. Franzos.

„Allzeit getreu", historische Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert von H. Brand (Kassel, Georg H. Wigand) ist eine der bedeutendsten neueren Erscheinungen, sowohl in poetischer als kulturhistorischer Beziehung. Der Verfasser hat sich nicht bloß durch Studien in Büchern, sondern auch in Akten und Urkunden sorgsam vorbereitet; er besitzt aber auch ein feines Verständnis für die kreisenden Anschauungen und Begehrnisse eines vergangenen Zeitalters und verbindet damit ein glückliches Talent, sich schön und treffend auszudrücken. Das Werk ist die Lebensbeschreibung eines Volksstammes während der letzten achtzehn Jahre des dreißigjährigen Krieges. Die blinden Hessen, so genannt, weil sie immer

nur auf's nächste und ganz besonders halsstarrig nur auf ihr Recht und nicht auf ihren Vorteil schauen, hatten ein doppeltes Ziel vor ihren Augen: ihre Glaubensfreiheit wollten sie behaupten und ebenso ihr altes Landgebiet. „Allzeit getreu" sich selbst, ihrem Fürsten, ihrem Wort und Schwur erreichten sie ihr Ziel. Von der Entsetzung der belagerten Stadt Hanau bis zur meisterhaft geschilderten Schlacht bei Allerheim erhält der Leser ein Kriegs- und Sittenbild nach dem andern, so anschaulich und so wahrhaft, daß man mit den damaligen Zuständen vertraut wird, und was mehr ist, daß man sie begreift.

München. Franz von Löher.

Litteratur-Bericht.

Brand, H., Allzeit getreu. Historische Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert. 2. Aufl. (VI u. 487 S.) Brosch. 5 *M.*, fein geb. 6 *M.*

Des Verfassers Erzählungen aus der deutschen Geschichte: „In Lehnspflicht" und „Heinrich von Brabant" haben in der Presse allseitige rühmliche Anerkennung gefunden und sind mit vollem Recht den „Ahnen" G. Freytags und Scheffels „Ekkehard" als ebenbürtig an die Seite gestellt worden. Auch die vorstehend genannte, bereits in 2. Auflage erschienene historische Erzählung verdient dieses Lob in uneingeschränktem Maße. Sie entrollt uns ein lebendiges Bild der namenlosen Drangsale, welche der unheilvolle dreißigjährige Krieg in seiner letzten Hälfte über das hessische Land und Volk gebracht, und schildert in ergreifender Weise die unerschütterliche Beharrlichkeit und Treue, mit welcher das Hessenvolk auch unter den schwersten Prüfungen zu seinem um die evangelische Sache hochverdienten edlen Fürstenhause gestanden und den frommen Glauben, sowie den Sinn für Familienleben und deutsche Zucht und Sitte sich bewahrt hat. Die edlen Gestalten des frommen Landgrafen Wilhelm von Hessen und seiner herrlichen Gemahlin Amalie Elisabeth bilden den anziehenden Mittelpunkt der Erzählung, während die Herzensgeschichte zweier Liebespaare in lieblichem Kontrast steht zu den Schrecknissen jenes Krieges. Die auf gründlichen historischen Studien beruhende, von allen romanhaften Verwickelungen freie Erzählung zeichnet sich aus durch klare Durchsichtigkeit der Darstellung, kulturhistorische Treue, feine Charakterschilderung und Wärme der Empfindung und ist durchweht von dem Geiste sittlicher Hoheit und lauterer Frömmigkeit. Das Buch sei hiermit als wahrhaft bildende, Herz und Gemüt veredelnde Lektüre aufs wärmste empfohlen. Pf. H.—P.

Einige Auszüge aus Besprechungen über die soeben in 2. Auflage erschienene kulturhistorische Erzählung:

Gute Zeit im Lande

von

H. Brand.

Kassel, Verlag von Georg H. Wigand.

Broschiert 5 Mark, fein gebunden 6 Mark.

Norddeutsche Allg. Zeitung vom 23. Juni 1889.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit der friedlichen Regierung des Landgrafen Karl von Hessen und hat zum Mittelpunkt die Erbauung des Oktogons und der Kaskaden auf der heutigen Wilhelmshöhe. . . . . . Durch das ganze Buch hindurch klingt ein wohlthuender Ton warmer Liebe zu dem angestammten Herrscherhause und dem engern Vaterlande. Die Sprache ist frisch und lebendig; die Charakteristik ganz vortrefflich. Allen, welche über der oft scharf gewürzten, darum aber doch unkräftigen Speise der modischen Tageslitteratur den Geschmack an einfacher, derber, aber guter Nahrung nicht verloren haben, empfehlen wir warm das vorliegende Buch.

Rheinisch-Westfälische Zeitung vom 16. Dez. 1888.

Die vorliegende Erzählung spielt in den Jahren 1700 bis 1717 und hat zum Hauptinhalt die Entstehung der Wilhelmshöhe bei Kassel und ihrer Herkulesbauten und Kaskaden. Die thatsächliche und aktenmäßige Darstellung widerlegt das Märchen, daß jene Anlagen aus dem Erlös nach Amerika verkaufter Landeskinder errichtet seien. . . . . . Die Sprache ist ohne jede Altertümelei und dabei doch den Vorgängen angemessen, dazu rein und lauter wie die Menschenbilder, die vor uns erscheinen. . . . . . Wenn man den Verfasser auch nicht mit Freytag und Scheffel in eine Linie stellen kann, so darf man ihn doch mit Recht als einen ihrer besten und berufensten Nachfolger bezeichnen. Recht vielen möchten wir das Vergnügen wünschen, diese gute und schöne Erzählung zu lesen.

Kreuz-Zeitung vom 14. Dez. 1888.

Es ist nur freudig zu begrüßen, wenn mit ernster Gewissenhaftigkeit eine Periode der vaterländischen Geschichte in lebendiger Gestaltung und ohne Aufdringlichkeit der Belehrung vor uns erscheint. Das können wir angesichts dieses Buches aussprechen. . . . Die schlichte und herzliche Frömmigkeit der Darstellung möchten wir nicht unerwähnt lassen.

Post vom 9. Januar 1889.

H. Brand hat sich auf dem Gebiete der historischen Erzählung durch eine Anzahl von Arbeiten einen Namen gemacht und auch von Männern der Wissenschaft gerechte Anerkennung gefunden, sowohl wegen ihrer sittlichen Hoheit, wie durch die fesselnde Darstellung und reine Schönheit der Sprache. . . . .

Münchener Allgem. Zeitung vom 3. März 1889

bringt unter dem Titel: „Hessenland in historischen Erzählungen" eine Besprechung, welche mehr als drei Spalten füllt, und aus der wir nur folgende Sätze hervorheben:

Die Kurhessen können sich glücklich schätzen, daß sie jemand unter sich haben, der ihres Landes Geschichte allseitig und gründlich kennt, deren Abschnitte mit seltenem Talent sich kulturhistorisch zu vergegenwärtigen und mit poetischer Anschaulichkeit in leichtem natürlichem Stil darzustellen weiß. . . . . Alt und Jung bewegen sich in dem Buche in prächtigen Charakterköpfen. Weihnachts- und Hochzeitsfeste ziehen vorüber in reizenden anschaulichen Schilderungen, und die Liebe, „die größte Aktion des Lebens", wie Landgraf Philipp dies allmächtige Gefühl benannte, greift noch tiefer ein als die Statsaktionen und das deutsche Gemüt bewährt darin seine Stärke und seinen Zauber.

Hessische Blätter

bringen mehrere Besprechungen aus verschiedenen Federn, denen wir folgendes entnehmen:

Diese neuste Erzählung H. Brands führt den Leser vor ein psychologisch so fein und tief gezeichnetes Bild, daß jeder deutsche Leser, der für wahre, durch ihre Einfachheit herzbewegende Darstellung menschlicher Freude und menschlichen Schmerzes, sowie für die Wurzeln unserer Volksexistenz, Gottesfurcht, Fürstentreue, Familiensinn und Heimatsliebe noch Verständnis besitzt, sich angezogen fühlen wird. . . . .

In jeglicher Hinsicht erscheinen diese echt volkstümlichen Geschichten als kerngesunde Kost. . . . . Groß ist H. Brand in Zeichnung weiblicher Gemüter, des seelischen Lebens und Empfindens des Weibes. Hier wird man zuweilen in eine ungeahnte Welt eingeführt, aber man fühlt, daß sie wahr ist.

Kasseler Tageblatt vom 5. Dez. 1888.

Die Charaktere sind anziehend und interessant, das Zeitkolorit ist bestens gewahrt, ohne in Altertümelei zu verfallen, die Schilderungen sind lebendig und führen den Leser stets mitten in die Sache. Das Ganze ist im besten Sinne unterhaltend und belehrend, dabei spannend bis zum Schluß, der bedeutsam ausklingt mit der meisterhaften Schilderung der Enthüllung der Herkulesfigur und des Anlassens der Kaskaden am 8. Juni 1717.

Geheimrat Professor Dr. Bezzenberger schreibt unterm 11. Febr. 1889:

Gern erkenne ich an und rühme das Gute an diesen Büchern, welche jetzt schon, mehr aber wahrscheinlich künftig Beifall und Ehre finden, wenn der deutsche Roman unabhängiger von der fremden Welt, vaterländischer, sittlich reiner und freier von der Clique geworden ist.

In diesen Werken war von Anfang an der rechte Weg gefunden und es kam nur darauf an, in der ganzen Darstellung zur Meisterschaft sich zu erheben, und daß dies gelungen ist, des freue ich mich von Herzen!

Und dann der saubere Stil, der sich von allen Unarten fern hält, die immer mehr in der Roman- und Novellenlitteratur, namentlich im Feuilleton der Zeitungen, wuchern und überhand nehmen, so daß ich nur selten etwas davon lesen mag.

Bei diesen Büchern gehört ein sehr kritischer Leser dazu, einzelne Unebenheiten zu entdecken, die sich hätten vermeiden lassen.

Deutsches Tageblatt.

Gute Zeit im Lande. Historische Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhundert von H. Brand. Von dem gleichen Verfasser haben wir in früheren Jahren schon eine ganze Reihe geschichtlicher Schilderungen gelesen, die sich gleichfalls, wie die vorliegende, mit der Vergangenheit des Hessenlandes beschäftigten. „Heinrich von Brabant“ — „In Lehnspflicht“ — „Allzeit getreu“ sind ganz vortreffliche Erzählungen, und gleich diesen können wir unsern Lesern auch die vorliegende bestens empfehlen. Dieselbe führt uns an die Wende zwischen dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in eine hochbewegte Zeit hinein und stellt uns einer Anzahl Personen gegenüber, die in ihrer vortrefflichen Charakteristik unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Schon die Sprache des Erzählers nimmt sofort für ihn ein. Ohne nach dem Blendenden zu haschen, fesselt und spannt er ungemein. Was uns an diesem Buche indessen am besten gefallen hat, ist neben dem warm patriotischen Geist, der aus jeder Zeile spricht, die sittliche Reinheit der Empfindungen, und gerade diese lassen die Erzählung auch als eine sehr geeignete Lektüre für Frauen und Mädchen erscheinen.

Schlesische Zeitung.

Der in seiner engeren Heimath Hessen durch eine Reihe geschichtlicher Erzählungen als genauer Kenner und vorzüglicher Schilderer hessischer Geschichte und Zustände rühmlich bekannte Verfasser zeichnet in dem vorliegenden Bande mit der Herzens- und Lebensgeschichte seiner Heldin ein anschauliches Bild der Jahre von 1700 bis 1717. Er schildert sie als „gute Zeit im Lande“. Denn während der spanische Erbfolgekrieg wütete, verstand es Landgraf Karl von Hessen-Kassel, durch einen klugen Subsidienvertrag mit England und Holland nicht nur seinen Grenzen Frieden zu erhalten, sondern auch seiner Kasse soviel Geld zuzuführen, daß er in diesen Zeiten den Bau des Octogons mit dem farnesischen Herkules und der Wasserkünste auf der Wilhelmshöhe und daneben manche gemeinnützige Schöpfungen durchführen konnte. Jeder Besucher und Freund jenes durch Natur und Kunst so herrlich geschmückten Fürstensitzes wird sich gern in die geschickt angelegte und frisch durchgeführte Erzählung vertiefen, welche die Geschichte und die Fürsten eines kraftvollen deutschen Stammes in vielfach neuer Beleuchtung zeigt.



